
POTSDAMER STUDIEN ZUR FRAUEN- UND GESCHLECHTERFORSCHUNG

HEFT 1+2/2000 (4. JAHRGANG)

MÄNNLICHKEITEN THE DARK CONTINENT (?)

Inhalt

Redaktionelle Notiz 3

Sylka Scholz

Männlichkeit(en) erforschen. Eine Einführung in das Lehrforschungsprojekt 6

Manuela Salzwedel, Sylka Scholz

„Diese Aufgabe ist nun mal das Wichtigste, was ich mache: der Beruf“. Die Bedeutung von Berufsarbeit für die Männlichkeitskonstruktionen ostdeutscher Männer 22

Alexandra Amanda Ahammer, Ina Heise, Christine Stamm

Wie der Vater, so der Sohn? Der Einfluss der Herkunftsfamilien auf berufliche, familiäre und persönliche Orientierungen und Werdegänge der Söhne 51

Wiebke Waburg

Das schwache ‚starke Geschlecht‘? – Männlichkeit und Krankheit 64

Christian Ripp

Die ‚sozialistische Soldatenpersönlichkeit‘. Die soziale Konstruktion des preußischen Wehrpflichtigen in der DDR 82

Anne Mangold

Militär und Geschlecht – Bewegung an allen Fronten 98

Stefan Dudink

Imagining a Nation Without Heroes? The Trouble With Masculinity in Nineteenth Century Dutch Political and Military History 111

Stefan Zahlmann

Nichts als Arbeit? Männliche Identität und Berufstätigkeit in den DEFA-Spielfilmen „Bis daß der Tod euch scheidet“ (1979) und „Die Architekten“ (1990) 125

Oliver Geden, Johannes Moes

Idealtypen. Ein Beitrag zu einer reflexiven Männlichkeitsforschung 140

Rezensionen 154

Stephan Höyng, Ralf Puchert: Die Verhinderung der beruflichen Gleichstellung. Männliche Verhaltensweisen und männerbündische Kultur. 154

Christine Eifler/ Ruth Seifert (Hg.): Soziale Konstruktionen – Militär und Geschlechterverhältnis. 156

Heidrun Bründel, Klaus Hurrelmann: Konkurrenz, Karriere, Kollaps. Männerforschung und der Abschied vom Mythos Mann. 159

Peter Loos: Zwischen pragmatischer und moralischer Ordnung. Der männliche Blick auf das Geschlechterverhältnis im Milieuvvergleich. 162

Jacob Jacobson: Queer Desire in Henry James. The Politics of Erotics in The Bostonians and The Princess Casamassima. 165

Bisher erschienene Hefte 168

Redaktionelle Notiz

Sigmund Freud, der als erster ‚Männlichkeitsforscher‘ angesehen werden kann, konstatierte Anfang des 20. Jahrhunderts, dass Weiblichkeit für die Psychologie ein „dark continent“ (Freud 1933, 120) sei. Zum Abschluss einer der (neuen) Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse heißt es:

„Das ist alles, was ich Ihnen über die Weiblichkeit zu sagen hatte. Es ist gewiß unvollständig und fragmentarisch, klingt auch nicht immer freundlich. Vergessen Sie aber nicht, daß wir das Weib nur insofern beschrieben haben, als sein Wesen durch seine Sexualfunktion bestimmt wird. Dieser Einfluß geht freilich sehr weit, aber wir behalten im Auge, daß die einzelne Frau auch sonst ein menschliches Wesen sein mag. Wollen Sie mehr über die Weiblichkeit wissen, so befragen Sie ihre eigenen Lebenserfahrungen, oder Sie wenden sich an die Dichter, oder Sie warten, bis die Wissenschaft Ihnen tiefere und bessere zusammenhängende Auskünfte geben kann“ (Freud 1986, 110).

Nach 20 Jahren Frauen- und Geschlechterforschung hat sich das grundlegend geändert. Es liegen inzwischen umfangreiche Erkenntnisse über die Konstruktion von Weiblichkeit(en) sowie über Geschlechterverhältnisse und -beziehungen vor. Obwohl Geschlecht theoretisch seit Beginn der 90er Jahre als relationale Kategorie konzeptualisiert wird, fokussieren empirische Analysen immer noch vorrangig Frauen, weibliche Lebenszusammenhänge oder Weiblichkeitskonstruktionen. Pointiert formuliert kann vor diesem Hintergrund nun nicht mehr Weiblichkeit sondern Männlichkeit als „dark continent“ angesehen werden. Ersetzt der Leser, die Leserin im obigen Zitat Weiblichkeit durch Männlichkeit, bestätigt sich dies zum einen, zum anderen scheint aber auch die hierarchische Geschlechterdifferenz auf, denn Männer sind immer eher als ‚menschliche Wesen‘, denn durch ihre Sexualfunktion bestimmt, angesehen worden. Auch ist der Leser, die Leserin heute nicht mehr gezwungen, nur die eigene Lebenserfahrung und/oder die Dichter zu befragen, wenn er bzw. sie etwas über Männlichkeit erfahren möchten: Mit diesem Doppelheft der *Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung* werden (weitere) Schlaglichter auf den „dark continent“ geworfen. Die hier vorliegenden Beiträge sind Resultat mehrjähriger Forschung und Lehre zum Thema Männlichkeit(en) an der Professur für Frauenforschung der

Universität Potsdam: eines mehrsemestrigen Lehrforschungsprojektes¹ zum Thema „Hauptsache Arbeit? Männlichkeitskonstruktionen am ‚Ende der Arbeitsgesellschaft‘“, eines Hauptseminars zum Thema „Militär und Geschlecht“ sowie Vorträge und Kolloquiumsdiskussionen. Die Mehrzahl der folgenden Texte wurde in diesem Rahmen von Studierenden erarbeitet.

Im ersten Teil des Heftes werden Ergebnisse des Lehrforschungsprojektes vorgestellt, die auf narrativen Interviews mit ostdeutschen Männern beruhen. Theoretischen Bezugspunkt bildet das Konzept der hegemonialen Männlichkeit von Robert W. Connell, das sich für biographische Forschung als sehr fruchtbar erwiesen hat und gleichzeitig begrifflich erweitert werden konnte. Die Schwerpunkte der folgenden Beiträge bilden die Themen, die sich als zentral für die biographische Konstruktion von Männlichkeiten erwiesen: Erwerbsarbeit (Manuela Salzwedel, Sylka Scholz), Herkunftsfamilie und hier insbesondere Väter (Alexandra Ahammer, Ina Heise, Christine Stamm), Krankheiten (Wiebke Waburg) und Wehrdienst (Christian Ripp). Eingeleitet wird der erste Teil mit einer theoretischen und methodischen Einführung in das Forschungsprojekt (Sylka Scholz).

Die Verknüpfung von Militär und Männlichkeiten bildet neben dem Artikel von Christian Ripp, der den ersten Teil abschließt, auch den Bezugspunkt der folgenden beiden Texte. Anne Mangold geht aktuellen Entwicklungen in der Bundeswehr hinsichtlich ihrer Auswirkungen auf Männlichkeits- und Weiblichkeitsvorstellungen nach. Besonders richtet sich ihr Interesse dabei auf die Umstrukturierung der Bundeswehr von einer Verteidigungs- zur Interventionsarmee und auf die beginnende Öffnung aller militärischer Laufbahnen für Frauen. Stefan Dudink referierte als Gast im Rahmen des Hauptseminars „Militär und Geschlecht“ über die Besonderheiten der historischen Entwicklung der Niederlande, die eine Nation ohne militärische Helden hervorbrachte. Wir freuen uns, auch seinen Vortrag an dieser Stelle einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich machen zu können.

Stefan Zahlmann nimmt den Faden zum Lehrforschungsprojekt wieder auf, insofern er sich in seinem Beitrag mit den Verknüpfungen von Männlichkeit und Erwerbsarbeit in der DDR anhand zweier DEFA-Spielfilme beschäftigt.

Im Anschluss an die Lektüre der genannten Beiträge (einschließlich des Rezensionsteils zu aktuellen Publikationen zum Thema Männlichkeit) sei es dem Leser, der Leserin überlassen, eine Einordnung der Autoren und Autorinnen in die Typisierung von Männerforschern vorzunehmen, mit der Oliver Geden und Johannes Moes unsere Erkundungen auf dem „dark

¹ Lehrforschungsprojekte sind an der Universität Potsdam Bestandteil des Hauptstudiums im Fach Soziologie, in denen Studierende eigenständige Forschungen durchführen.

continent“ vorerst abschließen und zugleich Fragen für die weitere Erforschung von Männlichkeiten aufwerfen.

Wir freuen uns, dass das vorliegende Doppelheft in einem neuen Layout erscheinen kann. Zugleich ist anzumerken, dass entsprechend der Richtlinien der Universität Potsdam versucht wurde, die neuen Regeln der Deutschen Rechtschreibung anzuwenden.

Ina Dietzsch
Sylka Scholz

Literatur:

- Freud, Sigmund 1933: Neue Folgen der Vorlesung zur Einführung in die Psychoanalyse. In: *Gesammelte Werke. Chronologisch geordnet*. Anna Freud u.a. (Hg.), Band XV, London, Frankfurt am Main, 1940-1968
- Freud, Sigmund 1986, *Neue Folgen der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse*. Frankfurt am Main: S. Fischer

Sylka Scholz

Männlichkeit(en) erforschen. Eine Einführung in das Lehrforschungsprojekt

Im Wintersemester 1998/99 und Sommersemester 1999 fand unter meiner Federführung ein Lehrforschungsprojekt unter dem Titel "Hauptsache Arbeit? Männlichkeitskonstruktionen am ‚Ende der Arbeitsgesellschaft‘" statt. Daran nahmen 16 Studierende der Soziologie (Diplom und Magister) teil, davon zwölf Frauen und vier Männer. Mit den vorliegenden Aufsätzen, die von Teilnehmer/innen des Lehrforschungsprojektes erarbeitet wurden, werden die Ergebnisse vorgestellt.

Ausgangspunkt des Projektes war die Annahme, dass ein qualifizierter Beruf, lebenslange Vollerwerbstätigkeit und damit verbunden die Rolle als Familienernährer in modernen Gesellschaften zu den Selbstverständlichkeiten im Lebensentwurf und Selbstbild von Männern gehören und Erwerbsarbeit zugleich den zentralen Bezugspunkt für männliche Identitätskonstruktionen darstellt. Die gesellschaftlichen Bedingungen für die Realisierung dieser Selbstverständlichkeiten und Identitätskonstruktionen wie lebenslange Vollerwerbstätigkeit, Bindung an einen Arbeitsplatz und Betrieb lösen sich jedoch zunehmend auf. In dem Projekt sollte deshalb anhand von Interviews mit ostdeutschen Männern¹ zunächst der Frage nachgegangen werden: Inwieweit gelten die oben genannten Annahmen auch für Männer aus der DDR? Und weitergehend: Wie bewältigen sie die neuen Bedingungen auf dem Arbeitsmarkt? Entwickeln sie neue Lebensentwürfe und Selbstbilder? Verändert sich der Stellenwert von Erwerbsarbeit für die Konstruktion von männlicher Identität?

Im Folgenden werden zunächst die theoretischen Prämissen des Projektes und der methodische Zugang erläutert. Daran schließt sich die Darstellung des Untersuchungssamples sowie der Auswertungsmethode der Interviews an. Abschließend wird eine Übersicht über die Artikel gegeben.

¹ Die Fokussierung auf ostdeutsche Männer resultierte aus der Verbindung des Lehrforschungsprojektes mit meinem Dissertationsprojekt zur biographischen Konstruktion von Männlichkeit(en) ostdeutscher Männer.

Theoretische Prämissen und methodischer Zugang

Im Wintersemester 1998/99 stand zunächst die theoretische Einarbeitung in die Gegenstände Erwerbsarbeit, Konstruktion von Männlichkeit sowie der Zusammenhang von Männlichkeit und Erwerbsarbeit im Mittelpunkt. In einem ersten Schritt setzten wir uns mit der Entstehung und Entwicklung moderner Erwerbsarbeit auseinander. Erwerbsarbeit muss in modernen Gesellschaften als zentraler Vergesellschaftungsmodus für alle Individuen angesehen werden. Das galt sowohl für die DDR, mit deren spezifischer Struktur als „Arbeitsgesellschaft“ (Kohli, 1994) wir uns in diesem Kontext beschäftigt haben, als auch – trotz aller soziologischer Prognosen vom ‚Ende der Arbeitsgesellschaft‘ – für die bundesrepublikanische Gesellschaft der 90er Jahre.

Nachdem wir uns einen Überblick über die aktuelle Arbeitsmarktentwicklung insbesondere in Ostdeutschland erarbeitet hatten, beschäftigten wir uns in einem zweiten Schritt mit der sozialen Konstruktion von Männlichkeit. Geschlecht begreifen wir als eine soziale Konstruktion, die interaktiv durch die Individuen permanent hergestellt werden muss und zugleich tief in den Strukturen der Gesellschaft verankert ist. „Das soziale Geschlecht ist die Art und Weise, in der die soziale Praxis geordnet ist“ (Connell 1999, 92). Diese theoretische Verortung zog es nach sich, im Projekt nicht den Begriff ‚männliche Identität‘ zu benutzen, da dieser nahe legt, dass es eine stabile männliche Identität gibt, die zudem in vielen Konzepten biologisch fundiert ist. Er wurde durch den Begriff ‚Männlichkeitskonstruktion‘ ersetzt, der darauf verweist, dass ‚Männlichkeit‘ etwas ist, was vom Individuum in Abgrenzung zu Weiblichkeit (dauernd) hergestellt (konstruiert) werden muss.

Über diese Begriffsbestimmung hinaus erarbeiteten wir uns das Konzept des männlichen Habitus von Meuser (Meuser 1998), welches eine Verknüpfung von Bourdieus Konzept des vergeschlechtlichten und vergeschlechtlichenden Habitus (Bourdieu 1997) und Connells Konzept der hegemonialen Männlichkeit beabsichtigt. Im weiteren Verlauf des Projektes erwies sich, dass Meusers Konzept theoretische Schwächen aufweist (Scholz 1999), weshalb wir auf Connells Konzept zurückgriffen, das weiter unten skizziert werden soll.

Im dritten Schritt beschäftigten wir uns mit den wenigen vorliegenden Arbeiten zur Bedeutung von Erwerbsarbeit für die Konstruktion von Männlichkeit(en), formulierten unsere Forschungsfragen und erarbeiteten uns im Anschluss eine adäquate Forschungsmethode. Um die Bedeutung von Erwerbsarbeit für Männlichkeitskonstruktionen erforschen zu können, lag es nahe, biographische Interviews zu wählen, denn diese ermöglichen den Interviewten ihre eigenen Relevanzstrukturen zu entfalten und nicht durch die

Forschenden von vornherein auf das Thema Erwerbsarbeit festgelegt zu werden. Aus dem Set der vorliegenden Methoden der Biographieforschung wählten wir die Erhebungs- und Auswertungsmethode der „Narrationsanalyse“ nach Wolfram Fischer-Rosenthal und Gabriele Rosenthal (Rosenthal 1995, Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997). Die Interviewten werden mittels einer sehr offenen Erzählaufforderung (dies. 1997, 141), um die Erzählung ihrer Lebensgeschichte gebeten. Nach Abschluss der „autonom gestalteten Haupterzählung oder autobiographischen Selbstpräsentation“ (ebd. 142) erfolgen zunächst interne Nachfragen zur Lebensgeschichte und im Anschluss Fragen, die sich aus dem jeweiligen Forschungszusammenhang ergeben. Für diesen dritten Teil wurde von uns ein Leitfaden entwickelt.

Untersuchungssample und Zugang zu den Interviewpartnern

Parallel zur Aneignung der Methode erarbeiteten wir die Struktur des Untersuchungssamples: Die zu interviewenden Männer sollten alle ihre Ausbildung und den Übergang in den Arbeitsmarkt der DDR absolviert haben und gegenwärtig in den Arbeitsmarkt integriert sein. Dies betrifft weitgehend die Geburtsjahrgänge von Anfang der 50er² bis Mitte der 60er Jahre. In die Strukturierung des Samples flossen darüber hinaus Daten über die Ausbildungsstruktur der entsprechenden Geburtsjahrgänge sowie Daten zur aktuellen Verteilung des Erwerbsstatus (Angestellter, Selbständiger, Erwerbsloser) ein. Die Interviewpartner sollten durch Kontakte im Umkreis der Studierenden gewonnen werden.

Die Umsetzung unseres theoretischen Samples erwies sich aufgrund der Kürze der Zeit als schwierig. Zudem war die Kontaktaufnahme zu ostdeutschen Männern durch den Generationsunterschied zwischen den zu befragenden Männern und den Studierenden komplizierter als angenommen. Dadurch zog sich die Interview- und Transkriptionsphase, die für die Semesterpause anberaumt war, länger hin als geplant, was auch Auswirkungen auf die Auswahl der Fälle für die Einzelfallanalysen hatte (s.u.).

Insgesamt wurden im Rahmen des Lehrforschungsprojektes 20 Interviews geführt, von denen 18 für die Auswertung verwendet werden konnten. Die Interviews dauerten i. d. R. eineinhalb bis zwei Stunden, in Ausnahmefällen über zwei Termine verteilt bis zu vier Stunden.

² Arbeitsmarktstatistiken zeigten, dass Männer älterer Geburtsjahrgänge durch die Umstrukturierungsprozesse des Arbeitsmarktes nach der ‚Wende‘ und daraus resultierenden arbeitsmarktpolitischen Instrumenten wie Vorruhestand etc. in hohem Maße nicht mehr in das Erwerbssystem integriert sind.

Auswertung der Interviews und Fallvergleich

Zu Beginn des Sommersemesters 1999 erfolgte zunächst die Auswahl der Fälle für die Einzelfallanalysen. Da zu diesem Zeitpunkt überwiegend Transkripte der Interviews mit jüngeren Männern (bis 36 Jahre), die überdurchschnittlich hohe Bildungsabschlüsse haben, vorlagen, ist das Sample der Fallanalysen homogener als das Gesamtsample.³ Eine Übersicht mit den Kurzbiographien der betreffenden Interviewpartner findet sich im Anhang. Insgesamt wurden zehn Fallrekonstruktionen erarbeitet.

Kernstück der Auswertungsmethode von Fischer-Rosenthal und Rosenthal ist die Analyse der sequenziellen Gestalt der biographischen Selbstpräsentation bzw. der Haupterzählung. Dabei gehen die Autoren von der Annahme aus, „daß sowohl die thematischen und die temporalen Verknüpfungen der Textabschnitte als auch die Generierung der Textsorten (Erzählung, Argumentation oder Beschreibung) nicht zufällig oder beliebig ist“ (ebd., 148). Diese Verknüpfungen sind nur zu verstehen, wenn man analytisch zwischen ‚erlebter‘ und ‚erzählter‘ Lebensgeschichte unterscheidet.

Die ‚erzählte‘ Lebensgeschichte ist an die aktuelle biographische Situation des Autobiographen gebunden, sie bestimmt den Rückblick auf die Vergangenheit, enthält aber auch Verweise auf die damalige Wahrnehmung der Erlebnisse. Sollen Fehlschlüsse in der Analyse vermieden werden, so die beiden Autoren, müssen beiden Ebenen – die ‚erzählte‘ und die ‚erlebte‘ Lebensgeschichte – getrennt rekonstruiert werden.

Die sequenzielle Analyse der ‚erlebten‘ Lebensgeschichte rekonstruiert die chronologische Aufschichtung der biographischen Erlebnisse in der gelebten Zeit und ihre biographische Bedeutung. Die Analyse der ‚erzählten‘ Lebensgeschichte hingegen rekonstruiert die temporalen und thematischen Verknüpfungen, die der Autobiograph in seiner Selbstpräsentation vornimmt. Im Mittelpunkt stehen die Bedeutung der Erlebnisse in der Gegenwart, die biographische Gesamtsicht und die Gesamtevaluation. Die Analyse erfolgt in fünf Schritten (Analyse der biographischen Daten; Text- und thematische Feldanalyse; Rekonstruktion der Fallgeschichte; Fallanalyse; Kontrastierung von ‚erlebter‘ und ‚erzählter‘ Lebensgeschichte).

Innerhalb der Diskussionen zu den einzelnen Fällen zeichneten sich methodische Probleme ab. Deshalb erwies es sich als notwendig, die Methode unter zwei Aspekten zu erweitern. Die erste Erweiterung wurde in Bezug auf die Erkenntnisdimension vorgenommen: Konstruktionen von Geschlecht respektive Männlichkeit lassen sich nur adäquat erfassen, wenn man davon ausgeht, dass das Individuum in einem biographischen Interview „keines-

³ Eine Übersicht über das gesamte Sample befindet sich im Anhang dieses Textes.

wegs nur seine Lebensgeschichte (re-)konstruiert, sondern zugleich auch seine soziale Geschlechtszugehörigkeit. Lebensgeschichtliches Erzählen ist mithin ein bestimmtes ‚Konstruktionsmedium‘ für beide Kategorien, Biographie und Geschlecht“ (Dausien 1996, 5). Erst durch die Verbindung der angewandten geschlechtsindifferenten Methode von Fischer-Rosenthal und Rosenthal mit dem geschlechtersensiblen Ansatz der biographischen Konstruktion von Geschlecht von Bettina Dausien (1996, 1998) gelang es uns, die Männlichkeitskonstruktionen angemessen zu analysieren.

Die zweite Erweiterung bezog sich auf die Rolle der Interviewer/innen. Sowohl bei Fischer-Rosenthal und Rosenthal als auch bei Dausien wird deren Beitrag zur biographischen Konstruktion von Geschlecht nicht reflektiert. Es zeigte sich zunehmend, dass in den Fallanalysen nicht nur die ‚erzählte‘ und die ‚erlebte‘ Lebensgeschichte, sondern auf der Ebene der ‚erzählten‘ Lebensgeschichte auch die Interaktionssituation des Interviews zu rekonstruieren ist. Neben dem Alter und der Milieuzugehörigkeit der Interviewer/innen stellt deren Geschlechtszugehörigkeit eine wichtige Bezugsgröße für die Konstruktion der Lebensgeschichte respektive der Geschlechtszugehörigkeit dar. Deshalb wurde im Verlaufe der Analysen dieser Aspekt immer systematischer in die Fallrekonstruktionen einbezogen.

Neben diesen methodischen Aspekten stand im Mittelpunkt der Diskussionen das Phänomen, dass sich bestimmte inhaltliche Figurationen wie ein roter Faden durch alle Interviews zogen. Thematisch erfolgte die Konstruktion der Lebensgeschichte bei allen Männern durch die Bezugnahme auf ihre Ausbildungs- und Berufsbiographie. Diese nahm den zentralen Stellenwert in allen Interviews ein. Ein weiteres wichtiges Feld war der Wehrdienst in der NVA (Nationale Volksarmee). Die Herkunftsfamilie wurde in den meisten Lebensgeschichten nur am Rande berührt, i. d. R. meist in Bezug auf den Vater. Auch die Partnerschaften und die eigene Vaterschaft – der größte Teil unserer Interviewpartner hatte eigene Kinder – wurden in den Interviews von den meisten Männern kaum angesprochen. Über diese Bereiche wurde nur dann erzählt, wenn sie für den Interviewten mit Problemen, Konflikten etc. belastet waren. Des Weiteren rückte immer wieder der hohe Anteil von (lebenslangen) Krankheiten respektive körperlicher Versehrtheit – dies betraf fast die Hälfte des Samples – ins Zentrum der Diskussionen.

Die genannten Bereiche bilden die Gegenstände der nun vorliegenden Texte. Die theoretische Klammer stellt Connells Konzept der hegemonialen Männlichkeit dar.

Connells Konzept der hegemonialen Männlichkeit

Connell ist mit seiner Konzeptualisierung von Männlichkeiten ein schlüssiger Entwurf gelungen, der zwar Schwächen enthält⁴, aber bis heute trotz einer Zunahme an theoretischer und empirischer Forschung über Männer und Männlichkeit(en) unerreicht bleibt. Im Folgenden wird das Konzept kurz erläutert und anschließend eine Modifikation der Begrifflichkeit vorgeschlagen.

Connell konzeptualisiert „Männlichkeit“ als „eine Position im Geschlechterverhältnis; die Praktiken, durch die Männer und Frauen diese Position einnehmen, und die Auswirkungen dieser Praktiken auf die körperliche Erfahrung, auf Persönlichkeit und Kultur“ (Connell 1999, 91). Männlichkeit kann also nie losgelöst vom Geschlechterverhältnis analysiert werden. Dabei stehen für Connell Machtbeziehungen, Produktionsbeziehungen und emotionale Bindungsstruktur (Kathexis) im Mittelpunkt der Analyse.

Ausgehend von dieser allgemeinen Definition konstituiert sich Männlichkeit in modernen Gesellschaften immer in einer doppelten Relationalität: durch die Unterordnung aller Frauen und durch ein Über- und Unterordnungsverhältnis zwischen Männern. Dieses Über- und Unterordnungsverhältnis ist hierarchisch strukturiert und enthält „zwei weitere Typen von Relationen – Hegemonie, Dominanz/Unterordnung und Komplizenschaft einerseits, Marginalisierung und Ermächtigung andererseits“ (ebd. 102).

Jede Gesellschaft bildet ein hegemoniales Männlichkeitsmuster aus, dem alle anderen Formen von Männlichkeit untergeordnet sind. „Hegemoniale Männlichkeit kann man als jene Konfiguration geschlechtsbezogener Praxis definieren, welche die momentan akzeptierte Antwort auf das Legitimationsproblem des Patriarchats verkörpert und die Dominanz der Männer sowie die Unterordnung der Frauen gewährleistet“ (ebd. 98). Diese Definition verweist darauf, dass hegemoniale Männlichkeit als eine „historisch bewegliche Relation“ (ebd.) begriffen werden muss.

Die Relation von Dominanz und Unterordnung ist durch die Dominanz heterosexueller und die Unterordnung homosexueller Männer gekennzeichnet. Zwar gibt es für Connell auch andere Formen untergeordneter Männlichkeiten, „schwule Männlichkeit“ ist aber für ihn deshalb so zentral, weil alles, was nicht in das Muster hegemonialer Männlichkeit passt, dieser Form zugeordnet wird. Dies führt nicht nur zu einer kulturellen Stigmatisierung, sondern zu handfesten Unterdrückungspraktiken gegenüber schwulen Männern, die für ihn am untersten Ende der Hierarchie der Männlichkeitsformen positioniert sind.

⁴ Zur Kritik an Connells Konzept vgl. u.a. Armbruster 1993 und aktuell Walter 2000.

Die Zahl der Männer, die das hegemoniale Männlichkeitsmodell realisieren können, ist sehr gering, es stellt aber für alle Männer das verbindliche Orientierungsmuster dar, zu dem sie sich (zustimmend oder abgrenzend) in Bezug setzen müssen. Die Tatsache, dass die Mehrzahl der Männer von der Vorherrschaft dieses Männlichkeitsmusters profitiert, fasst Connell mit dem Begriff der Komplizenschaft. „Als Komplizenschaft verstehen wir in diesem Sinne Männlichkeiten, die zwar die patriarchale Dividende bekommen, sich aber nicht den Spannungen und Risiken an den vordersten Fronten des Patriarchats aussetzen“ (ebd. 100). Unter patriarchaler Dividende versteht Connell den Gewinn (z.B. in Form höherer Löhne, Führungspositionen) den Männer aus der Unterordnung von Frauen ziehen.

Die Relation der Marginalisierung umfasst die Verknüpfung des sozialen Geschlechts mit anderen sozialen Strukturen wie Klasse und ‚Rasse‘. Auch innerhalb untergeordneter Männlichkeitsformen kann es zu Marginalisierungen kommen.

Connell verortet Männlichkeiten materiell auf den Ebenen Institution, Kultur, Milieu, Persönlichkeit und Körper. Dies gilt insbesondere für hegemoniale Männlichkeit. Dabei wird der Begriff hegemoniale Männlichkeit bei der Analyse der unterschiedlichen Ebenen eingesetzt. Dies führt z.B. zu Unschärfen hinsichtlich des Verhältnisses von hegemonialer Männlichkeit als kulturellem Orientierungsmuster und als Komponente in den Persönlichkeiten und Körpern von Männern (vgl. ausführlich Armbruster 1993). Auch für unsere empirischen Analysen erwies sich der Begriff als zu wenig differenziert, weshalb wir folgende Ausdifferenzierung vorschlagen:

- Strukturelle hegemoniale Männlichkeit: Diese Ebene umfasst die (Re-)Produktion in Institutionen wie dem Staat und seinen Kernbereichen der Macht, z. B. dem Militär, aber auch die (Re-)Produktion in den unterschiedlichen sozialen Milieus.
- Kulturell-symbolische hegemoniale Männlichkeit: Diese Ebene umfasst die in einer bestimmten Gesellschaft vorhandenen Vorstellungen/Bilder hegemonialer Männlichkeit sowie ihre (Re-)Produktion, wobei in modernen Gesellschaften den Massenmedien in diesem Prozess eine entscheidende Rolle zukommt.
- Individuelle hegemoniale Männlichkeit: Diese Ebene umfasst die Persönlichkeit und die Körper. In Weiterführung von Connells Ansatz scheint uns hier der von Andrea Maihofer formulierte Begriff von Geschlecht als „historisch spezifischer Denk-, Gefühls- und Körperpraxis“, als einer „Existenzweise“ (Maihofer 1994, 180), anschlussfähig.

Prinzipiell kann diese Ausdifferenzierung auch auf andere Männlichkeitsformen übertragen werden.

Als große Schwierigkeit in der Arbeit mit Connells Konzept erwies sich, dass seine Ausführungen zur (historischen Entwicklung) hegemonialer Männlichkeit (Connell 1996, 1998, 1999) nur bedingt auf (Ost-)Deutschland übertragbar sind. Obwohl Connells Ansatz auch in Deutschland eine breite Rezeption erfahren hat, mangelt es derzeit an konkreten empirischen Analysen.⁵

Überblick über die Texte

Ausgangspunkt der Aufsätze ist die Prämisse, dass sich alle Männer in ihren individuellen Konstruktionen von Männlichkeit(en) auf das gesellschaftlich hegemoniale Muster beziehen. Dabei kann die Bezugnahme positiv, eher ablehnend, widersprüchlich etc. sein. Diese individuelle Auseinandersetzung kann wiederum zu Veränderungen der hegemonialen Form führen. Um dieses Wechselverhältnis analysieren zu können, musste zunächst hegemoniale Männlichkeit rekonstruiert werden, was sich aufgrund des Standes der Männer-/Männlichkeitforschung als ein schwieriges Unterfangen darstellte. Die Rekonstruktion erfolgte – analytisch getrennt – nur anhand der Bereiche, die in unseren Interviews eine herausragende Rolle spielen: Berufsarbeit, Vater-Sohn-Beziehungen, Krankheit, Wehrdienst und muss als erste Annäherung verstanden werden.

In ihrem auch die anderen Texte fundierenden Beitrag „Das ist nun mal das Wichtigste, was ich mache: der Beruf“ stellen Manuela Salzwedel und Sylka Scholz die Ergebnisse des Lehrforschungsprojektes hinsichtlich der Bedeutung von Berufsarbeit für die Konstruktion von Männlichkeit(en) dar. Die Autorinnen rekonstruieren zunächst die Herausbildung der um Berufsarbeit figurierten hegemonialen Männlichkeitsform, die sich erst in der bürgerlichen Gesellschaft entwickelte und auch in der DDR – trotz der Integration der Frauen ins Erwerbssystem – vorherrschend war. Die Autorinnen zeigen, dass hegemoniale Männlichkeit tief in die Institutionen moderner Gesellschaften eingeschrieben ist und Männer sich deshalb bei der Konstruktion ihrer Männlichkeit(en) an diesem institutionalisierten Muster orientieren. Welche Herausforderung dies für Männer darstellt, präsentieren die Autorinnen detailliert anhand zweier Fallanalysen. Unter den Bedingungen eines hochgradig flexibilisierten und prekären Arbeitsmarktes, so die Argumentation der Autorinnen, ist die Realisierung einer kontinuierlichen Berufsarbeit heute stärker an die Realisierung des hegemonialen Männlichkeitsmusters gebunden, als es in der DDR der Fall war.

Die folgenden Beiträge müssen mehr noch als der vorherige als erste Erkundungen auf dem ‚dark continent‘ ostdeutscher Männlichkeiten ver-

⁵ Zu einem aktuellen Überblick über die deutsche Männerforschung vgl. Walter 2000.

standen werden. Alexandra Ahammer, Ina Heise und Christine Stamm gehen in ihrem Artikel „Wie der Vater so der Sohn?“ der Frage nach, welche Bedeutung der Herkunftsfamilie bei der Reproduktion hegemonialer Männlichkeit zukommt. Trotz aller Unterschiede in den einzelnen Lebensgeschichten konnten sie ein durchgehendes Muster identifizieren: Alle Männer orientierten sich an den Lebensentwürfen der Väter. Dies konnte durchaus auch Phasen der Abgrenzung und des Protestes beinhalten, aber zum Zeitpunkt des Interviews – also im vierten oder fünften Lebensjahrzehnt – bezogen sich alle Männer positiv auf ihre Väter. Während der Beruf und der berufliche Status des Vaters einen wichtigen Orientierungspunkt für die Männer bildete, geriet die Berufstätigkeit der Mütter weitgehend aus dem Blick. Die Mütter wurden, wenn überhaupt, als die Sorgenden, für die Reproduktion der Familie Zuständigen thematisiert. Die, auch für die DDR typische, moderne symbolische Geschlechterordnung mit ihrer Zuständigkeit der Männer für den Beruf und der Frauen für die Familie, strukturierte somit die Wahrnehmungen der Männer in hohem Maße und stabilisierte so die um Berufsarbeit figurierte hegemoniale Männlichkeit.

Wiebke Warburg geht in ihrem Artikel „Das ‚starke schwache‘ Geschlecht. Männlichkeit und Krankheit“ der Frage nach, wie langwierige Krankheiten von den betroffenen Männern in ihre Konstruktion von Männlichkeit(en) integriert werden. Dabei rekonstruiert sie zunächst anhand einer Relektüre der Gesundheitsforschung über Männer das hegemoniale Muster des Umgang von Männern mit ihren Körpern und mit Krankheiten. Mittels einer maximalen Fallkontrastierung (Strauss, 1998) gelingt es ihr, anhand zweier Fallanalysen zwei unterschiedliche Strategien im Umgang mit Krankheit und der Integration in die Männlichkeitskonstruktion zu identifizieren.

Christian Ripp rekonstruiert in seinem Beitrag „Die ‚sozialistische Soldatenpersönlichkeit‘“ auf theoretischer Ebene die Bedeutung des Wehrdienstes für die Konstruktion von Männlichkeit(en) der ostdeutschen Männer. Mit Rekurs auf die Entstehung der Wehrpflicht in Preußen und der Entstehung einer militarisierten Männlichkeit weist er die Kontinuitäten und Modifikationen auf, die diese Konstruktion in der DDR erfuhr. Dabei zeigt sich, dass die Figur der ‚sozialistischen Soldatenpersönlichkeit‘ fester Bestandteil der hegemonialen Männlichkeit der DDR war. Sie hat in hohem Masse zur Reproduktion traditioneller Vorstellungen von Weiblichkeit(en) und Männlichkeit(en) beigetragen und das bestehende Ungleichheitsverhältnis der Geschlechter legitimiert.

Abschließend sei an dieser Stelle allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern des Lehrforschungsprojektes für ihre engagierte Mitarbeit gedankt. Keine/r der Beteiligten hat trotz der hohen Arbeitsbelastungen aufgesteckt, alle haben umfangreiche schriftliche Hausarbeiten vorgelegt. Neben den Autorin-

nen und Autoren der vorliegenden Artikel arbeiteten Kristin Amler, Tobias Braniske, Doreena Gelse, Katja Grützmann, Stefanie Knappe, Anne Mangold, Tobias Motter, Martina Röser, Kathleen Witte und Nadja Zimmermann mit. Besonderer Dank gilt René Prochnow, der als Tutor in dem Projekt tätig war.

Literatur

- Armbruster, L. Christof 1993: *Eine ‚Soziologie der Männlichkeit‘? Antisexistische Studien von Männern über Männer im Kontext feministischer Theoriediskussion*. Unveröffentlichte Diplomarbeit, Uni Bielefeld
- Bourdieu, Pierre 1997: Männliche Herrschaft. In: *Ein alltägliches Spiel, Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis*. Irene Dölling; Beate Kraus, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 153-217
- Connell, Robert W. 1999: *Der gemachte Mann. Männlichkeitskonstruktionen und Krise der Männlichkeit*. Opladen: Leske + Budrich
- Connell, Robert 1998: Männer in der Welt: Männlichkeiten und Globalisierung. In: *Widersprüche*. Heft 67, Bielefeld: Kleine Verlag, 91-106
- Connell, Robert, W. 1996: ‚The Big Picture‘: Formen der Männlichkeit in der neueren Weltgeschichte. In: *Widersprüche*. Heft 56/57, Bielefeld: Kleine Verlag, 23-45
- Dausien, Bettina 1998: Die biographische Konstruktion von Geschlecht. In: *Einheit und Vielfalt. Das Verstehen der Kulturen*. Notkar Schneider et al., Amsterdam; Atlanta; GA: Rodopi; 256-275
- Dausien, Bettina 1996: *Biographie und Geschlecht. Zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten*. Bremen: Donat Verlag
- Fischer-Rosenthal, Wolfram; Rosenthal, Gabriele 1997: Narrationsanalyse biographischer Selbstrepräsentation. In: *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik*. Roland Hitzler; Anne Honer (Hg.), Opladen: Leske + Budrich, 133-164
- Kohli, Martin 1994: Die DDR als Arbeitsgesellschaft? Arbeit, Lebenslauf und soziale Differenzierung. In: *Sozialgeschichte der DDR*. Hartmut Kaeble et al., Stuttgart: Klett Cotta, 31-61
- Meuser, Michael 1998: *Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorien und kulturelle Deutungsmuster*, Opladen: Leske + Budrich
- Maihofer, Andrea 1994: Geschlecht als Existenzweise. In: *Geschlechterverhältnisse und Politik*. Institut für Sozialforschung (Hg.), Frankfurt am Main: Suhrkamp, 168-187
- Rosenthal, Gabriele 1995: *Erzählte und erlebte Lebensgeschichte*. Frankfurt am Main, New York: Campus

- Scholz, Sylka 1999: Michael Meuser: Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster (Rezension). In: *Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung*, Heft 1, 101-104
- Strauss, Anselm L. 1998: *Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. München: Wilhelm Fink
- Walter, Willi 2000: Gender, Geschlecht, Männerforschung. In: *Gender-Studien. Eine Einführung*. Christina von Braun; Inge Stephan (Hg.), Stuttgart; Weimar: Metzler, 97-115

Biographische Notiz

Sylka Scholz, 1964 in Salzwedel geboren, studierte Kulturwissenschaft und Soziologie an der Humboldt-Universität zu Berlin. Seit 1996 arbeitet sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Professur für Frauenforschung an der Universität Potsdam. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Geschlechterverhältnisse in der DDR und Ostdeutschland, insbesondere Männlichkeitskonstruktionen, Geschlechterkonstruktionen in der Barockoper und qualitative Methoden.

Anhang*Überblick über das Sample*

Tabelle 1: Altersstruktur

1951-1960	1961- 1967
8 (44,5 %)	10 (55,5 %)

Tabelle 2: Berufsabschlüsse und derzeitiger Erwerbsstatus

Schulabschluss	Erster Berufsabschluss	Höchster Bildungsabschluss	derzeitiger Erwerbsstatus
10. Klasse: 14 (77,7 %)	Facharbeiter: 12 (66,6 %)	Facharbeiter: 6 (33,3 %)	arbeitslos: 3 (16,6 %)
Abitur: 4 (22,3 %)	Berufsausbildung mit Abitur: 1 (5,5 %)	Meister: 2 (11,1 %)	freiberuflich: 2 (11,1 %)
	Hochschulstudium: 5 (22,2 %)	Fachschule: 1 (5,5%)	selbständig: 3 (16,6 %)
		Fachhochschule: 1 (5,5 %)	angestellt: 9 (50,0 %)
		Hochschule: 8 (44,4%)	Student: 1 (5,5 %)

Tabelle 3: Familienstand und Lebensform⁶

Familienstand	Lebensform
ledig: 7 (38,8 %)	Single (ohne Partnerin): 7 (38,8 %)
verheiratet: 8 (44, 4 %)	nichteheliche Lebensgemeinschaft: 3 (16,6 %)
geschieden: 3 (16, 6 %)	verheiratet: 8 (44,4 %)

⁶ Der Familienstand und die Lebensform waren kein Auswahlkriterium. Anzumerken ist, dass es sich bei allen Männern um heterosexuelle Männer handelt.

Kurzbiographien der Interviewpartner⁷

Name (Jahr- gang)	Schule/Beruf	soziale Herkunft	Familienstand
Michael Berger (1956)	Autoverkäufer Abitur Studium der Pädagogik (Geschichte/Staatsbürgerkunde) 1991 Entlassung, vier Wochen arbeitslos Qualifikation zum Sozialpädagogen (2 Jahre) seit 1993 Autoverkäufer	Vater: stellvertretender Betriebsleiter und Parteisekretär Mutter: Wirtschafts- kaufmann	verheiratet (1977), zwei Töchter (20 und 14 Jahre)
Wolfgang Brühig (1954)	Schichtleiter und Betriebsrat 10. Klasse POS ⁸ Lehre Elektriker 1984 Elektromeister Schichtleiter ab 1990 Betriebsrat	Vater: Gärtner, Verfolgter des Faschismus Mutter: Angestellte	verheiratet, drei Kinder (23, 21, 19 Jahre)
Sven Frodhin (1965)	selbständiger Finanzberater 10. Klasse POS FA Baumaschinist bis 1987 Baumaschinist, 1987 Entlassung Kraftfahrer beim Rat des Bezirktes 1990 Ausbildung und Arbeit als Versicherungskaufmann 1995 Selbständigkeit mit Partner seit 1997 eigenes Büro	Vater: Meister in der Industrie Mutter: Facharbeiterin (Eltern geschieden)	verheiratet (1990), geschieden (1998), keine Kinder

⁷ Die Kurzbiographien beziehen sich nur auf die Einzelfallanalysen.

⁸ Der Abschluss der 10. Klasse der POS (Polytechnische Oberschule) entspricht dem Abschluss der mittleren Reife der alten Bundesländer.

<p>Hein Holm (1967)</p>	<p>Ingenieur für Gebäudetechnik 10. Klasse POS Lehre Heizungsinstallateur Abitur an der Arbeiter- und Bauernfakultät 1989 Studium Gebäudetechnik seit 1995 nacheinander folgende Anstellungen in Ingenieurbüros</p>	<p>Vater: Ing. für Schweißtechnik Mutter: Krankenschwester</p>	<p>nichteheliche Lebensgemeinschaft, ein Kind (8 Monate)</p>
<p>Peter Maffax (1960)</p>	<p>freiberuflicher Journalist Berufsausbildung mit Abitur bei der Reichsbahn Studium Philosophie 1987 Redakteur beim Jugendradio 1991 Reporter bei einem Jugendmagazin 1991/92 Weiterbildung PR-Journalist, Abbruch seit 1992 selbständiger (Radio-) Journalist</p>	<p>Vater: selbständiger Elektriker Mutter: nicht bekannt</p>	<p>verheiratet (1981), geschieden (1994), seit 1996 nichteheliche Lebensgemeinschaft, eine Tochter (13 Jahre, lebt bei der Mutter)</p>
<p>Andreas Marx (1963)</p>	<p>Drucker 10. Klasse POS Lehre als Drucker bis 1989 Arbeit im Ausbildungsbetrieb nach der Wende wechselnde Arbeitsverhältnisse als Drucker</p>	<p>Vater: Schweißer, Schlosser, Kranfahrer Mutter: Wirtschaftskaufmann</p>	<p>verheiratet (1985), zwei Kinder</p>

Thomas Nerbitz (1964)	freiberuflicher Restaurator und Maler 10. Klasse POS Lehre Schlosser LKW-Fahrer 1989 DEFA (LKW-Fahrer, Schlosser, Assistent in Szenographie) 1991 Entlassung, 10 Monate arbeitslos 1991-94 Fachschulstudium Grafik und Gestaltung arbeitslos 10/1994 Studium Filmszenograph 1997 Studienabbruch seit dem freiberuflich	Vater: Dipl. Ökonom Mutter: nicht bekannt	ledig, alleinlebend
Ralf Ritter (1965)	Medizintechniker 10. Klasse POS Lehre Elektriker Elektriker bis 1988 1988 Tätigkeit im Materiallager, parallel Abendschule Abitur 1990 Studium Informationstechnik 1991 Studienabbruch 1991 Ausbildung zum Medizintechniker 1993 arbeitslos Ende 1993 Medizintechniker in privatwirtschaftlicher Firma seit 1996 Medizintechniker an einer Universität	Vater: Bauingenieur Mutter: Wirtschafts- kaufmann	ledig, alleinlebend
Jörg Strohe (1965)	arbeitslos (Arzt) Abitur 1985 Hilfskrankenpfleger 1986 Studium der Medizin Allgemeinarztpraxis (2 mal 1,5 Jahre) Gutachter beim TÜV Sommer 1998 arbeitslos	Vater: Prof. für Medizin Mutter: Pharmazie- Ingenieurin	nichteheliche Lebensgemein- schaft, ein Sohn (6 Monate)

Peter Töpfer (1976)	Ing. für Nachrichtentechnik 10. Klasse POS Facharbeiter für Nachrichtentechnik 1989 Fachabitur 1990 Studium Nachrichten- technik, Praktikum seit 1994 Ing. bei einem Konzern, verschiedene Abteilungen	Vater: Prof. für Biochemie Mutter: Sachbearbei- terin	verheiratet, keine Kinder
-------------------------------	---	--	------------------------------

Transkriptionsregeln (Rosenthal 1995)

(5): Pause, Angabe der Sekunden in der Klammer

=: schneller Anschluss

:: gedehnt gesprochen

(nicht): Angabe in Klammer, wenn nicht genau zu verstehen

Fett: laut und betont gesprochen

((lacht)): Kommentar zu nonverbalen Aussagen

Die Regeln der deutschen Rechtschreibung und Grammatik gelten für die Transkriptionen nicht. Die Interpunktion folgt der Sprachmelodie des Interviewten. Die Schreibweise der Wörter richtet sich nach der Aussprache.

Manuela Salzwedel, Sylka Scholz

„Diese Aufgabe ist nun mal das Wichtigste, was ich mache: der Beruf“.¹ Die Bedeutung von Berufsarbeit für die Männlichkeitskonstruktionen ostdeutscher Männer

Männliche Identität, so die zentrale These in der soziologischen und historischen (Geschlechter-)Forschung, konstituiert sich in modernen Gesellschaften vor allem in und durch Erwerbsarbeit. Diese recht allgemeine These bildete auch den Ausgangspunkt unseres Lehrforschungsprojektes „Hauptsache Arbeit? Männlichkeitskonstruktionen am ‚Ende der Arbeitsgesellschaft‘“. Ziel war es, den Zusammenhang von Erwerbsarbeit und Männlichkeitskonstruktionen² für die Generation der zwischen Mitte der 50er und Mitte der 60er Jahre in der DDR geborenen Männer zu rekonstruieren und die These zu diskutieren und zu konkretisieren. Des Weiteren sollte untersucht werden, welche Auswirkungen der Zusammenbruch des Erwerbssystems der DDR nach der Wende sowie die zunehmende Flexibilisierung und Feminisierung³ des Arbeitsmarktes in den 90er Jahren auf die Männlichkeitskonstruktionen haben.

In einem ersten Schritt wird stichpunktartig skizziert, unter welchen strukturellen Bedingungen sich eine um Erwerbsarbeit figurierte Männlichkeitskonstruktion historisch herausbildete und welche Kontinuitäten und Modifikationen diese in der DDR erfuhr. Im zweiten Schritt wird anhand der Auswertung der Strukturen von Lebensgeschichten sowie zwei exemplarischer Fallanalysen dargestellt, wie Männer Berufsarbeit als Ressource für die Konstruktion von Männlichkeit nutzen. Im Resümee gehen wir schließlich der Frage nach, warum berufliche Identitäten einen so hohen

¹ Zitat aus dem Interview Michael Berger (S. 40/1253–54).

² Zum Begriff Männlichkeitskonstruktion siehe Scholz in diesem Heft.

³ Feminisierung des Arbeitsmarktes bedeutet, dass sich eine Verschiebung von (männlichen) lebenslangen Normalarbeitsverhältnissen hin zu unsicheren, zeitlich befristeten und oft Teilzeitarbeitsverhältnissen vollzieht. Da bisher die Integration eines großen Teils der weiblichen Erwerbstätigen i.d.R. über diese Art von Arbeitsverhältnissen erfolgte, wird diese Verschiebung in der feministischen Literatur als Feminisierung bezeichnet.

Stellenwert haben und nicht andere Bereiche wie Familie und Freizeit für Männlichkeitskonstruktionen bedeutsam geworden sind.

Die Herausbildung einer um Berufsarbeit figurierten Männlichkeit

Historisch ist diese Konstruktion zuerst in der kleinen Schicht des Bildungsbürgertums zu verorten, welche sich in Deutschland im Laufe des 18. Jahrhunderts entwickelte und im 19. Jahrhundert rasch anwuchs.⁴ Voraussetzung für diese Entwicklung waren die fortschreitende Staatsbildung verbunden mit der Herausbildung eines modernen Verwaltungsapparates sowie die zunehmende Bedeutung der wissenschaftlich-akademischen Ausbildung, die zu einem wachsenden Bedarf an Beamten und Universitätsprofessoren führte.⁵

Der Arbeitsplatz der Männer in diesen Berufsgruppen befand sich nun nicht mehr im ‚ganzen Haus‘, der (Re-)Produktionsform der vorbürgerlichen Gesellschaften, die in einigen nicht-bürgerlichen Schichten bis zu Beginn des 20. Jahrhundert bestehen blieb, sondern im Büro, im Kontor oder in der Universität. Der (Arbeits-)Platz der Frauen lag weiterhin im Haus(halt) (vgl. u.a. Rosenbaum 1990). Mit dieser Trennung von (Erwerbs-)Arbeit und Familie und somit der Trennung in eine Produktions- und eine Reproduktionssphäre ging ein neues Familienleitbild einher: Der bürgerliche Ehemann sollte einer bezahlten, außerhäuslichen Arbeit nachgehen und mit dem erzielten Lohn die Familie versorgen. Die bürgerliche, von der Erwerbsarbeit ‚freigesetzte‘ Ehefrau wurde für die Erziehung der Kinder und die Schaffung eines gemütlichen Heims verantwortlich. Die Erwerbsarbeit rückte in den Mittelpunkt des bürgerlich-männlichen Lebenszusammenhangs, füllte ihn ganz aus und dominierte ihn (vgl. u.a. Frevert 1995).

Um eine historische Herausbildung eines derart engen Zusammenhangs zwischen Männlichkeit, männlicher Identität und Erwerbsarbeit zu ermöglichen, bedurfte es des Weiteren einer Umdeutung der unbezahlten Arbeit, die die bürgerlichen Ehefrauen in den Familien zu leisten hatten. Hausarbeit, die in der nun existierenden Form als eine Erfindung des Kapitalismus verstanden werden muss, wurde ästhetisiert (Schmidt 1990) und in „Liebe“

⁴ Berufliche Arbeit spielte bereits bei den zünftigen Handwerkern eine wichtige Rolle (Rosenbaum 1990), die Identität der Individuen wurde aber stärker durch ihre Standeszugehörigkeit als durch ihre Geschlechtszugehörigkeit geprägt.

⁵ In anderen westeuropäischen Ländern spielten das Wirtschaftsbürgertum – Besitzer und Direktoren von Wirtschaftsunternehmen, Kaufleute etc. – eine stärkere Rolle. In Deutschland stieg das Wirtschaftsbürgertum durch die relativ späte wirtschaftliche Entwicklung erst ab Mitte des 19. Jahrhunderts rasch an und erlangte sozialen und politischen Einfluss (vgl. u.a. Frevert 1995).

(Bock/Duden 1977) umgedeutet. Pointiert formuliert: Im Verständnis der bürgerlichen Gesellschaft arbeiteten Frauen nicht. Männer arbeiteten und erwarben durch ihre individuelle Leistung im Unterschied zum Adel, gegen dessen Privilegien qua Geburt sie sich abgrenzten, ihre Ansprüche auf wirtschaftliche Entlohnung, soziales Ansehen und politischen Einfluss. Damit verbunden, so Kocka (1987), entwickelte sich eine positive Grundhaltung gegenüber regelmäßiger Arbeit, Rationalität und Methodik in der Lebensführung sowie gegenüber dem Streben nach selbständiger Gestaltung der privaten und öffentlichen Aufgaben. In der Berufsarbeit geforderte Rationalität, Aktivität etc. flossen in die Formulierung der Geschlechtscharaktere ein und wurden so als Eigenschaften definiert, die sich aus dem Wesen des Mannes ergaben (Rosenbaum 1990). Die Ideologie polarer Geschlechtscharaktere und die Integration der Männer in das Erwerbssystem stützten sich wechselseitig und verstärkten die beruflich fundierte Konstruktion von Männlichkeit.

Durch die zunehmende Professionalisierung der Berufe und das rasche Wirtschaftswachstum vor allem ab den Jahren nach 1870 hatte sich am Ende des 19. Jahrhunderts eine spezifische Konzeption von Männlichkeit herausgebildet, die im Anschluss an Connell (1999) als hegemonial bezeichnet werden kann. Sehr grob skizziert zeichnet sich diese durch folgende Elemente aus: Berufsarbeit, die i. d. R. auf einer akademischen oder technischen Bildung basierte, Betonung von individueller Leistung, Streben nach ökonomischem Erfolg, Rationalität und Autonomie verbunden mit der Position des Familienernährers und (heterosexuellen) Ehemannes. Aus dieser Figuration resultierte die Autorität der Männer und ihre Dominanz über alle Frauen und über jene Männer, die dieser Männlichkeit nicht entsprachen.⁶ Die skizzierte kulturell-symbolische Vorstellung von Männlichkeit ließe sich für die Professionen weiter differenzieren⁷, für unseren Zusammenhang genügt es davon auszugehen, dass die verschiedenen Variationen alle um Berufsarbeit figuriert waren.

⁶ Hegemoniale Männlichkeit war in Deutschland zugleich sehr stark durch militärische Ideale geprägt. Die Absolvierung des Militärdienstes und damit die Waffenfähigkeit stellten die Bedingungen für die Staatsbürgerschaft und somit politische Einflussnahme dar (u.a. Frevert 1995, Frevert 1997). Im Bürgertum drückte sich die Inkorporierung militärischer Werte in der Institution des Reserveoffiziers aus. Im deutschen Kaiserreich war die Erlangung des Titels Reserveoffizier durch den Militärdienst Bedingung für die soziale Anerkennung (Frevert 1995, Rosenbaum 1990).

⁷ Connell unterscheidet zu Beginn des 20. Jahrhunderts grob zwischen einer Form, die um Sachverstand und Wissen und einer, die um interpersonale Dominanz organisiert war (Connell 1996). Für Deutschland müsste diese Unterscheidung vor allem unter dem Aspekt der spezifisch deutschen Aristokratisierung des Bürgertums erst überprüft werden.

Dieses kulturell-symbolische hegemoniale Muster setzte sich ähnlich wie das bürgerliche Familienleitbild mit gewissen Modifikationen⁸ im Laufe des 20. Jahrhunderts in allen Schichten durch und ist in verschiedene Institutionen eingeschrieben.⁹ So ist der moderne Arbeitsmarkt auf eineinhalb Personen (Beck-Gernsheim 1980) zugeschnitten, und zwar auf eine frei verfügbare (männliche) Arbeitskraft und eine (meist weibliche) Person im Hintergrund, die unbezahlt die notwendige Reproduktionsarbeit leistet. Hegemoniale Männlichkeit ist auch, so unsere These, in die Institution des um Erwerbsarbeit zentrierten institutionalisierten Lebenslaufs eingeschrieben. Dass es sich bei dieser als allgemeingültig geltenden Institution (Kohli 1985) um eine implizit männliche Institution handelt, die für Frauen anders strukturiert ist, hat u.a. Helga Krüger (1995) nachgewiesen.

Der institutionalisierte Lebenslauf regelt den sequenziellen Ablauf des Lebens, das heißt das Durchlaufen der Institutionen Schule und Ausbildungssystem sowie Daten des Eintritts, der Dauer des Verbleibs und des Austritts aus dem Erwerbssystem. Diese Institution strukturiert zugleich die biographischen Perspektiven und Handlungen der Individuen. Trotz der Deinstitutionalisierungstendenzen des Lebenslaufes im Zuge des Individualisierungsschubs seit den 70er Jahren (u.a. Beck 1986) und der Veränderungen des Erwerbssystems durch Globalisierungs- und Neoliberalisierungsprozesse (u.a. Kurz-Scherf 1998), die an dieser Stelle nicht diskutiert werden können, hat diese Form des institutionalisierten Lebenslaufs immer noch eine hohe Verbindlichkeit für die Individuen.

Auch in der DDR als staatssozialistischer Variante moderner Gesellschaften, deren Gesellschaftsstruktur ebenfalls auf der Trennung von Reproduktions- und Produktionssphäre beruhte, hatte der Lebenslauf eine dreiteilige Struktur: Ausbildungs-, Erwerbsarbeits- und Ruhephase. Die DDR-Gesellschaft ist in einem noch stärkeren Maß als die westdeutsche Gesellschaft als eine „Arbeitsgesellschaft“ (Kohli, 1994) zu charakterisieren. Denn die betriebsförmig organisierte Erwerbsarbeit war für den größten Teil der Gesellschaftsmitglieder die einzige Quelle für die materielle Existenzsicherung, ferner regelte sie den Zugang zu sozialen Leistungen und materiellen Ressourcen. Das sozialistische Projekt einer klassenlosen Gesellschaft, in der alle gleich sind, basierte auf der Teilhabe aller an der Erwerbsarbeit. Von Anfang an

⁸ Auch diese Modifikationen gilt es im Rahmen zukünftiger Forschungen zu konkretisieren.

⁹ Nach Connell materialisiert sich hegemoniale Männlichkeit auf den Ebenen Institution, Milieu, Kultur, Persönlichkeit und Körper. Da sich diese Unterscheidung für die empirische Arbeit als nicht praktikabel erwies, unterscheiden wir zwischen den Ebenen strukturell, kulturell-symbolisch und individuell (vgl. ausführlicher Scholz in diesem Heft). Im Folgenden beschreiben wir die strukturelle Ebene hegemonialer Männlichkeit.

setzte die DDR daher auf die Einbeziehung aller Frauen in das Erwerbssystem, um so die Gleichberechtigung der Frau, die Teil des sozialistischen Gleichheitsprojektes war, zu verwirklichen und zugleich das permanente Arbeitskräfteproblem zu lösen.

Einen hohen Stellenwert besaß dabei die berufliche Qualifikation.¹⁰ Aufgrund der historisch bedingten geringeren beruflichen Qualifikation der Frauen richteten sich die Bemühungen des Staates seit den 60er Jahren vor allem darauf, den Qualifikationsrückstand von Frauen zu beseitigen (Nickel 1993). In den 80er Jahren hatten Frauen und Männer formal gleiche schulische und berufliche Qualifikationen. Dabei war im Vergleich zu den Vorjahren der Anteil an Facharbeitern/innen gestiegen und der Anteil an Hoch- und Fachschulabsolventen/innen aufgrund der Beschränkung von Studienplätzen seit Beginn der 70er Jahren gesunken (Huinink et al. 1995).

Doch trotz der hohen Erwerbsbeteiligung von Frauen und der formal gleichen Qualifikation beider Genusgruppen blieb auch in der DDR die symbolisch-normative Verknüpfung von Männlichkeit und Erwerbsarbeit bestehen. Dies resultierte aus verschiedenen Faktoren, die im Folgenden nur angedeutet werden können. Ein wichtiger Faktor war die Tatsache, dass die Zuständigkeit der Frauen für die Reproduktionsarbeit nicht aufgehoben wurde. Frauen blieben aufgrund des ihnen zugeschriebenen „Wesens“ (Nickel 1993), das auf ihre Geschlechtszugehörigkeit zurück geführt wurde, weiterhin für die Haus- und Familienarbeit zuständig. Das bürgerliche Leitbild der Hausfrau und Mutter wurde lediglich um die Erwerbsarbeit erweitert und unterlag in den 40 Jahren DDR-Geschichte mehreren Modifikationen (Diemer 1994, Dölling 1991). Für die Frauen der hier untersuchten Generation galt die „berufstätige Mutter“ als Leitbild. Zugleich traten die Frauen jedoch in eine Arbeitswelt ein, die nach dem männlichen Normalarbeitsverhältnis strukturiert blieb, und sollten wie ein Mann arbeiten. Als Vorbilder galten der „Erbauer des Sozialismus“ und der „Held der Arbeit“, beide männlichen Geschlechts (Dölling 1991).

Des Weiteren war der Arbeitsmarkt der DDR geschlechtsspezifisch horizontal und vertikal segregiert. Frauen und Männer arbeiteten häufig in unterschiedlichen Wirtschaftsbereichen, sofern sie im gleichen Bereich beschäftigt waren, nahmen Männer i. d. R. die höheren Positionen ein (Nickel 1993). Durchschnittlich lagen die Löhne der Männer etwas höher als die der Frauen. Während also auf der einen Seite durch die strukturellen Vorgaben Männlichkeit an Erwerbsarbeit gebunden blieb, ist auf der anderen Seite davon auszugehen, dass die Anwesenheit der Frauen im Erwerbssystem,

¹⁰ Zum Bildungs- und Ausbildungssystem der DDR siehe Huinink et al. 1995, Wings 1999.

verbunden mit ihrer relativen ökonomischen Unabhängigkeit, die Position der Männer in den Familien stark veränderte. Der historisch gewachsene Anspruch auf familiäre Dominanz und Autorität, der sich aus der Funktion des Alleinverdieners begründete, wurde brüchig. Verstärkt wurde dies durch das sozialistische Familienleitbild, das eine gleichberechtigte Partnerschaft und beidseitige Verantwortung für die Reproduktionsarbeit beinhaltete.

Zwei weitere strukturelle Besonderheiten, die für unsere folgende Analyse bedeutsam sind, sollen kurz aufgezeigt werden. Zwar war die DDR in einem hohen Maß eine Arbeitsgesellschaft, aber sie unterschied sich von der kapitalistischen Marktwirtschaft darin, dass sie vom (kapitalistischen) Zwangs- und Ausbeutungscharakter befreit und in diesem Sinne eine „unvollständige Arbeitsgesellschaft“ (Belwe/Klinger 1986) war. So konnte sich eine neue, weniger leistungsorientierte Arbeitskultur entwickeln, die zwar weiter den Zwang – sozialistisch ausgedrückt: die Pflicht – zur Arbeit und entfremdende Arbeitsbedingungen, aber auch größere Handlungsspielräume enthielt (Hübner 1994, 1996, Lüdtke 1994). Zum Leistungsprinzip hatten die DDR-Führungen ein ambivalentes Verhältnis, so galt es zunächst als „Muttermal des Kapitalismus“ (Thaa 1989), weil es dem Gleichheitspostulat widersprach. Aus der Ablehnung des Leistungsprinzips resultierten jedoch gravierende Steuerungsprobleme des Wirtschaftssystems: Wenn zwischen Leistung und Einkommen kein Zusammenhang besteht, entfällt eine wichtige Arbeitsmotivation. Die zunehmenden wirtschaftlichen Probleme der DDR führten in den 80er Jahren zu einer ideologischen Aufwertung des Leistungsprinzips als „Grundprinzip des ökonomischen und sozialen Lebens“ (ebd.). Doch trotz dieser Aufwertung ließ es sich aufgrund veralteter Produktionsanlagen, Materialmangels etc. in vielen Bereichen, besonders in der Industrie, nicht durchsetzen (vgl. Hübner, Lüdtke). Auf die individuelle Wertschätzung von Leistung bzw. die individuelle Leistungsorientierung der DDR-Bürger/innen kann aus diesen strukturellen Bedingungen nicht geschlossen werden. Dies ist eine offene Frage für weitere empirische Forschungen.

In einer ersten Annäherung an eine kulturell-symbolische Definition hegemonialer Männlichkeit in der DDR können qualifizierte Berufsarbeit und gesellschaftliches Engagement (Erbauer des Sozialismus) als zentrale Elemente bestimmt werden.¹¹ Dieses Männlichkeitsmuster wurde aber zunehmend durch Schließungsprozesse auf dem Arbeitsmarkt und die

¹¹ Zum Zusammenhang von Wehrdienst und Männlichkeit in der DDR siehe den Artikel von Christian Ripp in diesem Heft. Auch die Position in der Familie ist ein zentrales Element von hegemonialer Männlichkeit, diese kann aber im Rahmen dieses Artikels nicht genauer bestimmt werden.

Rationalisierungs- und Automatisierungsbestrebungen¹² konterkariert. Die Qualifizierungsmöglichkeiten waren vor allem im Bereich der höheren Bildung beschränkt; eine gute berufliche Qualifikation führte nicht per se zu einem adäquaten Arbeitsplatz, Leistung nicht zu höherem Einkommen. Generell hatten sich die beruflichen Aufstiegsmöglichkeiten ab Ende der 70er Jahre beträchtlich verringert (Huinink et al. 1995). Vor diesem Hintergrund lässt sich die Hypothese formulieren, dass hegemoniale Männlichkeit in der DDR zunehmend in sich selbst widersprüchlich wurde. Dies gilt insbesondere für Männer, die Ende der 70er respektive in den 80er Jahren in das Ausbildungssystem und den Arbeitsmarkt eintraten.

Anhand der Lebensgeschichten soll nun rekonstruiert werden, wie die von uns befragten Männer unter den skizzierten Bedingungen ihre Männlichkeit konstruieren. Hegemoniale Männlichkeit kommt dabei der Status eines Orientierungsmusters zu, sie stellt zugleich „ein effektives symbolisches Mittel zur Reproduktion gegebener Machtrelationen zwischen den Geschlechtern“ dar (Meuser 1998, 102). Das hegemoniale Männlichkeitsmuster einer Gesellschaft sagt nur bedingt etwas über die gelebten Männlichkeiten aus. Zwar ist ein Muster nur dann hegemonial, wenn es bei einem großen Teil der Männer Zustimmung findet, weil es ihren Interessen und ihren Männlichkeitsimaginationen entspricht, in der Praxis wird es aber nur von wenigen Männern verwirklicht. Vielmehr bilden sich in einer Gesellschaft verschiedene Formen von Männlichkeit aus. Auch eine einzelne Person kann mehrere, sich eigentlich widersprechende Formen von Männlichkeit in sich vereinen.

Im Mittelpunkt der beiden Fallanalysen steht die Frage nach der individuellen Aneignung hegemonialer Männlichkeit. Den Fallrekonstruktionen wird die Auswertung der Struktur der Lebensgeschichten¹³ voran gestellt, da sie erste wichtige Schlüsse ermöglicht.

Die Bedeutung hegemonialer Männlichkeit für die biographischen Männlichkeitskonstruktionen

Der Vergleich der Lebensgeschichten zeigt, dass Erwerbsarbeit für die (biographische) Konstruktion von Männlichkeit(en) eine zentrale Bedeutung

¹² Verstärkte Rationalisierung und Automatisierung führten in den 80er Jahren zu einer Ausdifferenzierung in der Industriearbeiterschaft in eine kleine Rationalisierungselite und in eine Mehrheit dequalifizierter Arbeitender, die zu neuen sozialen Ungleichheiten führte (Belwe/Klinger 1986). Zugleich waren die Aufstiegsmöglichkeiten mit Abschluss der Kombiatsbildungen Ende der 70er Jahre gegenüber den vorherigen Jahrzehnten deutlich eingeschränkt. Huinink et al. bezeichnen dies als Schließungsprozesse auf dem Arbeitsmarkt (Huinink et al. 1995).

¹³ Verglichen wurden die Länge der Eingangserzählung (siehe folgende Fußnote) sowie der Aufbau der „thematischen Felder“ (Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997).

hat. Alle Männer strukturieren ihre Eingangserzählung¹⁴ nach dem Modell des institutionalisierten Lebenslaufs und konzentrieren sich dabei auf ihre Ausbildungs- und Erwerbsgeschichte sowie auf den Wehrdienst. Über bestimmte Themen, vor allem über die Herkunftsfamilie und die Partnerschaft(en) sowie eigene Kinder, wird in den meisten Lebensgeschichten nur wenig gesprochen. So erzählen von den 18 befragten Männern nur zwei eine längere, also mindestens eine halbe Stunde andauernde Lebensgeschichte, die sowohl ihre Herkunft und Kindheit, ihre Ausbildungs- und Berufsbiographie sowie die Familienbiographie (Kennenlernen der Partnerin, Geburt der Kinder, gemeinsame Aktivitäten etc.) umfasst. Weitere fünf Männer schildern ausgehend von ihrer Herkunft ausschließlich ihre Ausbildungs- und Berufsbiographie. Die eigene Familiengründung bleibt in den Erzählungen im Hintergrund, es werden lediglich Daten wie Heirat, Geburt der Kinder etc. genannt. Die anderen Männer erzählen in zwei bis zehn Minuten ihren Ausbildungs- und Berufsweg, Familiendaten werden nicht oder nur kurz angeführt. Diese Struktur der Eingangserzählung stellte sich als unabhängig vom Bildungs- und Familienstand der Interviewten dar.

Wenn unsere These, dass hegemoniale Männlichkeit in den um Erwerbsarbeit figurierten institutionalisierten Lebenslauf eingeschrieben ist, richtig ist, so konstruieren Männer, die ihre Lebensgeschichte entlang dieses Lebenslaufmusters strukturieren, unausgesprochen und automatisch ihre (hegemoniale) Männlichkeit. Somit käme der Institution Lebenslauf eine zentrale Bedeutung bei der (Re-)Produktion von hegemonialer Männlichkeit zu.

Die dargelegten Ergebnisse lassen jedoch noch keine Schlüsse über die Konflikte und Widersprüche bei der im Laufe der Lebensgeschichte erfolgenden Aneignung hegemonialer Männlichkeit zu. Dem soll in den beiden Fallanalysen nachgegangen werden.

¹⁴ Die Interviewten wurden von uns gebeten, uns ihr Leben zu erzählen (vgl. zur Methode Scholz in diesem Heft). Bei der Auswertung der Interviews kommt der Analyse der sequenziellen Gestalt der Eingangserzählung, von Fischer-Rosenthal und Rosenthal auch als biographische Selbstpräsentation bezeichnet, ein zentraler Stellenwert zu. Dabei gehen sie von der Annahme aus, „daß sowohl die thematischen und die temporalen Verknüpfungen der Textabschnitte als auch die Generierung der Textsorten (Erzählung, Argumentation oder Beschreibung) nicht zufällig oder beliebig ist.“ (Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997, S.148) Sie geben Auskunft über die Relevanzstrukturen des Interviewten.

„... wichtig Ar Ar Arbeit für den Menschen is sehr wichtig ... für mich is mein Beruf mein Hobby ...“ – Fallrekonstruktion Andreas Marx¹⁵

Das Interview mit Andreas Marx¹⁶ ist aufgrund seiner Länge und Ausführlichkeit bezüglich der Darstellung der Lebensgeschichte besonders geeignet, Konstruktionen von Männlichkeit im beruflichen und auch im familiären Bereich aufzuzeigen. Gleichzeitig werden Strategien für die Bewältigung von Schwierigkeiten bei dem Versuch, normativen Erwartungen an eine bestimmte männliche Verhaltensweise und Selbstdarstellung zu entsprechen, deutlich.

Andreas Marx wird 1963 in Weißenfels mit einer Hörbehinderung geboren, wächst zunächst bei den Großeltern auf und lebt dann gemeinsam mit seinen Eltern und seiner Schwester in einem weltanschaulich marxistisch-leninistisch geprägten Haushalt. Die Mutter ist von Beruf ‚Wirtschafts Kaufmann‘, sie ist zudem Mitglied in der SED und besucht die Parteischule. Der Vater ist Schweißer. Nach einer Operation im frühen Kindesalter kann Andreas mittels eines Hörgerätes hören, er bleibt jedoch stigmatisiert und ist in seiner sozialen Umgebung auch Ausgrenzungen und Diffamierungen diesbezüglich ausgesetzt. In seiner Familie ist er ein sehr behütetes Kind, er lebt in einer Art eigenen Traumwelt und hat ein sehr enges Verhältnis zu seiner Mutter, die auch seine Lebensplanung hinsichtlich der Berufsausbildung und der Familiengründung übernimmt und zur Umsetzung bringt. Der Vater erscheint als Autoritätsperson, die ihm in der Kindheit in entsprechenden Situationen Schläge erteilt, in heutiger Perspektive jedoch von Andreas als gemäßiger, auf legitime Sanktionen zurückgreifender Erzieher rehabilitiert ist. Die Rolle der Schwester bleibt ungeklärt. In der Herkunftsfamilie von Andreas besteht eine typische geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, wonach die Mutter für die emotionale Nähe, die Geborgenheit und die Orientierung des Sohnes zuständig ist, und der Vater die Rolle des strengen und autoritären Erziehers einnimmt *„...meine Mutti war eigentlich immer ganz lieb zu mir und mein Vati äh, der hat mich eigentlich sehr oft geschlagen...“* (40/2-3). Die Behinderung des Sohnes verursacht zudem eine starke Bindung der Mutter an ihr Kind, welche sich in ständiger häuslicher Nähe, alltäglichen Hilfestellungen und der Abnahme von Entscheidungen ausdrückt. Durch die weitgehende Abschirmung des Kindes von der ‚rauen‘ Außenwelt und durch die damit einher-

¹⁵ Zitat aus dem Interview Andreas Marx (S. 56/13–15).

¹⁶ Die Eingangserzählung des Interviews ist 39 Seiten lang und zeichnet sich durch eine flüssige und selbständige Erzählweise aus. Das gesamte Transkript umfasst 60 Seiten. Dadurch ist die selbständige Strukturierung der Lebensgeschichte durch den Interviewten gewährleistet. Im Nachfrageteil bestätigt und wiederholt Andreas argumentativ bestimmte erzählte Ereignisse und Meinungsdarstellungen und versucht somit, seine Selbstdarstellung zu festigen.

gehende emotionale Nähe zur Mutter wächst Andreas als ein behinderter Junge auf und nimmt sich daher auch selbst als ein solcher wahr. Diese Wahrnehmung wandelt Andreas im Verlauf seiner Berufslaufbahn zu einem zentralen Deutungsmuster zur Bewältigung von beruflichen Unsicherheiten, Misserfolgen und Diskontinuitäten um. Wie dieses Deutungsmuster beschaffen ist, wie es funktioniert und welche Konsequenzen sich daraus für Andreas ergeben, wird an späterer Stelle konkret erläutert.

Bereits die Schulzeit von Andreas kommt lediglich als Beschreibung von Auseinandersetzungen mit provozierenden Mitschüler/innen und eine adäquate Unterstützung verweigernden Autoritäten – den Lehrer/innen – zur Sprache und könnte ebenfalls diesem Deutungsmuster zugeordnet werden. Denn Probleme mit Lehrer/innen und Mitschüler/innen verknüpft Andreas in seiner Darstellung ausschließlich mit seiner Behinderung und nicht mit seiner Persönlichkeit oder seinen Handlungen. Die Erzählung von Andreas folgt in ihrer Gesamtheit der Form eines institutionalisierten Lebenslaufes, dem entsprechend erfolgt im Interview nach der Nennung des Eintritts in die Institution Schule die Markierung des nächsten bedeutenden institutionellen Datums: die Art des Schulabschlusses und die Wahl der darauf folgenden Berufsausbildung. Ein Besuch der EOS wird erwogen, wahrscheinlich aufgrund der Parteimitgliedschaft der Mutter und vermutlich auf ihre Initiative hin, entfällt aber aus nicht rekonstruierbaren Gründen. Jedoch bleibt die Nennung der Möglichkeit „...*daß ich damals die Chance hatte auf die EOS zu kommen...*“ (1/33-34) als symbolischer Hinweis auf die formalen Bildungsabschnitte Abitur und Studium und den damit verbundenen sozialen Status in einer die Person formal aufwertenden Weise fester Bestandteil der Erzählung. Der weitere erzählte Lebensverlauf wird nun konkret hinsichtlich der Konstruktion von Männlichkeit dargestellt.

Kurz vor dem Abschluss der zehnten Klasse steht die Entscheidung für eine Berufsausbildung an, die Andreas Marx jedoch als damals Sechzehnjähriger nicht aus eigener Initiative treffen kann „...*und wie das heute och so is viele Kinder wissen nich was se werden sollen im Alter...*“ (2/5-6). Eine Rechtfertigung seiner damaligen Unentschlossenheit konstruiert Andreas über einen Perspektivenwechsel vom damals Jugendlichen zum heutigen Vater von zwei Kindern, in dem er sich selbst zum entsprechenden Zeitpunkt als (noch) Kind darstellt und sich somit selbst legitimer Weise aus der Entscheidungspflicht entlässt. An dieser Stelle übernimmt die Mutter die Planung und vermittelt ihrem Sohn über ihre Beziehungen zu Kollegen aus der Parteischule eine traditionell männliche Handwerksausbildung zum Drucker, die man aufgrund der lärmenden Maschinen und der schweren körperlichen Anstrengung durchaus als ungeeignet für einen Hörgeschä-

digten einstufen könnte. Andreas akzeptiert die Entscheidung der Mutter jedoch ohne Bedenken und absolviert die Ausbildung, „...nja dann hat sich das so ergeben hamm (men) da nen Lehrvertrag abgeschlossen und dann bin ich damals () sozusagen () Buchdrucker geworden...“ (2/16-18). Die Vernachlässigung des Eignungskriteriums bei der Auswahl des Berufes des Sohnes deutet auf die Vorrangigkeit eines in der DDR privilegierten Berufsstandes sowie auf die Bedeutung der Beziehungen zu Parteifunktionären hin. Andreas stellt sich als ein zu diesem Zeitpunkt eher unsicherer und zurückhaltender Mensch dar, der in seinem neuen Lebensabschnitt ‚Berufsausbildung‘ die Chance für eine Persönlichkeitsstabilisierung sieht. So versucht er, den für ihn sehr hohen Anforderungen des Betriebes hinsichtlich der Lernerfolge und der Selbständigkeit zu genügen. Diesen Kriterien ist Andreas nicht gewachsen, da er aber starke Unterstützung von seinem Lehrmeister erfährt, kann er seine Lehrzeit als Phase des allmählichen Aufbaus von Selbstbewusstsein deuten. Durch eine derartige Darstellung betont Andreas somit vorrangig den persönlichkeitsbezogenen Faktor seiner Entwicklung, Kriterien wie Erfolg und Leistung treten dabei in den Hintergrund. Bereits an dieser Stelle in der Erzählung tritt die Bedeutung der Lehre an sich und des Lernens verknüpft mit seiner Persönlichkeitsentwicklung zutage. Lernen entlässt ebenfalls aus einer Pflicht bzw. Erwartung, und zwar aus der der Perfektion.¹⁷ Hilfe- und Lernbedürftigkeit sowie Unsicherheit kann Andreas in seine Darstellung integrieren bzw. sie können Bestandteil seiner Konstruktion von Männlichkeit werden, da sie auf einen späteren, weiter entwickelten Zustand seiner Persönlichkeit hinweisen. Weiterentwicklung und Lernen sowie das Streben nach fortwährender Erfahrung sind Bestandteile der hegemonialen Männlichkeit und charakterisieren den Mann als weltoffen, erschaffend, rastlos, aktiv usw.

Die Lehrzeit von Andreas mündet in einen für den Druckerberuf typischen Initiationsritus, das sogenannte Gautschfest. Über dessen ausführliche Erzählung und die Betonung typischer männlicher Symbole (Zigarre, Alkohol) gelingt es Andreas, eine männliche Berufsrolle zu etablieren, indem er als ‚Nicht-Normaler‘ (Behinderung, instabile Persönlichkeit) mit dem Gautschfest in eine normale männliche Berufskarriere entlassen wird. ‚Normalität‘ ist ein zentraler Bestandteil der Identitätskonstruktion von Andreas, und Normalität bedeutet bis hierhin ein Leben entlang des in modernen (westlichen) Gesellschaften institutionalisierten berufsorientierten Lebenslaufs. Diesem entsprechend folgen nach nur kurzem Verlauf des Interviews bereits zwei

¹⁷ Perfektion meint hier das Erbringen einer Leistung oder einer Handlung in einer normativ festgelegten und somit erwarteten Art und Weise (z.B. Leistung und Verhalten im Betrieb).

zentrale Statuspassagen, zum einen der Schulabschluss und zum anderen die absolvierte Berufsausbildung. Die durch diese Elemente stabilisierte Konstruktion der Biographie wird nun durch die Darstellung seiner Familiengründung ergänzt, die sich zeitlich an den Abschluss der Berufsausbildung anschließt. Andreas konstruiert seine Lebensgeschichte entlang der aufeinander folgenden Ereignisse und somit auch seines Alters *„...und dann mit 19 naja, mit de Mädchen hatt ichs och nich so, da hatte meine Mutti mal jesagt wollen wer nich mal ne Anzeige in de Zeitung setzen...“* (3/10-12). Es muss festgehalten werden, dass Andreas zu diesem Zeitpunkt weder im Beruf/Ausbildung noch im privaten Bereich der hegemonialen Männlichkeitsform (‚Frauengeschichten‘, Freundin) entspricht, denn er hat Schwierigkeiten im Beruf und zudem keine Erfahrungen mit heterosexuellen Bindungen. Der Initiative der Mutter zur Kontaktsuche für den Sohn folgt die Umsetzung der Bekanntschaftssuche über eine Kontaktanzeige in der Wochenzeitschrift *„Wochenpost“*, in welcher auch die Hörbehinderung genannt wird. Eine von außen und hier sogar von der Mutter initiierte Bekanntschaftssuche mittels einer Kontaktanzeige schmälert eigentlich das Bild vom ‚richtigen Mann‘. Dies kommt bei Andreas jedoch nicht in diesem Sinne zum Ausdruck, da er die Anzeige generell als Idee und Entscheidung der Mutter darstellt. An dieser Stelle wird die Vermittlung eines bestimmten Männerbildes und die dazugehörigen Elemente Beruf und Familie/Ehe durch die Mutter deutlich, die der Vermittlung der Norm gleich die Umsetzung folgen lässt, da der Sohn die Norm entweder noch nicht richtig verinnerlicht hat oder sie nicht adäquat umsetzen kann.

Die Frau, die Andreas auf diesem Wege kennen lernt, entspricht zwar nicht seinen Idealvorstellungen, *„...ich hat mir so () kleineres vorgestellt, da dacht ich um Jottes Willen is ses oder is ses nicht, und da is sie auf mich zuekommen...“* (3/24-26), sie wird jedoch nach vierundzwanzigmonatiger Wochenendbeziehung und trotz eines hohen ideologischen Konfliktpotentials (Marxismus-Leninismus versus Kirche) zwischen ihr und seinen Eltern aufgrund ihrer Schwangerschaft zu seiner Frau: *„...ja, ja nun stand die Frage dann wurde meine Frau auch schwanger ... und war mir eigentlich schon immer sicher und dann hab ich natürlich nen Heiratsantrag jemacht zu dem sie dann auch ja jesacht hat...“* (3/33-4/2). Die Art der Darstellung der Eheschließung verweist auf die proletarische Moral, der zufolge bei einer Schwangerschaft die Frau zu ehelichen ist und lässt zudem Zweifel an einer tiefen emotionalen Zuneigung seitens Andreas zu. Diese Zweifel verstärken sich durch die Darstellung eines für Andreas zentralen Ereignisses, der Loslösung von dem übergreifenden Einfluss seiner Mutter und seiner Abhängigkeit von ihr. Die Begründung für seine Entscheidung gegen seine

Mutter und für seine Frau formuliert Andreas in einem poetischen und wirklichkeitsfernen Ausdruck „...und bin ihr hinterherjelaufen und die Entscheidung hab ich jettoffen **nur aus Liebe** muß ich dir ehrlich sagen ähm hab bis heute noch nicht bereut...“ (6/33-7/1). Zugleich ist hier die Konstruktion einer ‚normalen‘ Familiengründung im Sinne eines Männlichkeitsideals, welches das aktive Kennenlernen einer Partnerin, die Verteidigung gegenüber den Eltern mit dem Motiv ‚Liebe‘, die Vaterschaft und den Heiratsantrag beinhaltet, zu erkennen.

Kurz vor der Wendezeit wird Andreas Frau zum zweiten Mal (eigentlich nicht gewollt) schwanger und bringt nach einer Zeit voller familiärer Schwierigkeiten und Einschnitte (Scheidung ihrer Eltern und psychische Belastung) einen Sohn zur Welt. Sie ist psychisch so sehr belastet, dass sie mehrere Selbstmordversuche begeht. Bei einem dieser Versuche kommt Andreas dazu. Den Hergang und den Hintergrund dieses einschneidenden Ereignisses schildert Andreas nur knapp und oberflächlich, im Vordergrund steht hier eindeutig seine Männlichkeitskonstruktion. Als die Ehefrau den Selbstmordversuch begeht, in dem sie sich aus dem Fenster stürzen will, kommt Andreas dazu und schlägt sie „grün und blau“ (9/1). Es findet bei dieser Darstellung eine Selbstinszenierung statt, bei der die Elemente ‚Kollegialität unter Männern‘ über die direkte Anrede des Interviewers (männlich), ‚Machospruch‘ und die ‚Demonstration von Stärke und Durchsetzungsvermögen‘ zur Anwendung kommen „...jedenfalls hab mir keinen Rat mehr jewußt hab war selber so fix und fertich und hab se dann so grün und blau geschlagen Tobias mußte dir das nicht vorstellen das ich jewalrtätig bin oder irgendwas das war mein erster und auch mein letzter Fehltritt in unsrer Beziehung, ich schlage keine Frauen im Prinzip nicht...“ (8/34-9/3). Die oben genannten Elemente sind Bestandteile eines Männerbildes, welches in legitimer Form nur über die Darstellung von Ausnahmehandlungen vermittelt wird, und über diese die hinter den tatsächlichen alltäglichen Verhaltensweisen stehenden Wertvorstellungen preisgibt. Wie in den bisherigen Ausführungen bereits deutlich geworden ist, hat Andreas enorme Schwierigkeiten, diese über die Mutter vermittelten Vorstellungen vom ‚Mann-Sein‘ tatsächlich zu leben. Gerade aus diesem Grund erscheint die Konstruktion an sich in solch eindeutiger und überbetonter Form. Andreas kann eine hegemoniale Männlichkeit selbst nicht praktizieren, jedoch kann er sie normativ stützen und somit reproduzieren. Dies geschieht in seiner Erzählung. Ergänzt wird die Inszenierung als handlungsfähiger und verantwortungsvoller Mann (vor einem anderen Mann, dem Interviewer) durch eine Selbstdarstellung als ‚Kämpfer‘ für die Familie und ‚Retter‘ des Glücks, welches für Andreas in der Wiederherstellung einer bzw. seiner

Normalität besteht. Normalität bedeutet für ihn die Lebensform ‚Ehe mit Kindern‘, eine damit verknüpfte Zuweisung sämtlicher Reproduktionsleistungen an seine Frau, sein Verständnis als Familienernährer und die damit verbundene kontinuierliche Berufsarbeit mit entsprechender Entlohnung sowie seine Rolle als väterliche Autoritätsperson.

Beruflich funktioniert die Konstruktion von Männlichkeit bei Andreas über die Herstellung einer ‚Druckerehre‘ und der entsprechenden sozialen Verortung als Facharbeiter sowie über den Erwerbslohn als Ausdruck des Berufsprestiges und über die Auseinandersetzung und stetige Thematisierung von Technik.

Bis zur Wende bleibt Andreas in seinem Lehrbetrieb tätig, kann dort die Hilfestellung seines Chefs in Anspruch nehmen und versucht in sicherer Atmosphäre Schritte hin zu einer selbständigen Arbeitsweise, die ihm jedoch nicht vollends gelingt. Als Drucker in der DDR empfindet Andreas seinen Berufsstatus als privilegiert, dies drückt sich unter anderem darin aus, dass er sich an der verbotenen Vervielfältigung DDR-kritischer Sprüche beteiligt, ohne ein ernstes politisches Interesse daran zu zeigen. Indem er diese Geschichte sehr ausführlich präsentiert, tritt erneut die Konstruktion von männlicher Überlegenheit und Privilegiertheit über den Beruf hervor.

Nach der Wende finden bis zum heutigen Zeitpunkt fünf Betriebswechsel statt, die zum Teil auf betriebsbedingten und zum Teil auf eigenen Kündigungen beruhen. Der Erwerbslohn entwickelt sich für Andreas sehr schnell zu einem zentralen Kriterium der Erwerbsarbeit *„...kam natürlich die Frage der Entlohnung und das war ja nun (der) damalige Bereich meine, Tobias zu DDR-Zeiten hab ich 3 Mark 45 die Stunde ... auf einmal kam für mich so ne utopische Summe, will damit jetzt nich angeben Tobias einmal sachte er zu mir ja 25 Mark die Stunde verstehst du...“* (14/20-26). Während Andreas bis heute kontinuierlich in seinem Beruf als Drucker tätig ist, muss er in der Zeit der Betriebswechsel neben beruflichen Aufstiegen in Form von Lohnerhöhungen oder guten Gehältern auch massive Lohneinbußen (halbiert), weite Fahrwege und damit verbundene familiäre Spannungen sowie Auseinandersetzungen mit den jeweiligen Autoritäten (Druckereibesitzern) hinnehmen.

Mit dem Zusammenbruch der DDR findet eine Veränderung der Arbeitskultur statt, die wenig ausgeprägte Leistungsorientierung des sozialistischen Systems weicht dem ‚Muttermal des Kapitalismus‘ (s.o.), dem Leistungsprinzip. Kann sich Andreas in seinem alten DDR-Betrieb trotz fachlicher Schwierigkeiten noch ohne besonderen sozialen Druck und sogar mit intensiver Hilfestellung bewähren, sieht er sich nach der Wende konsequenten Leistungsanforderungen und zunehmender Konkurrenz sowie

sozialen Ausgrenzungen ausgesetzt, die er bewältigen muss. Indem Andreas versucht, diesen beruflichen und damit vorrangigen Anforderungen gerecht zu werden, findet allmählich eine Entfremdung von seiner Familie statt „...muß dir auch sagen äh damals in H. äh wars auch ganz kriminell, wars ja fast so da haben die Kinder deut- äh äh ähm Onkel zu mir jesacht...“ (31/27-29). Andreas berufliche Diskontinuitäten nach der Wende verdeutlichen seine Schwierigkeiten bei der Anpassung an den unsicheren und leistungsorientierten Arbeitsmarkt.

Für die Konstruktion seiner Biographie können nun zwei zentrale Deutungsmuster ausgemacht werden, mit deren Hilfe Andreas diese beruflichen Diskontinuitäten und sozialen Abstiege bzw. Brüche bewältigt und seine berufliche Identität in der Darstellung stabilisiert. Es handelt sich um das zu Beginn bereits erwähnte Muster ‚Behinderter‘, welches in genau jenen Situationen zur Anwendung kommt, in denen Andreas unsicher im Umgang mit der Technik ist oder eine berufliche/fachliche Niederlage aufgrund eigener Unzulänglichkeit erleidet „...weil ich mir och selber zu unsicher mit de Maschinen und dem mußte alles akkurat sein und ... hat ich dieses nich jemacht und jenes nich jemacht, hatte damals och noch mein Kastenhörgerät mit weil ich manchmal och nich was verstanden hatte da oben und jedenfalls war ich dann irgendwo n Außenseiter ... wollte mich natürlich loswerden ... weißt ja Behinderte die ham ja (irgendwo) n gewissen Schutz...“ (12/17-24). Leistungsschwächen deutet Andreas als ein durch seine Behinderung bedingtes Außenseitertum sowie in rationale Erklärungen (Rückgang der Auftragslage) um. Die gesamte Zeit nach der Wende ist gekennzeichnet von seinem ‚Kampf mit den Maschinen‘, die er nicht richtig beherrschen kann, deren Beherrschung jedoch einen wesentlichen Bestandteil seiner Männlichkeitskonstruktion ausmachen „...bin ich heute auch noch stolz drauf das ich 7 Jahre lang **alleine**, mehr oder minder, muß natürlich n Ablauf sein, 4 Druckmaschinen kleine zwar, aber das muß ja och erst ma jemacht werden, alleine bedienen konnte...“ (42/16-19). Um die daraus resultierenden beruflichen Einschnitte bewältigen zu können, werden die Berufsjahre nach 1989 zu ‚Lehrjahren‘ zusammengefügt, in denen Andreas viel ‚Lehrgeld‘ bezahlen muss. Diese ‚Lehrjahre‘ bilden das zweite zentrale Deutungsmuster, welches bereits in der DDR ausgeprägt wird, bis zum heutigen Zeitpunkt und vermutlich darüber hinaus noch Wirksamkeit besitzt.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Andreas Marx Männlichkeit weitgehend über seinen qualifizierten Beruf als Drucker, hier im Besonderen über die Assoziation von Männlichkeit mit Technik und über den Erwerbtslohn, und im familiären Bereich über die Demonstration physischer Stärke und Überlegenheit konstruiert. So hat er die Normen hegemonialer Männlichkeit

verinnerlicht, was sich an seiner dem institutionalisierten Lebenslauf entlang verlaufenden Erzählung und an der Darstellung einzelner bedeutender Passagen zeigt, er kann sie jedoch selbst nicht vollständig praktizieren. Da Andreas den über die Mutter sowie über den Vater vermittelten Vorstellungen von Männlichkeit nicht problemlos entsprechen kann, findet eine Überbetonung jener Elemente statt, die ein eher traditionelles Bild von Männlichkeit mit konstituieren. Dabei offenbart die durchgehende Darstellung der Auseinandersetzung mit der Maschinenteknik letztlich die mangelnde Fähigkeit, diese selbstverständlich zu beherrschen. Damit büßt Andreas gleichzeitig ein Stück selbstverständliche, an die Assoziation von Männlichkeit und Maschinen gebundene Männlichkeit ein. Auch die Inszenierung der Gewaltsituation als zweites prägnantes Beispiel für eine derartige Männlichkeitskonstruktion zeigt durch eine erneute Überbetonung des Elementes ‚physische Härte‘, dass Andreas sich in seiner Selbstdarstellung an Vorstellungen von Männlichkeit, d.h. an ‚männliche‘ Symbole wie Gewalt, Überlegenheit, qualifizierte Berufsarbeit und Technik binden muss, um seinem Bild vom Mann nahe zu kommen.

„Und dann war ich Arzt mit 27 und eigentlich wollte ich aber nie richtig Arzt werden“¹⁸ – Fallrekonstruktion Jörg Strohe

Der Fall Jörg Strohe ist in einem anderen Herkunftsmilieu, dem status- und karriereorientierten Milieu,¹⁹ angesiedelt. Aber nicht nur die andere Milieuzugehörigkeit hat die Fallauswahl beeinflusst, sondern die Tatsache, dass Jörg Strohe zunächst kein Lebenskonzept ausprägt, in welchem Berufsarbeit einen zentralen Stellenwert einnimmt. Er gehört zu den Jugendlichen, die in den 80er Jahren alternative Lebensformen praktizieren (vgl. Vester 1994). In der folgenden Analyse soll gezeigt werden, welche Auswirkungen dies auf seine Männlichkeitskonstruktion hat. Schon das als Überschrift ausgewählte Zitat deutet auf Widersprüche und Konflikte hin.

In seiner nur wenige Minuten andauernden Eingangserzählung berichtet Jörg Strohe über seinen schulischen und beruflichen Werdegang: Er wird 1965 in Halle als Sohn eines Arztes und einer Apothekerin geboren. Die ersten vier Schuljahre verbringt er aufgrund der Berufstätigkeit seines Vaters in Guinea. Nach der Rückkehr in die DDR besucht Jörg die POS und wechselt in der 9. Klasse zur EOS. Er verpflichtet sich zu einem dreijährigen Wehrdienst, absolviert jedoch nur eineinhalb Jahre. Bis zum Beginn seines Medizinstudiums 1986 arbeitet er als Hilfspfleger im Krankenhaus. Das Studium, einschließlich des Praktikums, beendet er 1991 und arbeitet danach für

¹⁸ Zitat aus dem Interview Jörg Strohe (S. 1/18–19).

¹⁹ Vgl. Vester 1994.

eineinhalb Jahre in einer Allgemeinarztpraxis in einem Dorf bei Halle. 1994 reist er für ein halbes Jahr nach Indien und Italien, danach arbeitet er erneut eineinhalb Jahre in der Allgemeinarztpraxis. Anschließend findet er eine freiberufliche Tätigkeit als Berater beim TÜV, wird jedoch im Sommer 1998 arbeitslos.

Bei der Strukturierung seiner Eingangserzählung greift auch Jörg auf die Form des institutionalisierten Lebenslauf zurück. Kurz werden die Stationen seiner Ausbildungs- und Berufsbiographie genannt; zugleich enthält der kurze Abriss aber viele Hinweise darauf, dass diese äußerlich zunächst muster-gültige Berufsgeschichte nicht erst mit der Arbeitslosigkeit problematisch wird, denn „...und dann war ich Arzt mit 27 und eigentlich wollte ich aber nie richtig Arzt werden das war mehr so'n Einfall meiner Eltern...“ (1/18-20). Im Anschluss an das Arbeitsverhältnis in der dörflichen Arztpraxis wird Jörg „...wie das heißt in meinem Berufsstand voll approbierter selbständiger Arzt, das war ich dann naja mit Ende 20 und dann hatte ich endgültig erst mal die Nase voll vom Arbeiten...“, worauf er nach Indien reist, um seinen „Hippie-traum“ (1/28) nachzuholen. Zum Zeitpunkt des Interviews ist er arbeitslos und geht „...seitdem nur noch einmal pro Woche zum TÜV hin, weil ich ja in Wirklichkeit doch ganz gerne arbeite...“ (2/47-48). Er resümiert „...das ist so mein Werdegang mein beruflicher eigentlich...“ (2/49). An diese Reflexion schließt sich dann eine kurze Darstellung seiner familiären Situation an: Bereits seit 17 Jahren ist Jörg mit seiner Lebensgefährtin, mit der er gemeinsam die EOS besuchte, zusammen. Im August des Vorjahres wurde der gemeinsame Sohn geboren.

Die kurze Eingangserzählung zeigt, dass für Jörg der berufliche Werdegang zentral ist, andere Themen, der „Hippietraum“, die Familie, rücken in den Hintergrund und werden nur kurz angerissen. Zum einen stellt er mit den Bezügen auf sein Alter dar, dass er in der üblichen Zeit die Ausbildungs-institutionen durchlaufen hat, zum anderen verweist er aber darauf, dass seine Haltung zu seinem Beruf ambivalent ist. Diese Ambivalenzen und Widersprüche stehen im Mittelpunkt der folgenden Rekonstruktion²⁰.

Jörgs schulische Laufbahn verläuft strukturell ohne Probleme. Er erhält einen der begehrten Plätze in einer EOS²¹ und wird aufgrund seiner schulischen

²⁰ Das gesamte Interview, welches im Februar 1999 geführt wurde, dauerte knapp zwei Stunden. Das Transkript umfasst 36 Seiten. Im Anschluss an die kurze Eingangserzählung erzählte Jörg auf Nachfrage der Interviewerin sehr ausführliche Geschichten in den Bereichen Kindheit in Afrika, Armee, Kultur, Beruf. Im Bereich der Beziehung argumentierte er vor allem. Jörg Strohe erzählte gern, ausführlich und teilweise sehr ironisch, was sicher auch in den Zitaten zum Ausdruck kommt.

²¹ Zur Kontingenzierung von Abitur- und Studienplätzen und damit verbundenen „Umlenkungen“ siehe Wings 1999.

Leistungen für ein Studium im sozialistischen Ausland vorgeschlagen. Dieses Angebot ist für ihn sehr attraktiv, da es aber seitens der Schule an einen Eintritt in die SED gebunden wird, lehnt Jörg es schließlich ab. Obwohl sein „*geheimer Traum*“ (22/769) ein Germanistikstudium ist, bewirbt er sich nun auf Wunsch der Eltern um einen Medizinstudienplatz. Sein Vater stammt aus einer Arbeiterfamilie und wächst vaterlos nach dem 2. Weltkrieg auf. Er studiert Medizin und leistet in den 70er Jahren Entwicklungshilfe in Afrika, nach der Rückkehr in die DDR wird er in den Folgejahren zum Professor an die Universität berufen. Er gehört damit zu der Generation von Arbeiterkindern, der die DDR hohe berufliche Aufstiegsmöglichkeiten bot. Die geleistete Entwicklungshilfe verweist zumindest auf eine gewisse Loyalität zum Staat. Die Mutter erlernt den Beruf einer Apothekenassistentin und qualifiziert sich in den 70er Jahren zur Pharmazieingenieurin.

Wichtig für unseren Zusammenhang sind Jörgs Freizeitaktivitäten: Während der Schulzeit ist er in die Junge Gemeinde integriert und kommt dort über Freunde mit einer Alternativkultur (Hippies) in Berührung. Die Lebensphilosophie dieser Subkultur beschreibt Jörg ironisierend so: „...*dieses einerseits allen anderen auch was abgeben, die christliche Art und Weise, dieses Frieden und Liebe und wir liegen alle rum in der Sonne und trinken Bier und freuen uns und lassen uns so'n bißchen gehen...*“ (9/330-31). Für ihn beginnt mit diesen Begegnungen seine „*Sozialisierung*“ zum Hippie, die ihn „...*seitdem nicht mehr verlassen...*“ (10/334) hat.

Aufgrund des in Aussicht stehenden Auslandsstudiums verpflichtet sich Jörg zu einem dreijährigen Dienst bei der NVA, zieht diese Verpflichtung jedoch bei der Musterung zurück, was keine Konsequenzen für seine berufliche Laufbahn nach sich zieht. Nach dem Wehrdienst arbeitet er als Hilfspfleger auf einer Krebsstation. Die Pflegetätigkeiten im Krankenhaus, die in der DDR fast ausschließlich von Frauen verrichtet werden, deutet er in seiner Darstellung als sehr harte männliche Arbeit: „...*es hatte sozusagen was von Frontkämpfermentalität...*“ (9/299-300).²² Wichtiger für seine Männlichkeitskonstruktion als die Arbeit im Krankenhaus ist aber die Integration in die Subkultur und das Ausleben von (Hetero)Sexualität. Nach der Rückkehr von der Armee ist Jörg nun im Krankenhaus „...*von so vielen jungen hübschen Mädchen umgeben*“ und hat sich „*auch in mehrere von denen verliebt ... und in eine ganz besonders heftig...*“ (8/282-3). In den folgenden Jahren geht er viele, kurze und längere Beziehungen mit Frauen ein, zugleich bleibt aber

²² Zu Vergeschlechtlichungsprozessen von Berufen respektive Tätigkeiten vgl. u.a. Gottschall 1998.

seine in der Schulzeit begonnene Beziehung mit einer Klassenkameradin (s.o.) bestehen.

Die erste eigene Wohnung in einem besetzten Haus teilt Jörg mit einem Freund und lebt nun sein „*Hippietum*“ aus. Für ihn ist es „...folgerichtig, daß ich das dann irgendwann mal selber ausprobieren wollte, wollte mir selber mal die Haare lang wachsen lassen ... und dieses alles rumschmeißen, nicht aufräumen, 'ne eigene Wohnung haben, den Eltern sagen, ihr könnt mich mal und trampen gehörte ganz wichtig dazu, geflickte Jeans und sich nicht waschen und selber Wein machen...“ (10/334-9). Die verschiedenen Elemente dieser Subkultur richten sich gegen ein normales, sauberes (klein)bürgerliches Leben. Sie ist durch eine „nette Verweigerungshaltung“ (10/348) gekennzeichnet und zugleich stark männlich geprägt, es ist „...so 'ne bestimmte Form von na sagen wir mal lieben, netten, leicht intellektuellen und trotzdem Männerbund...“ (10/356-7). Die praktizierte Männlichkeit umfasst Intellektualität und Protest gegen bürgerliche Normen in Form von Unordnung, Unsauberkeit der bewohnten Räume und des eigenen Körpers und eines ausschweifenden Nachtlebens mit „schöne(n) Partys“ (9/314), Konzert- und Kneipenbesuchen etc.

Mit der Aufnahme des Studiums entspricht Jörg den gesellschaftlichen Erwartungen, einen hochqualifizierten Beruf zu ergreifen und erfüllt damit den Wunsch seiner Eltern: „...bin dann völlig haßerfüllt zum Studium...“ (10/343). Während er auf der einen Seite den Erwartungen nachkommt, kann er sich auf der anderen Seite durch seinen Lebensstil abgrenzen. Diese Abgrenzung macht es ihm möglich, das Studium zu absolvieren und seiner Lebensphilosophie treu zu bleiben: „...erstens konnte ich mich da ganz gut abheben gegenüber meinen Studenten, weil ich war nun mal der einzige, der etwas längere Haare hatte, was ja nun auch Spaß macht ... na gut nun kam noch hinzu, daß mein Vater da nun Professor war...“ (10/359-65).

Die sich eigentlich widersprechenden Männlichkeitskonzepte, auf der einen Seite der Aufbau einer Berufskarriere, auf der anderen Seite das Ausleben eines subkulturellen Lebensstils jenseits bürgerlicher Normen, kann Jörg gut in sich vereinen. Der soziale Status seines Vaters ist dabei für ihn eine Ressource, die seinen Status unter den Studierenden erhöht und ihm zugleich das Anderssein²³ erleichtert. Diese Vereinbarung gelingt ihm im Praktikum (AIP) nicht mehr. Zum einen verkörpert er „...mit meinem

²³ Für Jörg ist es sehr wichtig, sich von anderen abzugrenzen. Aus seiner Perspektive macht er zwar überall mit (bei den Hippies, in der Jungen Gemeinde), ist aber immer ein Stück anders als andere. Diese Konstruktion zieht sich durch die gesamte Lebensgeschichte und kommt auch in seiner Modifikation des Arztberufes zum Landarzt (s.u.) zum Ausdruck.

Pallituch²⁴ um Kopf gewürcht und meiner Feuerwehrjacke“ für das Krankenhauspersonal „einen Halbautonomen...“ (12/438-45), zum anderen kollidieren die im Krankenhaus geforderten Verhaltensweisen Pünktlichkeit, Korrektheit, Sauberkeit, Unterordnung und Anerkennung der strengen Hierarchie mit seinem Lebensstil. Diese Kollision betrifft nicht nur das Praktikum, sondern seine gesamte weitere Berufslaufbahn: „...das ist mein Konflikt, den ich immer hatte, was sich durch mein ganzes Leben da so durchzieht, war der daß ich also nie geschafft habe, irgendwo rechtzeitig zu sein und dann immer so mit den korrekten Menschen Ärger hatte (13/471-74) ... und ich hab das auch schon immer gemocht, die Medizin, aber andererseits kam mir auch immer meine Sozialisierung durch die Hippies in den Weg und meine Schlampigkeit, daß sich da so'n Zwiespalt auftat mit Berufsauffassung und Korrektheit, die ich nicht so habe...“ (14/493-6).

Die Passage lässt sich auch als Konflikt zwischen zwei Männlichkeitsformen lesen, der um Berufsarbeit figurierten (hegemonialen) Form und der (untergeordneten) ‚Hippiemännlichkeit‘. Im Folgenden soll gezeigt werden, wie Jörg diesen Konflikt löst.

In der dörflichen Arztpraxis, in der Jörg nach dem Abschluss des Studiums tätig ist, findet er in der Art und Weise, wie der dort praktizierende Arzt seinen Beruf ausübt, die Lösung für seine Konflikte und übernimmt diese spezielle Art der Berufsausübung. Statt der gängigen Gerätemedizin praktizieren beide eine *„sprechende Medizin“* (14/490), setzen auf Einfühlungsvermögen und Zeit zum Zuhören statt Pünktlichkeit und Korrektheit, was sie auch dadurch zum Ausdruck bringen, dass sie weder Kittel noch Gummihandschuhe tragen. Des Weiteren realisieren sie ein Arbeitszeitarrangement, welches ihren jeweiligen Interessen entgegen kommt: Jörg kann später anfangen, der andere Arzt früher aufhören, d.h. auch sie arbeiten weniger als das in einem Krankenhaus von Ärzten/innen selbstverständlich erwartet wird. Unter diesen Bedingungen kann Jörg sich doch noch mit seinem Beruf identifizieren *„...und seitdem fühle ich mich als Allgemeinarzt und als Landarzt und da bin ich doch noch Arzt geworden...“* (14/509-511). Ironisch bezeichnet er sich nun als *„Landarzt“*, greift in seiner Darstellung spielerisch auf das Klischee der Arztserie zurück und deutet die folgenden Tätigkeiten in Indien und beim TÜV nach diesem Muster.

Er bezeichnet sich und den Arzt aber auch als *„Schlampen“* (13/445; 477), eine Schlampe ist laut Duden eine unordentliche Frau (Der kleine Duden 1982, 333). Die Selbstbezeichnung deutet darauf hin, dass die Modifizierung, die beide in ihrem Beruf vornehmen, weniger Korrektheit, Pünktlichkeit,

²⁴ Palästinensertuch.

Unterordnung etc. mit einer Feminisierung und damit einer Abwertung einher zu gehen scheint. Der Maßstab, an dem Jörg sich misst, bleibt der korrekte, pünktliche etc. Oberarzt in einer Klinik. Dieser Typus kann als das hegemoniale Männlichkeitsmuster dieser Profession verstanden werden. Jörg praktiziert seinen Beruf nun auf eine Art und Weise, die ihm erlaubt, seinem ‚Hippietum‘ treu zu bleiben und nimmt dafür die tendenzielle Abwertung in Kauf. Zugleich hat er mit der Ausübung des Berufes an der hegemonialen Männlichkeit teil und genießt *„...Macht zu haben und Macht ist eben wichtiger als Geld ‘ne und am besten ist, man hat Macht und Geld...“* (20/705-706).

In seiner Lebensgeschichte erzählt Jörg der Interviewerin und sich selbst eine schlüssige Geschichte seiner Arztwerdung vom *„verhaßten Studium“* über seine Initiation zum (Land-)Arzt. Eine Schlüsselstellung nimmt dabei die Reise nach Indien ein. Diese Reise stellt er als Zäsur in seinem Leben dar. Jörg reist als Arzt, er arbeitet zu Beginn der Reise, vermittelt über eine deutsche Agentur, als Arzt in Kalkutta und lebt dann als Hippie. Die Reise wird zu einer Rückversicherung, dass er in seinem Leben in der DDR nichts verpasst hat und zu einer Versöhnung der widersprüchlichen Männlichkeiten: *„...meditiert auf den Höhen des Himalaja, geläutert und da ist doch ein großes Maß an Ruhe in mein Leben eingezogen, weil ... na ja seitdem ich sechszehn siebzehn bin ... bin ich natürlich auch mehr oder weniger jeden zweiten Abend meines Lebens mindestens und zwischenzeitlich jahrelang jeden Abend irgendwo hin gerast, Konzerte, Kneipen...“* (23/843-47). Über die Indienreise legitimiert Jörg sowohl das Abschließen mit seinem aktiven Szeneleben als auch die Identifikation mit seinem Beruf sowie die Familiengründung (s.u.).

Seine Berufslaufbahn wird nun aber durch die strukturellen Veränderungen nach der Wende gefährdet, denn während er zu DDR-Zeiten automatisch einen Arbeitsplatz erhalten und damit verbunden auch die Facharztausbildung absolviert hätte, gelingt ihm dies unter den neuen Bedingungen nicht. Nach wechselnden Arbeitsverhältnissen wird er im Sommer 1998 arbeitslos. Diese Arbeitslosigkeit erlebt er aber nicht wie viele andere Männer als schwere Krise (vgl. Heinermann 1992), sondern er kann sich mit ihr durch seine nicht ausschließliche Fixierung auf den Beruf zum Zeitpunkt des Interviews gut arrangieren. Seine vielfältigen kulturellen Interessen erweisen sich als Ressource für den Umgang mit der Arbeitslosigkeit. Sein Zukunftsentwurf beinhaltet eine Tätigkeit als Berater im Bereich Gesundheitsvorsorge, in seinem ironisch distanzierter Stil ausgedrückt: *„...’n kleines Büro, wo ich draußen dran schreibe: ich labbere sie voll, da kommen die Leute und geben mir Geld dafür...“* (21/742-743).

Stabilität in seiner prekären Berufsbiographie gibt ihm neben seinen kulturellen Interessen seine langjährige Beziehung, die auf seine Initiative hin durch eine Familiengründung weiter konsolidiert wird: „...naja hab ich gesagt, guck dir ma an wie alt du bist, jetzt mußt du aber wirklich ma langsam ein Kind kriegen, also da hab ich dann sozusagen als Arzt geredet nicht als Mensch...“ (26/946-48). Diese Sequenz zeigt in welchem hohem Maße Jörg sich mittlerweile mit seinem Beruf identifiziert: Er ist Arzt und daraus resultieren unhinterfragt bestimmte Kompetenzen. Weitere Stellen im Interview belegen dies. In diesem Fall setzt Jörg seine Autorität qua Beruf ein, um seine Interessen gegenüber der Partnerin durchzusetzen, obwohl er eigentlich eine gleichberechtigte Partnerschaft anstrebt.

Drei Jahre später wird Jörg Vater, vollzieht damit mit seiner Freundin die Familiengründung und ist in einem „bildungsbürgerlichen Familienleben“ (25/890) angekommen. Gegenüber seinen Eltern gewinnt er durch die neue Position als Familienvater Ansehen. Generell ist die Beziehung zu den Eltern und insbesondere zum Vater eine wichtige Motivation für sein Handeln, denn „...die haben immer so getan als wenn sie mir nie groß was zutrauen...“ (29/1044).

In seiner Freizeit geht Jörg immer noch zu Konzerten und zu kulturellen Veranstaltungen, aber sie haben nicht mehr dieselbe Priorität wie vor der Indienreise. Der intellektuelle Hippie-Männerbund wird durch andere „Männerrituale“ ersetzt: „...ins Gebirge“ fahren „ohne Frauen, sonst wäre es kein Männerritual, Lagerfeuer anzünden, Schnaps trinken, das Seil ausrollen und sich dieser archaischen Beschäftigung des Kletterns hingeben...“ (32/1145-46). Die dort zelebrierte eher als traditionell zu bezeichnende Männlichkeit wird von ihm zugleich persifliert. Dem „archaischen“ Bergklettern kommt in seiner Unkompliziertheit zugleich eine Entlastungsfunktion in Bezug auf die Schwierigkeiten im beruflichen Leben zu: „...da stehst du und da ist der Felsen, da mußt du hoch...“ (32/1152).

Während Jörg auf der einen Seite über Männlichkeit reflektiert, sie bewusst inszeniert und mit ihr spielt, ist ihm auf der anderen Seite nicht reflexiv zugänglich, dass seine Probleme mit dem Arztberuf gleichzeitig auch eine Auseinandersetzung mit (hegemonialer) Männlichkeit darstellen. Darauf wird noch zurückzukommen sein.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass Jörg Strohe verschiedene Männlichkeiten in unterschiedlichen Kontexten praktiziert. In den 80er Jahren in der DDR dominiert eine, vorsichtig als alternativ zu bezeichnende Männlichkeit, die nicht um Berufsarbeit figuriert ist. Die damit verbundene Lebenseinstellung wird zu einer wichtigen Ressource im Umgang mit den heutigen Schwierigkeiten, die Berufslaufbahn zu realisieren. Zugleich stellt

Jörg das hegemoniale Männlichkeitsmodell nie wirklich in Frage. Dies zeigt sich in dem ständigen Abgleichen seiner erreichten Statuspassagen und dem Alter. Er hat ein ausgeprägtes Bewusstsein für das „...was dran ist im Leben...“ (33/1212), zwar „rebelliert“ (28/914) er gegen sein Studium, den Beruf und seine Beziehung, aber letztendlich hat er „...eigentlich immer alles so gemacht wie sie's (die Eltern) wollten, ich bin zur Penne gegangen, ich hab studiert, bin Arzt geworden, ich hab eine Familie und bin halt eben von außen betrachtet seßhafter stetiger Mensch geworden...“ (29/1046-50).

Er entspricht heute zumindest „äußerlich“, wie er es selbst bezeichnet, dem hegemonialen Männlichkeitsmodell, grenzt sich aber gleichzeitig davon ab, denn er möchte nicht „...Karriere machen ..., ich muß nicht Oberarzt werden...“ (27/966-67).

Zwei Faktoren sind für die Verschiebungen von einer alternativen hin zur hegemonialen Männlichkeit, die natürlich auch weiterhin koexistieren, von hoher Bedeutung. Die Anerkennung und Liebe des Vaters hängt zu einem nicht geringen Teil damit zusammen, dass der Sohn in seine Fußstapfen tritt und damit eben auch ein bestimmtes Männlichkeitsmodell praktiziert. Somit kann die Herkunftsfamilie, vor allem der Vater, als eine Institution verstanden werden, die zur (Re-)Produktion von hegemonialer Männlichkeit in hohem Maße beiträgt. Hier wird auch eine weitere wichtige Machtrelation zwischen Männern unterschiedlicher Generationen, insbesondere zwischen Vätern und Söhnen, sichtbar (vgl. auch Böhnisch/Winter 1997).

Zu den Verschiebungen tragen auch die Umstrukturierungsprozesse nach der Wende bei. Der selbstverständliche Statusübergang vom Studium ins Erwerbsleben ist nicht mehr gewährleistet. Konnte Jörg zu Beginn seines Studium davon ausgehen, dass er eine Arbeit erhalten und in einem anerkannten Beruf arbeiten würde, so muss er sich nun damit auseinandersetzen, dass sein Beruf zunehmend prekär wird, weil er bisher noch keine Facharztausbildung absolviert hat und diese heute auch nicht mehr selbstverständlich realisieren kann. Eine stärkere Annäherung an hegemoniale Männlichkeit scheint eine Bedingung zu sein, um sich auf dem Arbeitsmarkt etablieren zu können. So wird Jörg zumindest für eine gewisse Zeit in einem Krankenhaus arbeiten, die damit von ihm abgelehnten Verhaltensweisen praktizieren und einen hohen Arbeitszeitaufwand investieren müssen, wenn er seine berufliche Laufbahn nicht aufs Spiel setzen will. Die Handlungsspielräume, verschiedene sich widersprechende Männlichkeiten zu leben, scheinen unter den heutigen Bedingungen enger geworden zu sein. Eine kontinuierliche Berufslaufbahn ist, stärker als in der DDR, an ein wenigstens teilweises „Mitmachen“ (Connell 1999) der hegemonialen Form gebunden.

Resümee

Beide Fallrekonstruktionen zeigen die hohe Bedeutung von Berufsarbeit für die Konstruktion von Männlichkeit. Für Andreas Marx gehört qualifizierte und lebenslange Berufsarbeit, vermittelt durch die Mutter, selbstverständlich zum Lebensentwurf. Die Berufsarbeit ermöglicht ihm den Aufbau eines Selbstbewusstseins und ist die Grundlage für seine Position als Familienernährer sowie für seine Dominanz und Autorität gegenüber der Ehefrau und den beiden Kindern. Jörg Strohe protestierte in seiner Jugend gegen die bürgerlichen Normen und damit auch gegen ein um Berufsarbeit organisiertes Lebenskonzept. Mit dem Abschluss der (heute verlängerten) Jugendphase im Übergang zum 4. Lebensjahrzehnt arrangiert aber auch er sich mit seinem Beruf und damit mit dem hegemonialen Männlichkeitskonzept; d.h. auch, es gelingt ihm nur in der Jugendphase, eine alternative Männlichkeitsform zu praktizieren.

Für beide Männer, so kann abschließend fest gestellt werden, stellt das hegemoniale Muster das zentrale Orientierungsmuster dar, welches beide aber – aus unterschiedlichen Gründen – nur teilweise realisieren. Während Jörg Strohe das hegemoniale Modell – für ihn personifiziert im Oberarzt einer Klinik – teilweise ablehnt, kann Andreas Marx es aufgrund seiner Behinderung nicht realisieren. Der Herkunftsfamilie kommt in beiden Fällen eine entscheidende Vermittlungsrolle zu.²⁵

Anhand beider Fälle wird deutlich, dass die Bedingungen auf dem Arbeitsmarkt nach 1989 die Handlungsspielräume beschränken und zu einer stärkeren Anpassung an das hegemoniale Männlichkeitsmodell als Voraussetzung für die Verwirklichung der Berufskarriere führen. Besonders Andreas Marx, dessen Männlichkeitskonstruktion ausschließlich auf Berufsarbeit basiert, muss vielfältige Zwänge wie lange Anfahrtszeiten, Arbeitsaufträge, die er ablehnt sowie die zeitweise Entfremdung von der Familie in Kauf nehmen, um kontinuierlich in seinem Beruf tätig sein zu können.

Beide Berufskarrieren sind strukturell als diskontinuierliche, teilweise mit beruflichen Abstiegen verbundene Berufsverläufe zu klassifizieren. Erst im Vergleich mit den anderen Fallanalysen zeigt sich, dass damit eine Überbetonung der beruflichen Identität in dem Sinne verbunden ist, dass im gesamten Interview immer wieder auf den Berufsstatus und die Berufszugehörigkeit verwiesen wird. Die fehlende berufliche Kontinuität wird somit symbolisch hergestellt.

²⁵ Zur Rolle der Herkunftsfamilie siehe auch den Artikel von Ahammer, Heise, Stamm in diesem Heft.

Insgesamt lassen sich im Sample zwei Konstellationen bestimmen. Sind die bisherigen Berufskarrieren kontinuierlich verlaufen, so werden Berufsstatus und -zugehörigkeit von den Interviewten kaum betont. Wenn die Berufskarrieren, wie in den Fällen von Andreas Marx und Jörg Strohe, durch Diskontinuitäten und/oder Brüche gekennzeichnet sind, so wird in den Interviews immer wieder auf den Berufsstatus und die Berufszugehörigkeit Bezug genommen. Es werden stabile berufliche Identitäten konstruiert, die in einigen Fällen nicht mit den derzeit ausgeübten Tätigkeiten überein stimmen und auch zukünftig aufgrund von Krankheiten, Entlassungen aus dem Staatsdienst etc. nicht mehr kongruent sein werden. Die Konstruktion kontinuierlicher beruflicher Identitäten kann als eines der wichtigsten Bewältigungsmuster für die Umbrüche auf dem Erwerbsmarkt bestimmt werden. Es lässt sich in den meisten der untersuchten Fälle (sechs von zehn) ausfindig machen. Dabei handelt es sich nicht nur um berufliche Abstiegskarrieren, sondern auch um Aufstiegskarrieren, insbesondere in die Selbständigkeit. Auch in diesen Lebensgeschichten werden Phasen von beruflicher Unsicherheit und durch die Wende notwendig gewordene Neu- und Umorientierungen durch die Konstruktionen eindeutiger beruflicher Identitäten, die als quasi wesensmäßig aus frühen schulischen und außerschulischen Interessen resultierend erscheinen, bewältigt.

Die Probleme und Schwierigkeiten, die bei der Realisierung der Berufskarrieren auftauchen, werden von den Interviewten als durch den Transformationsprozess und den Institutionentransfer von West nach Ost verursacht und/oder als notwendige Anpassungen an den westlichen Arbeitsmarkt gedeutet.²⁶ Die Selbstbilder der Männer bleiben dadurch quasi unangetastet, denn Erfahrungen mit Arbeitslosigkeit, beruflichen Abstiegen etc. resultieren nicht aus eigener Unzulänglichkeit, sondern aus der Struktur des kapitalistischen Arbeitsmarktes.

Abschließend soll der Frage nachgegangen werden, warum die befragten Männer ihr Geschlecht in so hohem Maß über Berufsarbeit konstruieren. Es wurde gezeigt, dass (hegemoniale) Männlichkeit tief in die modernen Institutionen Arbeitsmarkt, Lebenslauf und Herkunftsfamilie eingeschrieben ist. Da die Institutionen das jeweilige hegemoniale Männlichkeitsmuster sowie Normen und Wertsysteme der Gesellschaft strukturell verfestigen, können sie im Anschluss an Marcuse als „geronnene Gewalt der Geschichte“ (Krüger 1995, 202) bezeichnet werden. Ist durch die strukturelle Verankerung hegemonialer Männlichkeit in den Institutionen deren Aneignung, wenn auch, wie

²⁶ Für dieses Deutungsmuster fanden sich in fast allen Interviews Belege, auf die aber im Rahmen dieses Artikels nicht weiter eingegangen werden kann.

in den Fallrekonstruktionen gezeigt wurde, in modifizierter Form für die Männer nahezu unvermeidlich²⁷, so haben sie auch teil an der „patriarchalen Dividende“²⁸ (Connell 1999): Männer der hier untersuchten Generation sind in größerem Umfang und unabhängig von ihrer Qualifikation ins Erwerbssystem integriert und sie sind weniger und kürzer arbeitslos als ostdeutsche Frauen der gleichen Generation. Die hohe Bedeutung der Berufsarbeit für die Männlichkeitskonstruktionen resultiert also aus der Institutionalisierung hegemonialer Männlichkeit und reproduziert zugleich die Machtrelationen zwischen den Geschlechtern.

Auf einen letzten Aspekt soll im Rahmen dieses Aufsatzes aufmerksam gemacht werden. Es ist zu erwarten, dass sich auf dem Arbeitsmarkt die Bedingungen für kontinuierliche Berufskarrieren weiter verschlechtern, diese noch stärker als bisher an die Realisierung des männlichen (hegemonialen) Karrieremusters gebunden werden, welches uneingeschränkte zeitliche Verfügbarkeit der Arbeitskraft, als auch eine hohe Identifikation mit dem Beruf und der Firma beinhaltet. Dabei wird dieses Karrieremuster weder von den befragten Männern noch in der öffentlichen Diskussion und in der Mainstream-Soziologie als männliches, sondern als allgemeines und damit für Frauen und Männer gültiges Muster wahrgenommen. Indem die Männer, wie gezeigt wurde, versuchen, sich diesem Karrieremuster stärker anzupassen und es des Weiteren im Rahmen der Ost-West-Anpassung deuten, wird das institutionalisierte hegemoniale Männlichkeitsmuster implizit bestätigt und bestärkt. Durch diese (Re-)Produktion werden die in der Frauen- und Geschlechterforschung geforderten Veränderungen der beruflichen Karrieremuster und die Umverteilung von Reproduktionsarbeiten zwischen den Geschlechtern sehr schwierig werden, denn dazu wäre eine Entkopplung von Berufskarrieren und hegemonialer Männlichkeit notwendig.

Literatur

Beck, Ulrich 1986: *Die Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp

Beck-Gernsheim, Elisabeth 1980: *Das halbierte Leben. Männerwelt Beruf. Frauenwelt Familie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp

Belwe, Katharina; Klinger, Fred 1986: *Der Wert der Arbeit. Aspekte des*

²⁷ Vgl. auch die lebensgeschichtlichen Untersuchungen von Connell (u.a. 1999).

²⁸ Mit diesem Begriff bezeichnet Connell den Sachverhalt, dass die meisten Männer von der Teilhabe an der hegemonialen Männlichkeitsform profitieren, eine patriarchale Dividende erhalten. Dieser Aspekt wird in der Männerforschung i.d.R. zu wenig beachtet, woraus eine Überbetonung des Leidens und der Entfremdung der Männer durch Erwerbsarbeit resultiert (vgl. u.a. Böhnisch/Winter 1997).

- sozialen Wandels in der industriellen Arbeitswelt der DDR. In: *Tradition und Fortschritt in der DDR. Neunzehnte Tagung zum Stand der DDR-Forschung in der Bundesrepublik Deutschland 20. bis 25. Mai 1986*. Köln: Edition Deutschland Archiv, 61-86
- Bock, Gisela; Duden, Barbara 1977: Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit. Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus. In: *Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen*. Berlin: Courage, 118-199
- Böhnisch, Lothar; Winter, Reinhard 1997: *Männliche Sozialisation. Bewältigungsprobleme männlicher Geschlechtsidentität im Lebenslauf*. Weinheim: Juvena
- Connell, Robert W. 1999: *Der gemachte Mann. Männlichkeitskonstruktionen und Krise der Männlichkeit*. Opladen: Leske + Budrich
- Connell, Robert, W. 1996: ‚The Big Picture‘: Formen der Männlichkeit in der neueren Weltgeschichte. In: *Widersprüche*, Heft 56/57, 23-45
- Connell, Robert W. 1995: Neue Richtungen für Geschlechtertheorie, Männlichkeitsforschung und Geschlechterpolitik. In: *Neue Horizonte? Sozialwissenschaftliche Forschung über Geschlechter und Geschlechterverhältnisse*. L. Christof Armbruster et al. (Hg.), Opladen: Leske + Budrich, 61-83
- Der kleine Duden „Deutsches Wörterbuch“* 1982. Mannheim, Wien, Zürich: Bibliographisches Institut und F.A. Brockhaus
- Diemer, Susanne 1994: *Partiarchalismus in der DDR*. Opladen: Leske + Budrich
- Dölling, Irene 1991: *Der Mann und sein Weib*. Berlin: Dietz
- Fischer-Rosenthal, Wolfram; Rosenthal, Gabriele 1997: Narrationsanalyse biographischer Selbstrepräsentation. In: *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik*. Roland Hitzler; Anne Honer (Hg.), Opladen: Leske + Budrich, 133-164
- Frevert, Ute (Hg.) 1997: *Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert*. Stuttgart: Klett-Cotta, 145-173
- Frevert, Ute 1996: Soldaten, Staatsbürger. Überlegungen zur historischen Konstruktion von Männlichkeit. In: *Männerngeschichte – Geschlechtergeschichte*. Thomas Kühne (Hg.), Frankfurt am Main; New York: Campus, 69-87
- Frevert, Ute 1995: *„Mann und Weib, und Weib und Mann“*. *Geschlechter-Differenzen in der Moderne*. München: Beck
- Gottschall, Karin 1998: Doing Gender While Doing Work? Erkenntnis-potentiale konstruktivistischer Perspektive für eine Analyse des Zusammenhangs von Arbeitsmarkt, Beruf und Geschlecht. In: *Frauen-*

- arbeitsmarkt*. Birgit, Geissler et al. (Hg.), Berlin: Edition Sigma, 63-94
- Heinermann, Siegfried 1992: Rette sich wer Mann – Arbeitslosigkeit als Krise von Männlichkeit. In: *BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History*, Heft 1, 63-82
- Hübner, Peter 1996: „Sozialistischer Fordismus?“ Oder: Unerwartete Ergebnisse eines Kopiervorganges. Zur Geschichte der Produktionsbrigaden in der DDR. In: *Amerikanisierung? Die Mehrdeutigkeit moderner Lebensformen in Deutschland*. Alf Lüdtker (Hg.), Stuttgart: Klett Cotta, 96-115
- Hübner, Peter 1994: Die Zukunft war gestern: Soziale und mentale Trends in der DDR-Industriearbeiterschaft. In: *Sozialgeschichte der DDR*. Hartmut Kaeble et al., Stuttgart: Klett-Cotta, 171-187
- Huinink, Johannes et al. 1995: Staatliche Lenkung und individuelle Karrierechancen: Bildungs- und Berufsverläufe. In: *Kollektiv und Eigensinn. Lebensverläufe in der DDR und danach*. Ders. (Hg.) Berlin: Akademie-Verlag, 89-143
- Kocka, Jürgen 1987: Bürgertum und Bürgerlichkeit als Probleme der deutschen Geschichte vom späten 18. zum frühen 20. Jahrhundert. In: *Bürger und Bürgerlichkeit im 19. Jahrhundert*. Ders. (Hg.), Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, 21-63
- Kohli, Martin 1994: Die DDR als Arbeitsgesellschaft? Arbeit, Lebenslauf und soziale Differenzierung. In: *Sozialgeschichte der DDR*. Hartmut Kaeble et al., Stuttgart: Klett-Cotta, 31-61
- Kohli, Martin 1985: Die Institutionalisierung des Lebenslaufes. Historische Befunde und theoretische Argumente. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Heft 37, 1-29
- Krüger, Helga 1995: Dominanzen im Geschlechterverhältnis: Zur Institutionalisierung von Lebensläufen. In: *Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften*. Regina Becker-Schmidt; Gudrun-Axeli Knapp, Frankfurt am Main, New York: Campus, 195-220
- Kurz-Scherf, Ingrid 1998: Ende der Arbeitsgesellschaft? Oder: Wenn der bürgerlichen Demokratie die kapitalistische Arbeit ausgeht. In: *Zukunft ohne Arbeit? Beiträge zur Krise der Arbeitsgesellschaft*. Thomas Geisen (Hg.), Frankfurt am Main: IKO, 17-62
- Lüdtker, Alf 1994: „Helden der Arbeit“ – Mühen beim Arbeiten. Zur mißmutigen Loyalität von Industriearbeitern. In: *Sozialgeschichte der DDR*. Hartmut Kaeble et al., Stuttgart: Klett Cotta, 188-213
- Meuser, Michael 1998: *Geschlecht und Männlichkeit, Soziologische Theorien und kulturelle Deutungsmuster*. Opladen: Leske + Budrich
- Nickel, Hildegard Maria 1993: „Mitgestalterin des Sozialismus“ – Frauenarbeit

- in der DDR. In: *Frauen in Deutschland 1945-1992*. Gisela Helwig und dies., Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, 233-256
- Rosenbaum, Heidi 1990: *Formen der Familie. Untersuchungen zum Zusammenhang von Familienverhältnissen, Sozialstruktur und sozialem Wandel in der deutschen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts*. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Schmidt, Pia 1990: Warum Frauen nicht arbeiten und was das mit der Arbeit der Männer zu tun hat. Arbeit in der bürgerlichen Geschlechtertheorie. In: *Leviathan*, Sonderheft 11, 258-270
- Thaa, Winfried 1989: Die legitimatorische Bedeutung des Arbeitsparadigmas in der DDR. In: *Politische Vierteljahreszeitschrift*, Heft 11, 94-113
- Vester, Michael 1994: Der ostdeutsche Transformationsprozess als Herausforderung für die politische Kultur Deutschlands. In: *Von der Arbeitsgesellschaft zur Bildungsgesellschaft?* Peter Alheit et al., Bremen: Universität Bremen, 639-669
- Winges, Matthias 1999: Der „gelernte DDR-Bürger“: biographischer Modernisierungsrückstand als Transformationsblockade? Planwirtschaftliche Semantik, Gesellschaftsstruktur und Biographie. In: *Soziale Welt*, Heft 50, 255-280

Biographische Notiz

Manuela Salzwedel, 1976 in Potsdam geboren, studiert im 7. Semester Soziologie an der Universität Potsdam. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Methoden der qualitativen Sozialforschung und soziologische Theorien.

Sylka Scholz, 1964 in Salzwedel geboren, studierte Kulturwissenschaft und Soziologie an der Humboldt-Universität zu Berlin. Seit 1996 arbeitet sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Professur für Frauenforschung an der Universität Potsdam. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Geschlechterverhältnisse in der DDR und Ostdeutschland, insbesondere Männlichkeitskonstruktionen, Geschlechterkonstruktionen in der Barockoper und qualitative Methoden.

Alexandra Amanda Ahammer, Ina Heise, Christine Stamm

Wie der Vater, so der Sohn? Der Einfluss der Herkunftsfamilien auf berufliche, familiäre und persönliche Orientierungen und Werdegänge der Söhne

Die vorliegende Analyse untersucht auf der Basis der biographischen Interviews den Einfluss der Herkunftsfamilien, insbesondere der Väter, auf die Männlichkeitskonstruktionen der Söhne und fragt nach der (Re-)Produktion von (hegemonialen) Männlichkeitsmustern. Hierbei wird vor allem auf die Bedeutung der Vater-Sohn-Beziehung eingegangen, die die Söhne bezüglich ihrer beruflichen, familiären und emotionalen Entwicklung prägt. Obwohl kein einheitliches Muster für Vater-Sohn-Beziehungen gefunden wurde – nicht in allen Familien herrschen die gleichen sozialen und psychologischen Bedingungen –, zeigt sich dennoch eine gemeinsame Grundstruktur, insofern sich die Söhne tendenziell eher an den Vätern als an den Müttern orientieren.

Für die vorliegende Studie wurden die 18 biographischen Interviews des beschriebenen Samples (vgl. Scholz in diesem Heft) auf Textstellen hin untersucht, die etwas über die Beziehung der Interviewten zu ihren Vätern aussagen. Von den 18 Interviews wurden sechs Fallbeispiele ausgewählt, die in Bezug auf das Untersuchungsthema Vater-Sohn-Beziehung besonders aussagekräftig erschienen. Diese Fallbeispiele wurden auf die folgenden Fragen hin untersucht:

1. Wie bewertet der Interviewte den Beruf des Vaters?
2. Inwieweit entspricht die Berufsausbildung den Interessen des Interviewten?
3. Inwieweit wurde der Ausbildungswunsch vom Vater unterstützt?
4. Welche Bedeutung hat Erwerbsarbeit für den Interviewten?
5. Ist der Interviewte selbst ‚anwesender‘ oder ‚abwesender‘ Vater?
6. Wie beschreibt der Interviewte die Beziehung zu seinen Eltern?

Aus diesen Fragen lassen sich Aussagen über 1. die Vater-Sohn-Beziehung, 2. die Bewertung der Herkunftsfamilie und 3. über die Orientierung am Vater in Bezug auf dessen Beruf und Leben treffen. Die Analyse wird nach der interpretativen Methode vorgenommen.

Im Folgenden werden zunächst soziologische und psychologische Ansätze zur Vater-Sohn-Thematik dargestellt und Thesen für die Analyse formuliert. Im Anschluss werden die Ergebnisse der untersuchten Fallbeispiele dargestellt und abschließend ein Resümee gezogen.

Die Bedeutung der Väter für die Männlichkeitsvorstellungen der Söhne

Wir betrachten die Herkunftsfamilie als wichtige Institution, die hegemoniale Männlichkeit hervorbringt, an den Sohn weitervermittelt und diese so manifestiert. Erwerbsarbeit bildet den wesentlichen Stützpfiler hegemonialer Männlichkeit (Salzwedel/Scholz in diesem Heft). Diese erwerbsbezogene Männlichkeitskonstruktion wird von den Vätern an die Söhne weitergegeben. Im Folgenden werden einige soziologische und psychologische Aspekte dieses Prozesses dargestellt.

Michael Meuser formuliert im Anschluss an Talcott Parsons im Hinblick auf die Sozialisation eines Sohnes als Mann: „Was den Vater für die Geschlechtsrollensozialisation bedeutsam macht, ist nicht allein seine Position innerhalb der Familie, sondern, dass seine männliche Rolle – anders als die weibliche Rolle der Mutter – über die Grenzen der Familie hinausweist“ (Meuser 1998, 55). Weiter heißt es: „Aus der Verbindung familialer und öffentlicher Rollen erwächst dem Vater eine doppelte Bedeutung für den geschlechtlichen Sozialisationsprozess. Insofern als seine Berufsrolle Teil der Familienrolle ist (Ernährer der Familie), wird er zum instrumentellen Führer des Familiensystems“ (Meuser 1998, 55; in Anlehnung an Parsons/Bales 1955). Dem Vater kommt dadurch die Rolle der Identifikationsfigur zu; für den Jungen wird er das Vorbild, für das Mädchen das Männlichkeitsideal.

Dieser Vermittlungsprozess der Bedeutung von Erwerbsarbeit gilt nach Schnack und Gerstenkamp immer noch. Der große Wert von Erwerbsarbeit wird dem Sohn von Kindheit an in der Herkunftsfamilie vorgelebt, er erfährt Erwerbsarbeit als „Schlüssel zur Welt“ (Schnack/Gerstenkamp 1998, 32). Dies geschieht überwiegend durch den Beruf des Vaters, da dieser immer noch größtenteils der Haupt- bzw. Alleinernährer der Familie ist. Um so härter er arbeitet, um so mehr Überstunden er macht, desto mehr fehlt dem Vater jedoch Zeit für die Familie. Der ‚abwesende Vater‘ ist ein strukturelles Problem in der Sozialisation. Weil die Väter oftmals ‚abwesende Väter‘ sind, werden sie als Fremde in der eigenen Familie wahrgenommen. Sie bekommen den Alltag in der Familie nicht mit, und so bleibt die Vater-Kind-Beziehung unklar und fragil. „Väterlichkeit“ wird kaum erfahren (Modes 1998, 9).

Gerstenkamp und Schack verweisen auf den Teufelskreis, in dem Männer sich bewegen: Die berufliche Tätigkeit und das monatliche Einkommen

definieren nicht nur den erfolgreichen Mann, sondern gleichzeitig auch den Vater. Der Vater muss im Beruf anerkannt sein, um als Familienvater wichtig zu sein. An den Vater wird eine anachronistische Forderung gestellt: Einerseits soll er sich im Berufsleben durchsetzen und sich der Konkurrenz unter Männern stellen, andererseits wird von ihm soziale Kompetenz und zunehmend Sensibilität verlangt. Die Trennung der Väter von der Familie ist ein Zeichen der Trennung von Arbeit und Privatleben in der modernen kapitalistischen Gesellschaft. Die Arbeitsbedingungen für Männer sind in der letzten Zeit noch familienfeindlicher geworden. Die (männliche) ‚Normalarbeit‘ erfordert entweder einen kinderlosen Status oder eine Frau, die zu Hause für die Kinder sorgt und den Haushalt übernimmt. Das Berufsleben ist somit nach wie vor auf den männlichen Alleinverdiener zugeschnitten. Selbst wenn es auch inzwischen Erziehungsurlaub für Männer gibt, und einige Männer temporär einen ‚Rollentausch‘ vornehmen, so das Resümee von Gisela Notz, werden die Strukturen der bürgerlichen Kleinfamilie und der am männlichen, allzeit verfügbaren Arbeitnehmer orientierten Erwerbsarbeit derzeit nicht in Frage gestellt (Notz 1991, 9).

Parallel wird durch den zunehmenden Wunsch von Frauen, einer Tätigkeit nachzugehen und damit finanziell unabhängig zu sein, die traditionelle Rolle des Vaters als Versorger der Familie gefährdet. Väter werden für die Familie, zumindest als Ernährer und damit auch als machtvolle Person, verzichtbarer. Diesen Verlust an Einflussnahme in der Familie versucht der Vater durch berufliches Weiterkommen zu kompensieren, was wiederum auf den ‚Teufelskreis‘ verweist.

Constanze Engelfried (Engelfried 1997) geht in ihrer Untersuchung u.a. der Frage nach, welche Auswirkungen die Abwesenheit der Väter auf die Entwicklung der Söhne hat. Väter sind durch ihre Abwesenheit nicht offen für Gefühle, Ängste und Nöte der Jungen, was zu einer zunehmenden Entfremdung zwischen beiden führt (ebd., 74). Dem Jungen fehlt somit sowohl die körperliche als auch psychische Anerkennung durch den Vater, der ihn in seiner Persönlichkeitsentwicklung anerkennt und unterstützt. Distanz und Zurückhaltung ist demnach das größte Problem in der Vater-Sohn-Beziehung. Quellen des Problems sind sowohl die physische Abwesenheit der Väter als auch deren Einfordern traditionell männlicher Verhaltensweisen von ihren Söhnen. Jungen werden dazu aufgefordert, Leistung zu zeigen und sich in emotionaler Zurückhaltung zu üben, beides Eigenschaften, die traditionell männlich konnotiert sind. Nach Engelfried wird in vielen Vater-Sohn-Beziehungen ein Bild von dem entwickelt, was Mannsein in dieser Gesellschaft bedeutet und somit werden von Anfang an bestimmte Männlichkeitsvorstellungen reproduziert (ebd., 78).

Die Kehrseite der physischen und emotionalen Distanz der Väter ist die Suche der Jungen nach Anerkennung. Die Jungen kämpfen nicht nur darum, vom Vater anerkannt, sondern auch dessen Erwartungen an Männlichkeit gerecht zu werden. Dies könnte unter anderem dadurch erreicht werden, dass der berufliche und familiäre Weg des Vaters einschlagen wird, um ihm so näher zu kommen und seinen Vorstellungen gerecht zu werden.

Durch die emotionale Distanz sind Söhne allerdings häufig gezwungen, realitätsfremde, imaginierte Vaterbilder zu entwerfen, mit denen sie sich identifizieren können. Die Idealisierung des Vaters beruht bei den meisten Jungen auf der Konstruktion von Männern- bzw. Väterbildern, die von gesellschaftlich dominanten Mustern geprägt sind (ebd., 80).

Ein weiterer Aspekt der Vater-Sohn-Beziehung ist die hierarchische Struktur. Nach Engelfried kann Connells Konzept der hegemonialen Männlichkeit daher dahingehend erweitert werden, dass es nicht nur Hierarchisierungen innerhalb der Gruppe ‚Männer‘ aufgrund verschiedener Männlichkeitsformen gibt, sondern auch durch die Generationenhierarchie, d.h. ältere Männer haben potentiell mehr Macht über jüngere Männer. Zugleich existieren Gemeinsamkeiten zwischen Männern und somit auch zwischen Vätern und Söhnen. Studien, die sich damit befassen, thematisieren die Strategien der Herabsetzung von Weiblichkeit, die die Männer miteinander verbindet. Das Modell der hegemonialen Männlichkeit impliziert also die Unterordnung der Frau und Mutter unter die Gruppe der Männer. Dies geschieht u.a. dadurch, dass, wie schon erwähnt, Söhne von Vätern anerkannt werden wollen und sich deshalb von den Müttern und Weiblichkeit distanzieren und diese abwerten (ebd., 88).

Aufgrund der gesellschafts- und familienpolitischen Situation in der DDR weisen die Rahmenbedingungen für die Sozialisation der Befragten Unterschiede zum bisher Skizzierten auf. Die Arbeitspolitik in der DDR war gekennzeichnet durch die Förderung der Vollberufstätigkeit von Mann und Frau. Es gehörte zur Selbstverständlichkeit, dass Frauen erwerbstätig sind und zum Unterhalt der Familie beitragen. Der andauernde Arbeitskräftemangel und die postulierte Emanzipation durch Arbeit führte dazu, dass das ‚Recht auf Arbeit‘ fast Zwangscharakter annahm. Im Vergleich zum westdeutschen Modell der geschlechtlichen Arbeitsteilung, welche eine männliche Erwerbsarbeit (Alleinverdiener) und eine weibliche Reproduktionsarbeit (Haushalt und Familie) favorisierte, bot der Zugang zur Berufsarbeit den ostdeutschen Frauen tendenzielle Existenzsicherheit und Unabhängigkeit vom männlichen Ernährer (Dölling 1995, 40). Dennoch blieben auch in der DDR die Frauen für die Reproduktionsarbeit zuständig. Aufgrund dieser Ausgangsbedingungen ist zu erwarten, dass der Vater und die Mutter

gleichermaßen als Vorbild für die berufliche Laufbahn der eigenen Kinder fungierten, bzw. Vater und Mutter als gleichermaßen abwesend in der Kindheit wahrgenommen wurden. Dieser Hypothese soll in den folgenden Fallanalysen nachgegangen werden.

Eine weitere Forschungsfrage ist darüber hinaus, ob die politische Wende von 1989 als Umbruchsituation Einfluss auf bestehende Männlichkeitskonstruktionen hatte. Ob z.B. aufgrund der Umstrukturierungen auf dem Arbeitsmarkt (Massenarbeitslosigkeit, Abwertung von Qualifikationen) eine Neuformulierung von Männlichkeit im Sinne einer Zuwendung zur eigenen Familie und einer stärker ausgeprägten Väterlichkeit festgestellt werden kann.

Die Analyse der Fallbeispiele

Peter Töpfer (Diplomingenieur für Nachrichtentechnik, verheiratet, keine Kinder; Vater: Professor für Biochemie; Mutter: Sachbearbeiterin)

Peter Töpfer folgt seinem Vater beruflich wie auch familiär. Auch wenn er nicht in der gleichen Branche tätig wird, so strebt er doch eine geradlinige Karriere an, die auf den gleichen Status wie den des Vaters abzielt. Peter Töpfer ist ehrgeizig, sehr an seinem Beruf interessiert und sagt über seinen ersten Job: *„...ein technisches Thema auseinandersetzen was da noch irgendwie ungeklärt war in Zusammenarbeit mit der neusten äh Zusammenhang mit der neuen Technologie und äh ja nebenher habe ich alles versucht mitzunehmen was da war, sei es wie gesagt Tagungen, Weiterbildungsveranstaltungen, Kontakte zu Leuten, Bücher, Kopien, Zeitschriften, alles war anstrengend aber spannend...“* (30/913-917).

Seine Mutter beschreibt Peter Töpfer als emotional auf ihn und seine Brüder fixiert. Sie ist die Bezugsperson für emotionale Belange. Seinen Vater erwähnt er dagegen eher im Zusammenhang mit der Arbeit und dem Einfluss, den sein Beruf auf die Familie hatte, z.B. die Umzüge der Familie bedingt durch den beruflichen Wechsel oder Verlust des Arbeitsplatzes des Vaters durch die Wende. Sein Vater war aufgrund der bewussten Entscheidung für Beruf und Karriere selten daheim: *„...meine Mutter so eher auf uns Söhne fixiert, natürlich viel öfter da und auch heute noch ihr ein und alles. Und mein Vater ähm mehr so die äh auch auch Karrierelinie sag ich mal, aber nicht getrennt auch emotional nicht um Gottes Willen sondern einfach nur weniger oft da...“* (6/163-166). Dieses Verhalten übernimmt Peter Töpfer. Er entspricht den modernen Bedingungen des Arbeitsmarktes, d.h. er stellt sich auf flexible Arbeitszeiten ein, leistet Überstunden und nimmt einen längeren Anfahrtsweg zur Arbeit in Kauf. Seine Investition in die Arbeit wird

unterstützt durch seine Ehefrau, die ihm den Rücken freihält und den Großteil der Haus- und Beziehungsarbeit leistet. Peter Töpfer äußert im Interview den Wunsch nach Kindern, es ist anzunehmen, dass das Familienmuster dem seiner Eltern entsprechen wird.

Michael Berger (Staatsbürgerkunde-Lehrer bis zur Kündigung nach der Wende, dann Autoverkäufer, verheiratet, zwei Kinder; Vater: KFZ-Meister, stellvertretender Betriebsleiter, Parteisekretär; Mutter: Handelskauffrau)

Auch für Michael Berger stellt der Vater ein Vorbild dar. Er möchte in der gleichen Richtung und mit dem gleichen Engagement wie der Vater arbeiten. Michael Berger erwähnt den Job seines Vaters in den ersten Minuten des Interviews im Zusammenhang mit seiner eigenen Berufswahl „...war ne ganz bewußte Entscheidung, muß ich so sagen, mein Vater war selbst Parteisekretär, bin hier groß geworden in der DDR, habe mich zu dem Staat bekannt...“ (1/32-34). „...und ich war auch ein Mensch, der sich immer gerne gerieben hat mit anderen, hab ich gesagt, wenn schon Lehrer dann richtig, dann ziehste das Ganze auch durch und ich kannte das Ganze auch schon durch Vati, der auch Betriebsteilleiter war, sehr viel Ärger hatte, sich sehr engagiert hat, eingesetzt hat, ich denke so in die Richtung gehste dann auch ma...“ (2/37-40). Michael Berger assoziiert mit der Arbeit seines Vaters die für ihn positiven Eigenschaften ‚kritische Identifikation mit dem Staat DDR‘ und ‚Nichtangepasstheit‘ (sich gerne mit anderen reiben). Die positive Einstellung zum Beruf des Vaters kann als Einflussfaktor auf die eigene berufliche Entscheidung gedeutet werden.

Vater wie Sohn haben zu DDR-Zeiten Parteifunktionen übernommen. Mit der Wende bricht die politische Karriere und die Berufslaufbahn Michael Bergers zusammen. Er nimmt eine Tätigkeit als Autoverkäufer in einem Autohaus an. Für Michael Berger ist die Arbeit „...das wichtigste was ich mache...“ (40/1253). Die Arbeit hat für ihn Vorrang vor anderen Dingen, deshalb investiert er mehr Zeit als notwendig in seine Arbeit. Sein Selbstbild als Lehrer bestimmt auch seine neue Tätigkeit, denn es ist ihm gelungen, verschiedene Aspekte seiner Lehrtätigkeit durch eine bestimmte Art und Weise seine Verkaufsgespräche zu führen, weiter anwenden zu können und sich so immer noch als Lehrer, nun seinen Kunden gegenüber, verstehen zu können.

Im Vergleich zu den anderen Interviewten erzählt Michael Berger sehr viel über die Familie und speziell seine Kinder. Die Behinderung seiner zweiten Tochter erfährt er als Einschnitt, die zur Reflexion über sein Leben führt. Er modifiziert seine Einstellung gegenüber der Arbeit und entwickelt Toleranz für die Mitmenschen (konkret: seine Schülerinnen). Er ist ein ‚anwesender‘, sich

sorgender und verantwortungsvoller Vater. Mit der Wende verstärkt sich sein Einsatz für die Familie, was mit dem Karriereverlust und dem beruflichen Abstieg nach der Wende zusammenhängt. Es besteht Grund zur Annahme, dass er den durch den Wegfall seiner bisherigen Arbeit erlittenen Autoritätsverlust mit dem Ausbau seiner Vormachtstellung in der eigenen Familie aufzuheben sucht. Dies hängt vermutlich auch mit dem nun höheren Berufstatus seiner Frau zusammen.

Ralf Ritter (Medizintechniker, ledig, keine Kinder; Vater: Bauingenieur; Mutter: Wirtschaftskaufmann)

Für Ralf Ritter gilt weniger, dass der Vater eine Vorbildfunktion einnimmt als vielmehr, dass er entscheidenden Einfluss auf die Entwicklung des Sohnes ausübt. Der Vater hätte sich gewünscht, dass der Sohn ihm ins Baugewerbe folgt. Er akzeptiert aber dennoch den Wunsch des Sohnes, zur Eisenbahn zu gehen, und unterstützt ihn darin voll. *„...nun mein Vater ist Bauingenieur, und der hätte das eigentlich am liebsten gesehen, wenn ich ins Baugewerbe gegangen wäre, weil der ist nun eigentlich mit Leib und Seele beim Bau, das kann man so sagen...“* (3/114-116).

Die Ausbildung von Ralf Ritter bei der Bahn kann als Fortführung seines Eisenbahnhobbys gesehen werden. Der Vater tritt als Initiator dieses Hobbys auf, und Vater und Sohn spielen noch heute zusammen mit der Eisenbahn. Vor allem in diesem Zusammenhang spricht Ralf Ritter von seinem Vater: *„...aber wie gesagt, der kam Weihnachten mit dem ganzen Trödel an ... der hat nicht nur `n Kreis gekauft, so `ne Startpackung, sondern gleich Schienen bis zum Umfallen dazu...“* (13/585-586). *„...weil bei uns beiden jetzt hat eigentlich so jeder seine Aufgabe, der eine ist eben für den Landschaftsbau zuständig und ich mehr für Gleisbau und Elektrik, was naheliegend ist und mein Vater eben für das Gestalterische...“* (14/640-642).

Auffallend ist, dass Ralf Ritter sehr viel über seinen Vater spricht. Die Mutter hingegen wird lediglich im Zusammenhang mit seinem Unfall erwähnt, der Ursache für die Umschulung zum Medizintechniker war. Die Mutter hat sich in diesem Zusammenhang große Sorgen um ihren Sohn gemacht. Sie ist bei Ralf Ritter ebenfalls für den emotionalen Bereich zuständig, während der Vater eher für Planung und Strukturierung seines Lebens bedeutend ist. Ralf Ritter hat keine eigene Familie. Er wünscht sich zwar Kinder, möchte auch Verantwortung in der Erziehung übernehmen und könnte sich sogar Vaterschaftsurlaub vorstellen, jedoch macht er diese Entscheidung von der Frau abhängig. Sein Arbeitsverhalten entspricht nicht dem karrierebewussten Arbeitnehmer, er möchte Hobby und Beruf vereinen. Die Freundschaft

zwischen den Kollegen ist ihm wichtiger, als von den Ellenbogen Gebrauch zu machen.

Hein Holm (Heizungsinstallateur, Ingenieur für Gebäudetechnik, nichteheliche Lebensgemeinschaft, ein Sohn; Vater: Ingenieur für Schweißtechnik; Mutter: Krankenschwester)

Bei Hein Holm gestaltet sich die Vorbildfunktion des Vaters etwas differenzierter. Er erkennt die berufliche Leistung seines Vaters an und erlernt ebenfalls einen Beruf im Baugewerbe. Der Vater unterstützt tatkräftig den Berufswunsch seines Sohnes, indem er ihm sogar die Lehrstelle besorgt. Im familiären Bereich modifiziert Hein Holm jedoch die Vorbildfunktion des Vaters. Er hat als Kind unter der Abwesenheit des Vaters sehr gelitten. Hein Holm ist der einzige unseres Samples, der den Vater in Bezug auf seine Erziehung kritisiert: „...na und was ich in an meiner Kindheit nicht so schön fand war die Tatsache, daß mein Vater uns n gutes Leben bescheren wollte also was nich so wo sie nich jeden Pfennig umdrehen mußten also hat er sich gedacht er geht mehr arbeiten also das hieß von sieben bis fünfzehn Uhr normalen Alltag und dann noch mal ne zweite Schicht hintendran und deswegen hab ich wirklich meine Kindheit hab ich noch mit ihm verbracht aber Schulzeit eigentlich ohne ihn. Ähm er war ja früh aus'm Haus und kam abends um halb zehn wieder ... Jedenfalls hat ich mein' Vater ähm eigentlich so inner Erziehung und dem ganzen Heranwachsen so hab ich ihn selten geseh'n er hat zwar immer noch den totalen Einfluss irgendwo gehabt aber die bestimmende Person war meine Mutter die für meine Erziehung so da war...“ (29–30/28-6).

Obwohl er die Leistung des Vaters anerkennt, für das Wohl der Familie zu arbeiten, um ihr ein gutes Leben zu ermöglichen, möchte er jedoch in seiner eigenen Familie eine alternative Vaterrolle übernehmen. Sein Wunsch ist es, seinem Sohn ein anwesender und liebevoll sich sorgender Vater zu sein. Seinem Kind möchte er Schutz gewähren sowie moralische Werte vermitteln „...also ich hab n Riesenwunsch und den ähm (2) will ich eigentlich auch meinem Sohn rüberbringen also auf gar keinen Fall äh so ne rechte also nationale Denkweise bekommt...“ (40/14-16).

Die erzieherischen Aufgaben sollen partnerschaftlich zwischen Vater und Mutter geteilt werden. Auch bezüglich des Arbeitsverhaltens von Hein Holm zeichnet sich eine Reflexion ab. Er realisiert mit seinem Arbeitgeber ein ‚Zweischichtenmodell‘, so dass sich Arbeit und Elternschaft vereinen lassen. Damit fordert er ein neues Modell von familienorientierter Arbeitspolitik. Es wird sich zeigen, ob sich diese Regelung für ihn längerfristig realisieren lässt. Des Weiteren bemängelt er die Überlastung seiner eigenen Mutter mit der

dreifachen Rolle als Hausfrau, Mutter und Werktätige. Die Mutter war in der Erziehung bestimmend, der Vater spielte kaum eine Rolle. Um so erstaunlicher ist die Aussage von Hein Holm: „...*ich liebe zwar meine Mutter aber mein Vater is für mich trotzdem er wirklich ähm ... Vorbild ... jetzt...*“ (30/25-26).

Jörg Strohe (Arzt, arbeitslos, nichteheliche Lebensgemeinschaft, ein Sohn; Vater: Professor für Medizin; Mutter: Apothekerin, Ingenieurin für Pharmazie)
 Jörg Strohe kommt dem Willen seiner Eltern nach, ein Medizinstudium zu beginnen und tritt somit in die ‚Fußstapfen‘ des Vaters. „...*das war mehr so`n Einfall meiner Eltern und mangels besserer Idee habe ich das dann trotzdem studiert, und als ich dann mit dem Studium fertig war, da hat mein Vater zu mir gemeint, fahr doch mal zu diesem Bekannten da von mir in seine Allgemeinarztpraxis...*“ (1/20-23).

Jörg Strohe spricht über seinen Vater fast ausschließlich im Zusammenhang mit dessen ‚*Arztsein*‘. Die Beziehung zwischen Vater und Sohn gestaltet sich sehr ambivalent. Einerseits unterstützen die Eltern ihren Sohn nach wie vor finanziell, andererseits fordern sie von ihm Selbständigkeit. Der Sohn kämpft zwischen Anerkennung vom Vater und seiner eigenen Bequemlichkeit unselbständig zu bleiben. Über seine Mutter äußert er sich abwertend. Ihre Tätigkeit definiert er als mithelfende Ehefrau, welche assistiert und ein bisschen Büroarbeit erledigt. „...*die hat dann `ne ganze Weile in der Apotheke als Apothekenassistentin gearbeitet, die hat mal Abitur gemacht und wollte immer studieren, das hat sie wohl nie hingekriegt zu da zu da – zu damaligen Zeiten wohl angeblich deswegen, weil sie auf einem katholischen ja katholischen Wohnheim wohnte...*“ (4/124-127). Die ‚*wirkliche Arbeit*‘ erledigt demzufolge sein Vater. Obwohl er sich einerseits am Vater orientiert, möchte er keine Karriere machen: „...*haben wir so`n Deal gemacht genauso der Deal, den ich schon mein Leben lang gebraucht habe mit dem Aufstehen na und im Krankenhaus geht so was nicht und da wußte ich das will ich nicht hab ich bin ehrlich gesagt zu faul ja und dann kam mir das genau recht das mir einer so was sagte so`n Freund so`ne Honorartätigkeit bei so was ziemlich witzigen abgefahrenen TÜV na da dachte ich mir das machst du jetzt mal übergangsweise...*“ (19-20/664-668). Freizeit und Hobby, sowie die Teilung elterlicher Pflichten gegenüber seinem Sohn sind ihm wichtiger. Er entspricht damit nicht dem frei verfügbaren, hochleistungsmotivierten Arbeitnehmer. Die Eltern unterstützen ihn massiv (mit Wohnraum oder Geld), so dass er sich trotz seines geringen Einkommens als alternativer ‚*Lebemann*‘ zu präsentieren versteht. Seinem Kind versucht er ein ‚*anwesender*‘, guter Vater zu sein.

Peter Maffax (selbständiger Journalist, Vater: selbständiger Elektriker; Mutter: keine Angaben)

Peter Maffax thematisiert seinen Vater im gesamten Interview sehr selten. Die wenigen Aussagen lassen auf ein ambivalentes Vater-Sohn-Verhältnis schließen. Über den Beruf des Vaters spricht Peter Maffax neutral „...*mein Vater ist eben– der hatte schon als ich geboren wurde, war der selbständiger Elektriker. Der hatte eine eigene Firma, und da haben wir als Kinder immer mitgeholfen...*“ (3/86-88). Während der Vater selbständiger Handwerker ist, schlägt der Sohn eine andere Laufbahn ein: Das Philosophie-Studium kann als Protest zu seinem Vater gewertet werden. Trotzdem befürwortet der Vater die Ausbildung seines Sohnes. Der Vater hilft und unterstützt den Sohn bei der Karriereplanung, aber der Sohn entscheidet sich für ein Studium, um sich vom Vater loszulösen. Obwohl Peter Maffax nicht gemäß dem Wunsch seines Vaters das Elektrogeschäft übernimmt, folgt er ihm in Bezug auf den Status des Selbständigen. Ihm ist dabei wichtig, dass er sowohl in seinem Leben als auch in seiner beruflichen Position als Selbständiger arbeitet. „...*ich will jetzt nicht fest angestellt sein irgendwie. Das ist so bei meinem Bruder, der ist freischaffender Künstler, mein Vater ist eben immer selbständig gewesen...*“ (21/ 636-637).

Für Peter Maffax bedeutet Erwerbsarbeit die Sicherung der Existenz und ist der wesentliche Bestandteil des Lebens. Er sagt hierzu: „...*Arbeit ist eben Geld...*“ (31/965) und „...*Arbeit nimmt ganz viel ein...*“ (31/977-978). Neben der Existenzsicherung bedeutet Erwerbsarbeit für ihn in erster Linie die Selbstverwirklichung: „...*ja ich habe das Glück, das mir meine Arbeit Spaß macht. Ja absolut...*“ (31/969). „...*und jetzt kann ich auch Beiträge machen, Themen machen, die mich interessieren. Ja das ist Selbstverwirklichung absolut...*“ (31/972-974). Im familiären Bereich wird deutlich, dass die einseitige Konzentration auf die Arbeit und das fehlende Engagement im Haushalt zur Ehekrise und Scheidung geführt hat. Für seine Tochter übernimmt er die Verantwortung: Er unterstützt sie finanziell und berät sie auch in ihrer Berufsplanung. In der Beziehung zur neuen Partnerin hat Peter Maffax aus den Fehlern gelernt und versucht, sich nun auch im Haushalt zu beteiligen. Die Beziehung zu seinen Eltern wird nicht thematisiert. Seine Mutter taucht kaum in der Biographie auf.

Resümee

Auffallend bei der Auswertung der Interviews ist, dass in allen ausgewählten Fällen der Sohn dem Vater gefolgt ist. Entweder schlägt er die gleiche berufliche Laufbahn ein und/oder er erwirbt den gleichen Berufsstatus wie der Vater. Dabei kann die Orientierung am Vater von vorn herein sehr stark sein,

wie dies bei Peter Töpfer und Michael Berger der Fall ist, sie kann aber auch ambivalent und widersprüchlich sein wie in den Fällen von Peter Maffax und Jörg Strohe. Zum Zeitpunkt des Interviews, also im vierten bzw. fünften Lebensjahrzehnt, sind die Söhne weitgehend in die ‚Fußstapfen‘ der Väter getreten. Die Bedeutung der Herkunftsfamilie für die (Re)Produktion hegemonialer Männlichkeit wurde somit in unserer Analyse bestätigt.

Unsere Fallbeispiele belegen jedoch nicht die Hypothese, dass aufgrund einer beruflichen Gleichstellung von Mann und Frau in der DDR, beide Elternteile als Vorbild für die berufliche Entwicklung des Sohnes bzw. Mutter und Vater als abwesend in der Kindheit wahrgenommen wurden. Die Interviewten aus unserem Sample bewerten den Beruf des Vaters eindeutig als wichtiger und prägender für die eigene Berufs- und Lebensplanung. Diese Höherwertigkeit der Berufstätigkeit der Männer steht im Widerspruch zur offiziellen Gleichstellungsrhetorik in der DDR. Die Höherwertigkeit wurde dadurch gestützt, dass die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung nicht wirklich aufgehoben wurde. Demzufolge war der Arbeitsmarkt in sogenannte weibliche und männliche Betätigungsfelder segregiert, was mit Hierarchisierungen verbunden war. Ebenso waren Positionen und Verdienste von Männern im Durchschnitt höher (vgl. Salzwedel/Scholz in diesem Heft). Frauen waren in der DDR dazu angehalten, Beruf und Familie miteinander zu vereinen. Ein umfangreiches sozialpolitisches Netz (z.B. Kindergartenunterbringung) sollte die Zusatzbelastung von Frauen abfedern. Insofern wurden die paternalistischen Gesellschaftsstrukturen nicht aufgehoben, sondern nur verschoben: Nicht der Ehemann übernahm die Fürsorge für die Familie, sondern ‚Vater Staat‘.

Augenscheinlich wurde ebenfalls, dass die Mütter der Interviewten nur nebenbei erwähnt werden. Dies gilt, darauf kann an dieser Stelle nur verwiesen werden, auch für die (Ehe-)Partnerinnen. Die Äußerung des Interviewten Hein Holm, seine Mutter würde er lieben, aber sein Vater sei sein Vorbild, bringt die unterschiedliche Bedeutung von Mutter und Vater auf den Punkt. Während die meisten Interviewten eine emotional stärkere Bindung zur Mutter beschreiben, bleibt der Vater als wichtigster Bezugspunkt zur Orientierung im eigenen Werdegang. Diese Trennung zwischen privaten Gefühlen, welche mit der Mutter assoziiert, und öffentlicher Anerkennung und Erfolg im Beruf, welche mit dem Vater verbunden werden, kann so interpretiert werden, dass der private Bereich weniger Akzeptanz und Bedeutung hat, als der väterliche Bereich der Arbeitswelt.

Auch hinsichtlich der eigenen Vaterrolle orientieren sich die meisten Interviewpartner an ihren Vätern. Die Übernahme von Verantwortung für ihre Kinder ist von zentraler Bedeutung. Ihre erzieherischen Aufgaben sehen sie

darin, die Berufsplanung ihrer Kinder zu unterstützen und zu finanzieren. Bis auf Hein Holm hat keiner der Interviewten explizit geäußert, dass er den Kindern auch emotionale und moralische Werte vermitteln möchte. Er ist zugleich der einzige Vater, der die Fürsorgearbeiten für seinen Sohn mit seiner Partnerin gleichberechtigt teilt.

Nur in einem Fall bestätigte sich die These, dass die Wende zu einem radikalen Umdenkprozess bezüglich der eigenen Vaterrolle geführt hat. Bei Michael Berger hatte der durch die ‚Wende‘ bedingte berufliche Abstieg eine verstärkte Hinwendung zur Familie zur Folge.

Indem die Söhne sowohl beruflich und ein großer Teil auch familiär in die ‚Fußstapfen‘ der Väter treten, werden die Strukturen der bürgerlichen Kleinfamilie nicht in Frage gestellt und die Chancen einer alternativen Vaterschaft nicht wirklich wahrgenommen. Zugleich wird so hegemoniale Männlichkeit, die, wie gezeigt werden konnte, in die Institution Herkunftsfamilie eingeschrieben ist, fortgeschrieben.

Literatur

- Dölling, Irene 1995: Die Bedeutung der Erwerbsarbeit für weibliche Identität in der ehemaligen DDR. In: *Mitteilungen aus der kulturwissenschaftlichen Forschung*, Heft 36, Berlin, 40-55
- Engelfried, Constanze 1997: *Männlichkeiten – Die Öffnung des feministischen Blicks auf den Mann*. Weinheim: Juventa
- Meuser, Michael 1998: *Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster*. Opladen: Leske + Budrich
- Modes, JoAchim 1998: *Vaterverlust und Rekonstruktion in der Biographie von Söhnen*. Münster: LIT-Verlag
- Notz, Gisela 1991: *Auf der Suche nach den neuen Vätern – Ausflüge von Männern in Frauenräume*. Frankfurt am Main: VAS
- Schnack, Dieter/Gesterkamp, Thomas 1998: *Hauptsache Arbeit? Männer zwischen Beruf und Familie*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt

Biographische Notiz

Alexandra Amanda Ahammer, geb. 1974 in Cottbus, studiert Magister für Soziologie, Psychologie und Anglistik an der Universität Potsdam. Ihr besonderes Interesse gilt der Geschlechterforschung. Bei mehrmonatigen Auslandsreisen besuchte und unterstützte sie speziell Frauenprojekte.

Ina Heise, geb. 1975 in Erfurt, wird im Oktober diesen Jahres ihr Magisterstudium für Soziologie, Psychologie und Pädagogik an der Universität Potsdam abschließen. Danach wird sie eine Ausbildung im IT-Management

absolvieren. Ihr spezielles Interesse in der Freizeit gilt dem Motorrad fahren und Computern.

Christine Stamm, geboren 1973 in Berlin (West), studiert an der Universität Potsdam Soziologie und Betriebswirtschaft. Sie steht kurz vor dem Abschluss und wird ihre Diplomarbeit gemäß der inhaltlichen Ausrichtung ihres Studiums zum Thema Kommunikationssoziologie schreiben. Neben dem Studium arbeitet sie in Berlin in einer Dienstleistungsagentur für PR und Kommunikation, diese berufliche Orientierung möchte sie auch nach ihrem Abschluss fortsetzen.

Wiebke Waburg

Das schwache ‚starke Geschlecht‘? – Männlichkeit und Krankheit

Einleitung

Während der Bearbeitung der einzelnen Fälle unseres Samples fiel auf, dass ein beträchtlicher Anteil der Männer unter körperlichen und/oder seelischen Beschwerden leidet. Das erscheint um so erstaunlicher, da die Männer zum Zeitpunkt der Befragung zwischen 32 und 48 Jahre¹ alt waren und sich somit in der Lebensphase befanden, in der Männer für gewöhnlich als gesund und leistungsfähig wahrgenommen werden. Es trat eine Vielzahl unterschiedlicher ‚Krankheiten‘ auf, die von Sprachbehinderungen über Venenentzündung, Gehörschädigung, Rückenleiden bis hin zu psychosomatischen Störungen reichten. Zwei der Männer waren in psychologischer Behandlung, zwei weitere litten unter den Folgen von Unfällen.

Wie lässt sich der hohe Prozentsatz ‚kranker‘ Männer nun aber mit einer anders gearteten Alltagswahrnehmung in Einklang bringen, in der die Frauen als das kranke und die Männer als das gesunde Geschlecht wahrgenommen werden? Um diese Frage zu beantworten, möchte ich zuerst einige theoretische und empirische Befunde der umfangreichen psychologischen, soziologischen und medizinischen Forschung zum Thema Geschlecht und Gesundheit skizzieren: Mädchen und Jungen sowie Frauen und Männer leiden an unterschiedlichen Krankheiten (Brähler et al. 1999; Brünel/Hurrelmann 1999).² Frauen haben z.B. eher nicht lebensbedrohliche chronische Krankheiten (Arthritis, Migräne, Krampfadern etc.) Männer dagegen eher lebensbedrohliche (Arteriosklerose, Lungenemphysem) (Sieveding 1998, 478). Des Weiteren liegen Morbidität und Mortalität von Jungen über der der Mädchen. Das verändert sich im Jugendalter. Die Veränderungen

¹ Altersverteilung des Samples: (1) vier Männer wurden zwischen 1951 und 1955 geboren, (2) vier Männer zwischen 1956 und 1960 und (3) elf zwischen 1961 und 1967.

² Bei diesen empirischen Ergebnissen ist zu berücksichtigen, dass von vornherein von zwei biologischen Geschlechtern ausgegangen wird und Differenzen innerhalb einer Genusgruppe nicht beachtet werden.

beziehen sich sowohl auf die Häufigkeit der auftretenden Krankheiten als auch auf die subjektiven Selbsteinschätzungen des Gesundheitszustandes. Frauen gehen öfter zum Arzt und klagen auch häufiger über Krankheiten, während sich die Mehrzahl der Männer als gesund einschätzt. Trotzdem oder vielleicht auch gerade deswegen liegt die Lebenserwartung der Frauen deutlich über der der Männer (der Unterschied in der Lebenserwartung betrug in Deutschland 1994 durchschnittlich 6,5 Jahre; vgl. Klotz 1998, A-460).

In der Literatur zur Männergesundheit (z.B. Brünel/Hurrelmann 1999; Schnack/Neutzling 1990) wird davon ausgegangen, dass diese Phänomene mit den unterschiedlichen Rollenerwartungen an Männern und Frauen in engem Zusammenhang stehen. In diesen Arbeiten wird die Geschlechtsrolle als psychologische Entsprechung des biologischen Geschlechts verstanden. Ich gehe davon aus, dass das, was die Autoren/innen unter dem Begriff männliche Geschlechtsrolle fassen, dem hegemonialen Männlichkeitsmuster (Connell)³ der Gesellschaft entspricht, welches als Orientierungsmuster verstanden werden muss. Wenn ein Mann der hegemonialen Männlichkeit entsprechen will, muss er stark, ehrgeizig und risikobereit sein, darf weder Gefühle noch Schwächen zeigen und muss Leistung bringen. Ein wesentlicher Aspekt des hegemonialen Musters ist das ‚Nicht-weiblich-Sein‘ und somit die Abgrenzung von weiblich konnotierten Eigenschaften (wie Einfühlungsvermögen, Passivität usw.). So gilt auch der häufige Arztbesuch als ‚unmännlich‘.

Die Konstruktion der männlichen Geschlechtszugehörigkeit (und damit der Männlichkeiten) erfolgt in einem ständig ablaufenden sozialen Interaktionsprozess (oft entlang des hegemonialen Männlichkeitsmusters). Männer stellen sich gegenüber anderen Männern und Frauen als Mann dar, was diese auch von ihnen erwarten. Die interaktive Konstruktion von Geschlecht, in der Männer bestrebt sind, der hegemonialen Männlichkeit zu entsprechen, bringt für sie eine Menge Stress. Das hegemoniale Muster beinhaltet einen rücksichtsloseren Umgang mit dem eigenen Körper (z.B. eine ungesündere Ernährung, ein anderes Gesundheitsverhalten als Frauen). Die hohe Risikobereitschaft bedingt, dass Männer häufiger als Frauen an Verkehrsunfällen beteiligt sind.

Stressbedingte, aber auch durch ‚falsche‘ Ernährung und ungesunden Lebenswandel ausgelöste Krankheiten treten in der Regel erst später im Leben auf und manifestieren sich in der geringeren Lebenserwartung von Männern. Sind sie zwischen 20 und 50 Jahre alt, wähnen sich die meisten Männer

³ Zum Konzept der hegemonialen Männlichkeit von Robert W. Connell siehe Scholz in diesem Heft.

unverwundbar. Für lang andauernde Krankheiten ist in ihrem Leben kein Platz. Daraus ergibt sich die Frage, welche Bedeutung es für die Männlichkeitskonstruktion hat, wenn Männer in dieser Lebensphase doch krank werden, was ja eigentlich mit der hegemonialen Männlichkeit nicht in Einklang zu bringen ist. Wie gelingt es ihnen also trotz langwieriger Krankheit und/oder körperlicher Versehrtheit, sich weiterhin als Mann zu definieren? Welche Bewältigungsstrategien entwickeln sie, wenn Krankheiten auftreten? Wie nehmen sie die Krankheit mit ihren Implikationen und Auswirkungen wahr? Inwieweit beeinflusst die Art der Krankheit den Umgang der Männer mit ihr? Wird es im Zuge der Entwicklung von Idealen des ‚neuen Vaters‘ und ‚neuen Mannes‘ für Männer legitimer krank zu sein und dies auch sich selbst und anderen gegenüber einzugestehen?

Wie oben bereits aufgeführt, gibt es zahlreiche Untersuchungen über den Einfluss von ‚männlichem Rollenverhalten‘ auf die Gesundheit. Im Gegensatz dazu wurde der Effekt, den das Auftreten von Krankheiten auf die Konstruktion von Männlichkeiten haben kann, bisher in der Forschung weitgehend ignoriert. In Anlehnung an die oben gestellten Fragen werde ich im Folgenden versuchen, an zwei Fällen des Samples zu zeigen, wie es Männern gelingt, sich trotz des Auftretens einer Krankheit, als Mann zu konstruieren. Der Begriff Krankheit⁴ wird in einem sehr weiten Sinn benutzt, er umfasst auch körperliche Versehrtheit, Beschwerden, Unwohlsein etc. Ich habe die Fälle Ralf Ritter und Thomas Nerbitz ausgewählt, da sie sich im Krankheitsbild und im Umgang mit der Krankheit sehr stark unterscheiden.⁵ Ralf Ritter hatte mit 22 einen schweren Motorradunfall, der seine körperliche Belastbarkeit auch heute noch einschränkt. Thomas Nerbitz leidet seit seiner Kindheit unter körperlichen Beschwerden wie Schlaflosigkeit und Übelkeit.

Einführend werde ich kurz die Biographien und die besonderen Charakteristika der Interviewten darstellen. Dann werde ich anhand von Interpretationen einzelner Textstellen, aber auch unter Rückgriff auf die biographischen Daten herausarbeiten, welchen Einfluss die jeweilige Krankheit auf die Männlichkeitskonstruktion hatte bzw. hat. Abschließend werde ich die Fälle kurz vergleichen und einige allgemeine Schlüsse ziehen.

⁴ Eine Auseinandersetzung mit dem gesellschaftlichen Krankheitsbegriff ist im Rahmen dieser Artikels nicht möglich.

⁵ Ich habe das Verfahren der „maximalen Fallkontrastierung“ von Anselm Strauss angewandt (Strauss 1998).

Der Fall Ralf Ritter – „... ich bin eigentlich so´n Typ, der entweder durch durch das überzeugt, was er tut oder oder man lässt es bleiben ...“⁶

Kurzbiographie und Kurzcharakterisierung

Ralf Ritter wurde 1965 in einer Großstadt im Norden der DDR als einziges Kind einer Wirtschaftskauffrau und eines Bauingenieurs geboren. Er besuchte den Kindergarten und wurde im Alter von sieben Jahren eingeschult. Mit dem Prädikat ‚drei‘ beendete er die POS nach der zehnten Klasse und begann 1981 eine Elektrikerlehre bei der Reichsbahn in einer nordostdeutschen Kleinstadt. Nach Beendigung der dreijährigen Ausbildung arbeitete Ralf von Juni bis November 1984 bei der Reichsbahn in seiner Heimatstadt. Dann wurde er eingezogen und absolvierte einen anderthalbjährigen Wehrdienst als Funker bei der NVA. Im Anschluss daran arbeitete Ralf Ritter erneut (von Mai 1986 bis August 1987) als Elektriker bei der Bahn. Während dieser Zeit begann er nach einem neuen Arbeitsfeld zu suchen. Er wollte Lokführer werden, was er aber aufgrund der Stellenknappheit nicht realisieren konnte. Daraufhin entschloss er sich dazu zur See zu fahren. Doch kurz bevor er bei der Bahn kündigen konnte, hatte er einen schweren Motorradunfall, der ihn für ein Jahr arbeitsunfähig machte. Aufgrund der bleibenden Schädigung am Knie konnte Ralf nach der Rehabilitation weder in seinen Beruf als Elektriker bei der Bahn zurückkehren noch zur See fahren. Stattdessen arbeitete er von 1988 bis 1990 als Lagerarbeiter bei der Reichsbahn, was einen beruflichen Abstieg darstellte. Während dieser Zeit besuchte Ralf die Abendschule und erwarb das Abitur. Im September 1990 kündigte er bei der Bahn und begann, an der Hochschule für Seefahrt Informationstechnik zu studieren. Nach einem Jahr brach er das Studium ab, weil er den Anforderungen nicht entsprechen konnte. Es gelang ihm, gleich im Anschluss mit einer zweijährigen Medizintechnikerausbildung zu beginnen, die er 1993 erfolgreich beendete. Nach Beendigung der Lehre konnte Ralf keine Arbeitsstelle finden; er war für ein halbes Jahr arbeitslos. Dann bekam er einen Job in einer Kleinstadt in Mecklenburg-Vorpommern bei einer privaten Firma, die im Bereich Medizintechnik arbeitete. 1996 vollzog er einen Arbeitsplatzwechsel. Er arbeitete von nun an als Medizintechniker in einem Krankenhaus in einer mittelgroßen Stadt in Mecklenburg-Vorpommern. Hier bezog Ralf zusammen mit seiner Freundin eine Neubauwohnung. 1998 verließ ihn seine Freundin. Zum Zeitpunkt des Interviews arbeitete er immer noch im Krankenhaus und wohnte weiterhin in

⁶ Zitat aus dem Interview Ralf Ritter (S.26/825 ff.).

der ehemals gemeinsamen Wohnung. Eine große Bedeutung hat im Leben von Ralf Ritter sein Hobby, der Modelleisenbahnbau.

Männlichkeitskonstruktion und Krankheit bei Ralf Ritter

- Die Männlichkeitskonstruktion Ralf Ritters vor dem Unfall
Wenn man Ralf Ritters Leben vor seinem Unfall betrachtet, fällt auf, dass es sich entlang traditioneller Vorstellungen über den beruflichen Werdegang und die Freizeitaktivitäten von Jungen bzw. Männern entwickelte. Wollte er ursprünglich (Chef-)Koch werden, überzeugte ihn sein Onkel davon, eine Lehre als Elektriker bei der Bahn zu machen, indem er sagte: „...Koch was für'n Quatsch ... mach du mal was Praktisches...“ (3/98-102). Eventuell empfand der Onkel den Berufswunsch von Ralf als absurd und abwegig, weil das Kochen für ihn eine weiblich konnotierte Tätigkeit ist. Stattdessen drängte er seinen Neffen in einen von Männern dominierten Ausbildungsberuf. Auch Ralf bewertete seine Entscheidung für einen technischen (Männer-)Beruf im Nachhinein positiv. Indem er Bezug auf den Ausspruch einer Lehrerin nahm, konstruierte er sie im Interview als folgerichtig: „...wenn die Bahn den nicht nimmt, ist sie selber schuld...“ (3/89). Die Lehrerin spielte damit auf sein Hobby an.

Ralf fühlte sich während seiner Lehrzeit und auch später als ausgebildeter Elektriker in seinen Männerkollektiven wohl, trotzdem war er mit seiner Arbeit nicht zufrieden: „...weil die Perspektive, die einem da geboten wurde, ich sage mal als Elektriker bei der Eisenbahn nun sein ganzes Leben lang da zu fristen, das wollte ich eben auch nicht ... irgendwie ... war das nicht die Erfüllung der Träume...“ (6/191-195). Der Ausdruck „sein ganzes Leben da zu fristen“ betont die Eintönigkeit und Langeweile der Arbeit. Ralfs Vorstellungen implizieren, dass er bei einer Weiterbeschäftigung als Bahnelektriker resigniert hätte, zwar weiterhin jeden Tag zur Arbeit gegangen wäre, aber ohne dabei eine Perspektive auf eine Weiterentwicklung (und eventuell Karriere) oder auch Freude zu haben. Was Ralf brauchte bzw. sich wünschte, waren Abwechslung und Abenteuer! Deswegen orientierte er sich neu in Richtung Lokführer. Hierbei handelt es sich bezeichnenderweise um einen Beruf, von dem viele kleine Jungen in ihrer Kindheit träumen. Da Ralf aufgrund mangelnder Stellen diesen Berufswunsch nicht realisieren konnte, orientierte er sich nochmals neu: diesmal in Richtung Seefahrt. Diese Neuorientierung kann wiederum als Suche nach dem Abenteuer interpretiert werden. Ralf Ritter könnte die ‚Seemännerwelt‘ als Möglichkeit gesehen haben, sich dort als Mann zu beweisen. Das wäre ein eindeutiges Indiz dafür, dass Ralf einer stark traditionell geprägten Form von Männlichkeit anhängt.

- Unfall, Krankenhausaufenthalt und Rehabilitation

Der Motorradunfall ereignete sich im August 1987. Ralf schildert den Unfall wie folgt: *„...und war eigentlich auf dem Weg zur zu irgendeiner Nachtschicht oder was das war und bin dann mit dem Motorrad da irgendwo hacken geblieben.(1) Dumm gelaufen...“* (7/213-215). Der Satz liest sich, als ob es sich um eine Bagatelle handelt. Mit den Ausdrücken *„irgendwo hacken geblieben“* und *„dumm gelaufen“* versucht Ralf emotionale Distanz herzustellen und den Unfall zu bagatellisieren. Tatsächlich muss es sich aber um einen schweren Unfall gehandelt haben, da Ralf fünf Wochen im Krankenhaus verbringen musste, die physiotherapeutische Behandlung länger als ein halbes Jahr dauerte und er anschließend zur Kur gefahren ist. Das bedeutet, dass Ralf ca. ein Jahr lang nicht arbeiten konnte. Allerdings spricht er über diese Zeit nicht. Er kann zwar über den Krankenhausaufenthalt, aber nicht über die langwierigen Rehabilitationsmaßnahmen reden. Das kann damit zusammenhängen, dass er sich in dieser Zeit wegen seiner Verletzungen schwach gefühlt hat und unsicher war, ob mit Hilfe der Physiotherapie sein Körper wieder einsatzfähig gemacht werden würde. Bei einer Schilderung der Therapie wäre es für Ralf schwer geworden, seine besonderen Leistungen zu betonen, was in der Dauer der Therapie, aber auch in der Hilfe durch Dritte begründet liegt.

Ralf bewertet seinen Unfall als unnötig: *„...das war auch Schwachsinn. Wenn man gegen Sachen fährt, die da eigentlich sinnlos rumstehen oder zumindest nicht beleuchtet sind = das war ein großer Sperrmüllcontainer. Kann man sich nun fragen, sieht man den nicht? Ist er blind? Oder so, aber das war halt dunkel, ich wollte ja zur Nachtschicht fahren, das war schon halb zehn. Das ist eigentlich dann schon dunkel. Auch im Sommer. Am siebenundzwanzigsten August ist es dann auch schon etwas finsterer. Wie gesagt, das Ding war nicht beleuchtet. Es war mein Verdienst, daß die Dinger dann endlich Warnanstrich kriegten in ganz R...“* (18/564-570). Es ist für Ralf notwendig, eine Mitschuld an dem Unfall von sich zu weisen, denn ein Schuldeingeständnis würde ihm eine verminderte Kompetenz beim Motorradfahren unterstellen. Schuld waren jedoch allein die äußeren Umstände (die Dunkelheit, der fehlende Warnanstrich an den Containern). Allerdings scheint Ralf zu befürchten, dass andere die Unfallursache in seiner Fahrweise suchen könnten (darauf deuten seine rhetorische Fragen hin). Diese Befürchtung ist durchaus begründet, da viele Männer sich im Straßenverkehr unvorsichtiger verhalten als Frauen, deswegen bedeutend häufiger an Unfällen beteiligt sind und an Unfallfolgen sterben. Ralf gelingt es, dem Unfall etwas Positives abzugewinnen, indem er es als seinen *„Verdienst“* bezeichnet, dass die Sperrmüllcontainer durch die Auflagen seiner Versicherung einen Warn-

anstrich bekommen haben. Dies ist eine interessante Deutung, da er zuerst versucht, sich als Opfer der äußeren Umstände darzustellen und wenig später Folgen des Unfalls als seine Leistung deklariert.

Neben den unfallbedingten Verletzungen treten während des Krankenhausaufenthaltes weitere Komplikationen auf: So leidet Ralf unter einer Lungenentzündung und einer lebensgefährlichen Thrombose, wegen der er ein zweites Mal operiert werden muss. Ralf schätzt die Situation relativ flapsig ein, indem er sagt: *„...das war schon entweder Bein ab oder eher ganz in die Erde so ungefähr lief das...“* (17/546-547) oder *„...das sah ja auch gar nicht so gut aus...“* (17/548). Ralf ist sich im Nachhinein bewusst, dass er in akuter Lebensgefahr geschwebt hat. Allerdings sagt er nicht, dass er Angst vor dem Tod, einer möglichen Amputation oder einer bleibenden Behinderung hatte. Stattdessen schätzt er die Lage (aus der Distanz und nach zwölf Jahren) realistisch und überlegen ein. Das deutet darauf hin, dass er seine Gefühle nicht thematisieren kann oder will, was dem hegemonialen Männlichkeitsmuster entsprechen würde. Nur indirekt kann Ralf darauf verweisen, wie froh er darüber ist, den Unfall überlebt zu haben und so glimpflich davon gekommen zu sein. Er sagt: *„...es ist jedenfalls schön hier zu sitzen ...“* (17/550). Ralf betont bei der Darstellung von Unfall und Krankenhausaufenthalt, dass es ihm trotz des ‚unmännlichen‘ Krank- und Schwachseins gelungen ist, enorme Leistungen zu vollbringen. Diese positive Umdeutung ist seine Strategie, mit der eigenen ‚Schwäche‘ umzugehen. Das hier auftretende Leistungsdenken ist eines der Kriterien der hegemonialen Männlichkeit.

- Männlichkeitskonstruktion nach dem Unfall

Als Ralf wieder zu arbeiten begann, wurde er von der Reichsbahn ins Materiallager versetzt, was einen beruflichen Abstieg darstellte. Diese Situation hätte für ihn zu einer Krise werden können. Ralf war mit seinem neuen Tätigkeitsbereich nicht zufrieden, doch wie auch schon in anderen Situationen gelingt ihm eine positive Bewertung der Situation: *„... deswegen ist es so eine einschneidende Sache gewesen und war dann eigentlich auch für die Bahn dann nicht mehr tauglich gesundheitlich, so daß sich dann irgendwelche Perspektiven aufgetan hatten, die man sich gar nicht gedacht hatte oder geplant oder wie auch immer...“* (1/22-25). Durch den Unfall und seine Folgen haben sich also für Ralf neue Perspektiven eröffnet. Indem er den Begriff Perspektive wählt, formuliert er positiv, dass er nach seinem Unfall gezwungenermaßen völlig umdenken musste. Er stand vor dem Scherbenhaufen seiner beruflichen Pläne und musste sich neu orientieren. Das *„irgendwelche“* deutet darauf hin, dass er nach dem Unfall nicht wirklich gewusst hat, was er mit seinem weiteren Leben anfangen soll und kann.

Dieser Begriff, bei dem man an einen Plan mit Aussicht auf Erfolg und Weiterentwicklung, vor allem aber an etwas Konkretes denkt, schwächt die positive Konnotation von „*Perspektive*“ ab. Ralf war wahrscheinlich nach dem Unfall sehr verunsichert, doch das thematisiert er nicht. Er spricht nicht von seinen Ängsten, sondern nur von den neuen Perspektiven und Möglichkeiten, die sich für ihn ergeben haben. Das entspricht wiederum dem hegemonialen Männlichkeitsmuster.

Ralf versuchte nun seine eingeschränkte körperliche Leistungsfähigkeit mit einem Bildungsaufstieg zu kompensieren. Zuerst absolvierte er an der Abendschule das Abitur. Im Herbst 1990 begann er mit einem Studium an der Hochschule für Seefahrt. Nach Beendigung des Studiums hätte Ralf eine Tätigkeit als Offizier oder Ingenieur auf einem Schiff übernehmen und so doch noch Seemann werden können, ohne dass seine körperlich eingeschränkte Leistungsfähigkeit zu einem Problem geworden wäre. Außerdem wird eine solche Arbeit bedeutend höher bewertet als die eines Matrosen oder eines Schiffselektrikers. Das Studium hätte somit die Folgen des Unfalls wettmachen können.

Nach einem Jahr Studium musste Ralf sich aber endgültig von seinem ‚Seefahrertraum‘ verabschieden. Das Studium überforderte ihn und seine intellektuellen Fähigkeiten, was er auch eingesteht. Der Studienabbruch scheint aber keine Auswirkungen auf sein Selbstbild gehabt zu haben. Dies ist sonderbar, wenn er, wie oben vermutet, versucht hat, seine eingeschränkte physische Leistungsfähigkeit mit einem Bildungsaufstieg zu kompensieren, hängt aber damit zusammen, dass Ralf im Anschluss an den Studienabbruch eine Ausbildung zum Medizintechniker absolvierte. Ihm gelang es dadurch, einen neuen technischen Beruf zu erlernen. Indem er als Medizintechniker arbeitet, kann er sich heute immer noch als Techniker definieren. Über die Technik stellt er eine berufliche Kontinuität her; sie ist zugleich zentraler Bezugspunkt seiner Männlichkeitskonstruktion. Diese gelingt über die Arbeit als Medizintechniker problemlos, da die Arbeit keine körperlichen Anforderungen stellt, denen Ralf nicht gewachsen ist. Interessant ist hierbei, wie Ralf seine Eignung zum Medizintechniker darstellt: „...nun hatte ich ja ´ne leichte Vorbelastung, durch das Krankenhaus. Es gibt ja nun nicht jeden, der nun fünf Wochen im Krankenhaus irgendwie mal verbringt...“ (26/841 f.). Wieder ist die positive Deutung auffällig, die nötig ist, um die Zeit im Krankenhaus aufzuwerten.

Mit seinem neuen Beruf verband Ralf unrealistische Vorstellungen, in denen er sich selbst als an einer Operation Beteiligter sah: „...und ich hatte mir dann immer so vorgestellt, na ja, Medizintechniker, das war so meine Vorstellung, ist so ´n bißchen, sie stehen dann im OP und bedienen Geräte, das ist

natürlich völlig schwachsinnig, das macht kein Mensch. Es gibt solche Leute, aber das sind die wenigsten...“ (26/839-850). Seine Vorstellungen scheinen zu implizieren, dass er als Medizintechniker mit Ärzten auf einer Stufe steht. Wäre dies wirklich der Fall gewesen, hätte Ralf in einer sehr verantwortungsvollen Position gearbeitet und wirklich einen beruflichen Aufstieg vollzogen. Das entspräche der oben besprochenen Hypothese, dass Ralf versucht, durch einen beruflichen Aufstieg seine körperlichen ‚Mängel‘ zu kompensieren. Wahrscheinlich hat Ralf deswegen diese Ausbildung begonnen.

Die tatsächliche Arbeit als Medizintechniker im Krankenhaus beschränkte sich jedoch auf das Sterilisieren von Operationsgeräten. Ralfs Vorstellungen und Träume von der neuen Arbeit erfüllten sich nicht. In dieser Situation gewann der Modelleisenbahnbau an Bedeutung. Hierbei arbeitete er mit seinem Vater zusammen, war aber der ‚Hauptverantwortliche‘. Da Ralf es nicht geschafft hat, einen Bildungsabschluss zu erreichen, der dem seines Vaters entspricht, ist es für ihn besonders wichtig zu betonen, dass er beim Modelleisenbahnbau hauptverantwortlich ist. Das rechtfertigt er damit, dass er ‚Eisenbahner ist‘, obwohl seine Zeit bei der Reichsbahn zum Zeitpunkt des Interviews bereits weit zurück lag. Das Hobby und die Erwerbsarbeit sind für ihn gleichwertig. Das wird möglich, da Ralf das Planen der Streckenführung und die anderen mit dem Hobby verbundenen Tätigkeiten als Arbeit definiert. Das Ausüben des Hobbys kann als eine Bewältigungsstrategie interpretiert werden. Es bietet ihm in der konkreten Situation eine gute Kompensationsmöglichkeit für die langweilige Routine in seinem Job. Obwohl das Hobby immer relevant war und ist, gewinnt es doch in Krisensituationen an Bedeutung. Dem Interview kann man entnehmen, dass das z.B. der Fall war, als Ralf arbeitslos wurde und als seine Freundin ihn verließ.

Zusammenfassung Ralf Ritter

Welchen Einfluss hatte nun der Unfall auf die Männlichkeitskonstruktion von Ralf Ritter? Auffällig ist, dass er sein Bild vom Mannsein aufrecht erhalten konnte. Das soll nicht heißen, dass der Unfall keinen Einfluss auf die Männlichkeitskonstruktion von Ralf hatte. Doch trotz des langen Krankseins ist es ihm gelungen, sich wieder eine gesicherte Männlichkeit aufzubauen. Allerdings tut er das nicht mehr primär über seinen Beruf, sondern zu einem großen Teil über sein Hobby. Des Weiteren ist bemerkenswert, dass Ralf zwar aus der Distanz über seinen Unfall, den Krankenhausaufenthalt und die beruflichen Folgen des Geschehens sprechen kann, aber nicht thematisiert, wie es ihm physisch und psychisch in der Zeit nach dem Unfall und zum Zeitpunkt des Interviews ging bzw. geht. Da er eine Rente bekommt, ist

anzunehmen, dass er körperlich immer noch eingeschränkt ist, was er aber nicht erwähnt.

Zusammenfassend kann zu diesem Fall gesagt werden, dass Ralf nach seinem Unfall einen beruflichen Aufstieg versucht, der aber missglückt. Es gelingt ihm eine Stabilisierung auf dem Facharbeiterniveau. Die Stützpfiler seiner Männlichkeitskonstruktion sind das ‚Eisenbahnersein‘, der Technikerberuf und der Wunsch, Vater zu werden und somit Verantwortung für seine Familie (finanzielle Sicherheit, Hausbau) zu tragen.⁷

Der Fall Thomas Nerbitz – „Ich bin bis heute verletzlich geblieben“⁸

Kurzbiographie und Kurzcharakterisierung

Thomas Nerbitz wurde 1964 geboren und wuchs bis zu seinem 13. Lebensjahr in einer Kleinstadt in Brandenburg auf. Sein Vater war Diplomökonom, die Mutter arbeitete in einer Schmuckfabrik und als Sachbearbeiterin bei der Post. Er hatte vier ältere Geschwister, von denen zwei zum Zeitpunkt seiner Geburt bereits verstorben waren, und eine bedeutend jüngere Schwester. Mit sechs Jahren wurde Thomas eingeschult. Als er die siebte Klasse besuchte, zog die Familie in eine brandenburgische Großstadt um. Mit diesem Umzug wurde Thomas unvorbereitet nach der Rückkehr von einer Kur konfrontiert. Im neuen Wohnort konnte er sich nicht in die Klassengemeinschaft integrieren, auch hatte er große Schwierigkeiten, sich an das Leben in der Großstadt zu gewöhnen. Thomas entwickelte sich zum Einzelgänger und Außenseiter. 1980 beendete er die POS und begann aufgrund schlechter schulischer Leistungen und mangelnder Interessen eine Schlosserlehre bei der Reichsbahn (RAW). Erst während der Lehrzeit entwickelte er eigene Berufswünsche; er wollte Fernfahrer oder Maler werden. Thomas wurde während der Lehre Mitglied des Zeichenzirkels des RAW. Nach Beendigung der Lehre arbeitete er ein Jahr als Schlosser in seinem Ausbildungsbetrieb und absolvierte anschließend einen dreijährigen Armeedienst. Während der Zeit bei der NVA machte er die Fahrerlaubnis für LKW und beschäftigte sich weiter mit dem Malen. Nach der Armee arbeitete er in einer Autoschlosserei und anschließend in einem Getränk kombinat jeweils als Kraftfahrer, blieb zugleich Mitglied im Zeichenzirkel des RAW. 1987 begann er als Kraftfahrer bei der DEFA zu arbeiten. Aufgrund körperlicher Beschwerden wurde Thomas durch das Engagement der Betriebsärztin in die DEFA-Schlosserei versetzt, wo er wieder in seinem Ausbildungsberuf arbeitete. Da er auch hier nebenbei künstlerisch tätig war, kam es zu Konflikten mit seinen Kollegen.

⁷ Auf diese Aspekte konnte im Rahmen der Analyse nicht weiter eingegangen werden.

⁸ Zitat aus dem Interview Thomas Nerbitz (S.16/17).

Auch hier hatte er wiederum körperliche Beschwerden. Im März 1989 gelang es ihm, eine Assistenzstelle in der Szenographie zu erhalten, die seiner künstlerischen Begabung eher gerecht wurde als die Arbeit in der Schlosserei. In der Szenographie arbeitete Thomas, bis er im Januar 1991 während der großen Entlassungswellen ebenfalls entlassen wurde. Bis zum Beginn eines Studiums an einer Fachschule für Werbung und Gestaltung im Herbst des gleichen Jahres war er arbeitslos und sicherte seine Existenz mit verschiedenen Jobs. Bis 1994 studierte Thomas Farbgestaltung. Nach Abschluss des Studiums erhielt er einen Restaurationsauftrag durch die Denkmalpflege. Diese Arbeit brachte ihm nur wenig Geld ein und so geriet er in eine Krise hinsichtlich seiner Existenzsicherung. Er bewarb sich als Altenpfleger, erhielt dann aber wieder Jobs in der Filmbranche. Im Oktober 1994 begann er ein Studium der Filmszenographie. Um das Studium finanzieren zu können, musste Thomas nebenbei verschiedenen Jobs nachgehen. In dieser Zeit verschlechterte sich sein Gesundheitszustand drastisch. Ab ca. Ende 1995 erhielt er weitere Angebote aus der Denkmalpflege, so dass er sich eine Existenz als selbständiger Restaurator aufbauen konnte. Erst 1998 brach er das Studium an der Filmhochschule ab. Im Februar 1996 wurden zum ersten Mal Bilder von ihm ausgestellt, 1998 folgte die erste Personalausstellung. Zum Zeitpunkt des Interviews lebte Thomas als selbständiger Restaurator und Maler. Aber trotz seiner stabilen Lebenssituation und der Zufriedenheit mit der Arbeit hat er weiterhin körperliche Probleme: Er leidet unter Schlaflosigkeit und hat gesundheitliche Probleme wegen der hohen Schadstoffbelastung durch Lösungsmittel, die er für seine Arbeit als Restaurator benötigt. Zum Zeitpunkt des Interviews hatte Thomas keine Partnerin.

Die Fallanalyse zeigte, dass Thomas während seiner Berufslaufbahn eine permanente Doppelorientierung hatte und hat. Das begann mit seinem Berufswunsch (er wollte Fernfahrer und Maler werden) und setzt sich bis in die Gegenwart fort (er ist jetzt Restaurator und Maler). Diese doppelte Orientierung resultiert aus seinem Kunstverständnis. Er kann sich eine Ausrichtung seiner Kunst in eine kommerzielle Richtung nicht vorstellen und benötigt deswegen zur Existenzsicherung einen anderen Beruf. Außergewöhnlich am Interview mit Thomas Nerbitz ist nicht nur die Schilderung der kontinuierlichen Entwicklung zum Maler, die sich als eine retrospektive Konstruktion erwies, sondern vor allem die große Bedeutung seiner körperlichen Leiden.

Krankheit und Männlichkeitskonstruktion bei Thomas Nerbitz

Aus der Kurzbiographie ist ersichtlich, dass sich der Fall Thomas Nerbitz grundlegend vom Fall Ralf Ritter unterscheidet. An diesem Fall soll untersucht werden, wie ein Mann damit umgeht, häufig unter bestimmten Sympto-

men zu leiden und wie es ihm gelingt, sich trotzdem als Mann wahrzunehmen. Schon nach dem ersten Lesen des Interviews wird klar, dass Thomas seine Männlichkeit nicht in Anlehnung an das hegemoniale Männlichkeitsmuster konstruiert. Zwar erlernt er zunächst einen traditionellen Männerberuf, doch das ist auf seine fehlenden beruflichen Vorstellungen zurückzuführen und nicht auf eine Orientierung am typischen Männerbild.

- Die Krankheitssymptome

Schon seit seiner Kindheit leidet Thomas Nerbitz unter Schlafstörungen, Schwindelanfällen und Magenbeschwerden. Diese Symptome treten bis in die Gegenwart auf. Es könnte sich um psychosomatische Erkrankungen handeln, da die körperlichen Ursachen trotz Konsultation vieler Ärzte/innen bisher ungeklärt geblieben sind. Die Symptome scheinen in bestimmten Situationen aufzutreten: Als Thomas 21 war und seine Eltern in Scheidung lebten, wurde ihm ständig übel und er litt unter Schlaflosigkeit. Er schildert die Situation wie folgt: *„...die Familie hat sich denn 86, nee vorher schon gespalten, äh, die Eltern haben sich scheiden lassen, was für mich auch sehr schmerzlich gewesen und sehr unangenehm, also ick war ungefähr 21 Jahre alt, ich dachte ich steh jetzt über den Dingen, ebent, det hat mich so doll mitgenommen, ebent daß ick darunter och irgendwie sehr gelitten habe. Ja, mir ist dann auch wieder übel geworden und ich habe nächtelang nicht geschlafen, ebent und äh war grausam...“* (13/20-25). Obwohl Thomas angenommen hatte, dass ihn die innerfamiliären Auseinandersetzungen im Alter von 21 (das Alter steht als Symbol für Volljährigkeit und Erwachsensein) nicht mehr tangieren würden, waren sie eine große psychische Belastung für ihn. Auch bei seiner Arbeit als Schlosser bei der DEFA stellten sich die gleichen Symptome ein, als seine Kollegen ihn und seine künstlerischen Ambitionen nicht akzeptierten, ihm das Leben sehr schwer machten und ihn psychisch unter Druck setzten: *„...ja et gab denn böse Sachen ebent, daß die denn och handgreiflich geworden sind ebent und ja mir dann och manche Sachen ins Ohr geschrien haben ebent, also det war nen ziemlich doller psychischer Druck den sie auf mich ausgeübt hatten ebent...“* (15/31-33).

Die gleichen und ähnliche Symptome traten auf, als Thomas als Fahrer für die DEFA arbeitete, und während seines Studiums an der Filmhochschule, als er nebenbei sehr viel arbeiten musste, um sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Es lässt sich die Hypothese formulieren, dass Thomas aufgrund der starken zeitlichen Belastung durch die Arbeit nicht genug Zeit hatte, um sich seiner Malerei zu widmen, was ihn psychisch und körperlich stark beeinträchtigte.

Während der körperlich sehr anstrengenden Arbeit im Getränkekombinat, die ihm wenig Zeit für die Malerei ließ, traten die Beschwerden nicht auf. Das kann damit erklärt werden, dass Thomas sich an diesem Arbeitsplatz sehr wohl fühlte und sich auch gut mit seinen Kollegen verstand. Außerdem lieferten ihm die durch schwere Arbeit ausgelösten körperlichen Beschwerden (Kreuzschmerzen, Müdigkeit) einen ausreichenden Vorwand, um die Arbeitsstelle zu wechseln und somit bessere Voraussetzungen (in Form von mehr Zeit und Raum) für die Malerei zu schaffen.

Noch heute leidet Thomas unter Schlaflosigkeit, wegen der er Tabletten nehmen muss. Nachts nimmt er Beruhigungs- und am Tag Vitamintabletten. Neben diesen Beschwerden hat er gesundheitliche Probleme wegen der hohen Schadstoffbelastung durch seine Arbeit als Restaurator. Hier konnten die Ärzte/innen erstmalig eine Ursache für seine Leiden diagnostizieren.

Insgesamt lassen sich im Interview drei verschiedene Konstellationen unterscheiden, die mit dem Auftreten von körperlichen Beschwerden verbunden sind. Thomas leidet unter ihnen:

1. bei großem psychischen Druck (Scheidung der Eltern, Arbeit in der Schlosserei),
2. in Stresssituationen, die ihm zu wenig Zeit für die Malerei lassen (DEFA-Fahrer, Studium an der Filmhochschule),
3. bei zu großer körperlicher Belastung (Fahrer im Getränkekombinat, Arbeit als Restaurator).

- Der Umgang mit der Krankheit und die Männlichkeitskonstruktion

Auffällig am Interview mit Thomas Nerbitz ist sein für Männer scheinbar atypischer Umgang mit seinen Beschwerden. Das kann man zum einen daran fest machen, dass es für ihn vollkommen unproblematisch ist, gegenüber der Interviewerin detailliert über seine körperlichen Schwächen zu sprechen, also zuzugeben, dass er als Mann nicht stark und gesund ist. Er interpretiert seine Beschwerden als Zeichen seines Körpers, die ihm zeigen, wenn etwas in seinem Leben eine zu große Belastung für ihn darstellt und er somit etwas verändern muss. Das gilt besonders für seinen beruflichen Werdegang. Immer wenn Thomas, sei es durch die Kollegen oder die anstrengende Arbeit, selbst zu stark gefordert wurde, war für ihn das Auftreten der Beschwerden der entscheidende Anstoß, um sich einen neuen Arbeitsplatz zu suchen. Das kann als Bewältigungsstrategie gedeutet werden, notwendige Entscheidungen vom Körper treffen zu lassen. Atypisch ist hierbei nicht nur, dass sein körperliches Befinden einen so großen Einfluss auf sein Berufsleben hatte, sondern dass er überhaupt in so starkem Ausmaß auf seinen Körper ‚hört‘. Dies ist, wenn man es zu den Untersuchungen über

männliches Gesundheitsverhalten in Beziehung setzt, außergewöhnlich. Diesen Untersuchungen zufolge neigen Männer dazu, die ‚Zeichen‘ ihrer Körper zu ignorieren, Schmerzen eher zu ertragen als darüber zu reden, sie zu bagatellisieren, um sich so selbst als ‚starken‘ Mann wahrnehmen zu können. In diesem Zusammenhang ist es auch ungewöhnlich, in welchem großen Ausmaß Thomas auf professionelle Hilfe (Lebensberaterin, Heilpraktikerin, Psychologe, Irisforscher) zurückgreift.

Wieso gelingt es Thomas nun aber, sich trotz seines von der hegemonialen Männlichkeit abweichenden Verhaltens als Mann zu fühlen und auch von anderen als solcher wahrgenommen zu werden? Dies gelingt ihm durch die Selbstwahrnehmung als Außenseiter und Maler, denn dadurch kann er sein Anderssein thematisieren. Seine Identifikation als Maler impliziert, wenn man an die gängigen Vorstellungen vom Künstlerleben denkt, dass er sich von anderen grundlegend unterscheidet. Zwischen der Außenseiterposition und der Identifikation als Maler besteht ein enger Zusammenhang. Indem er sich selbst als ‚anders‘ einschätzt und somit von anderen Männern abgrenzt, ist es für ihn unproblematisch über seine körperlichen Beschwerden zu sprechen, auf seinen Körper zu ‚hören‘ und Spezialisten aufzusuchen. Er hat nicht den Anspruch, dem hegemonialen Männlichkeitsmuster zu entsprechen und schätzt sich selbst als verletzlich und nicht hart ein: *„...ich bin bis heute verletzlich geblieben, also es gibt bis heute noch Leute die ick so auf der Straße treffe, die irgend welche Sachen mir zuwerfen irgendwie. Da kann ich, so hart bin ich nicht geworden...“* (16/17-19). Die Schilderung seiner Beschwerden ist auch möglich, weil sie ein langjähriger und fester Bestandteil seines Lebens sind. Durch das häufige Auftreten der Symptome beschäftigt sich Thomas sehr viel mit ihnen und kann sie deswegen auch anderen gegenüber thematisieren. Weitere Indizien für den großen Stellenwert der Krankheit in seinem Leben geben Aussagen, in denen er über Ereignisse spricht, die nichts mit seiner Krankheit zu tun haben, in denen aber trotzdem Ausdrücke des körperlichen Schmerzes gebraucht werden. Das ist z.B. der Fall, als er über seine Wendeerfahrungen spricht: *„...ich bin richtig zu Grunde dran gegangen, ick konnte det einfach nich sehen, irgendwie, det hat mir richtig weh getan...“* (18/15 f.).

Thomas konstruiert sich eine alternative und damit per se untergeordnete Männlichkeit über seine Identität als Maler und die Außenseiterrolle. Dabei besteht eine wechselseitige Bedingtheit zwischen der Konstruktion der vom hegemonialen Modell abweichenden Männlichkeit und dem Auftreten der Krankheitssymptome. Die Schwindelanfälle und die Schlaflosigkeit lassen ihn sich schwach fühlen, so dass es einer enormen Anstrengung bedürfen würde, sie in eine Konstruktion vom ‚starken Mann‘ zu integrieren. Dieser

Anstrengung kann und will Thomas sich nicht aussetzen. Gleichzeitig ermöglicht ihm seine alternative Männlichkeit, über die körperlichen Beschwerden zu sprechen und in der ihm eigenen Art und Weise mit ihr umzugehen.

Zusammenfassung Thomas Nerbitz

Betrachtet man den beruflichen Werdegang von Thomas fällt auf, dass er eine beruflich erfolgreiche Entwicklung vollzieht. Dies hängt allerdings nicht mit einem Leistungsstreben zusammen, sondern mit seiner Suche nach einer Arbeit, die seine Existenz sichern kann und gleichzeitig genug Raum für die malerischen Tätigkeiten lässt. So steigt er gleichzeitig beruflich auf und vollzieht einen langsamen Wechsel von schwerer körperlicher Arbeit hin zu künstlerisch orientierten Tätigkeiten. Seine Berufsbiographie ist also von Veränderungen geprägt. Kontinuität stellt Thomas für sein Leben rückwirkend mit Beginn seiner Lehrzeit durch die Malerei und seine Darstellung der eigenen Entwicklung zum Maler her.

Thomas konstruiert sich eine alternative Männlichkeit, die es ihm ermöglicht, ausführlich über seine körperlichen Beschwerden zu sprechen und Experten/innen aufzusuchen. Seinen Umgang mit ihnen stellt er nicht als aktiven Kampf dar. Stattdessen gestaltet er sein Leben so, dass die Symptome möglichst selten auftreten; er versucht, sich so gut wie möglich mit ihnen zu arrangieren, negiert sie aber nicht. Das heißt natürlich nicht, dass er nicht versucht, mit der Hilfe von Experten/innen die Ursachen für seine Beschwerden aufzudecken, das ist ihm aber noch nicht gelungen.

Abschließende Betrachtung

Trotz einer gewissen strukturellen Ähnlichkeit der Fälle, was die Berufsbiographien betrifft (beide absolvierten eine Lehre bei der Bahn, entwickelten erst während der Lehre oder anschließend Berufswünsche, absolvierten eine neue Ausbildung, brachen ein Studium ab und erlebten kurzzeitig Arbeitslosigkeit), haben wir es mit sehr differenten Fällen, sehr unterschiedlichen Krankheiten und Konstruktionen von Männlichkeit zu tun. Das zeigt sich schon bei der Wahl der Weiterbildungen. Bleibt Ralf Ritter mit der Ausbildung zum Medizintechniker auf der technischen Linie, wechselt Thomas Nerbitz von der technischen in die künstlerische Richtung. Bedenkt man die erwähnten Ähnlichkeiten, stellt sich die Frage, warum die beiden Männer sich in ihren Männlichkeitskonstruktionen so sehr unterscheiden, warum also Ralf Ritter sich am hegemonialen Modell orientiert und Thomas Nerbitz dagegen eine alternative Männlichkeit konstruiert. Das hat teilweise mit den unterschiedlichen Krankheiten der Männer zu tun. Allerdings beein-

flussen die Männlichkeitskonstruktion und die Krankheit sich gegenseitig, wie ich das bei Thomas Nerbitz zeigen konnte. Auch bei Ralf Ritter ist dies der Fall. Dadurch, dass er sich schon vor seinem Unfall eine ,komplizenhafte' Männlichkeit⁹ konstruierte, wird es für ihn nötig zu betonen, welche aktive Rolle er im Krankenhaus (z.B. bei der Operation) gespielt hat. Es ist für ihn leichter, den Unfall und seine Folgen in seine Männlichkeitskonstruktion zu integrieren, da er sie als temporäre Episode seines Lebens darstellt und weitgehend negiert, dass er zum Zeitpunkt des Interviews noch Beschwerden hat. Die Krankheit wird in seine bestehende Männlichkeitskonstruktion integriert. Die Schilderung der Komplikationen im Krankenhaus und der Krankheit im Allgemeinen ist gleichzeitig eine Darstellung der Bewältigung und Überwindung von Schwierigkeiten und somit eine Betonung seiner Leistungen. Schwieriger ist das bei Thomas Nerbitz, der dauerhaft unter den Symptomen leidet und sich so (vielleicht) gezwungenermaßen eine alternative Männlichkeit konstruiert. Er hat seine Beschwerden als Bestandteil seines Lebens akzeptiert.

Wir haben es bei den beiden Fällen in Abhängigkeit von den Krankheiten und differierenden Männlichkeitskonstruktionen mit unterschiedlichen Bewältigungsstrategien zu tun. Ralf Ritter organisiert nach seinem Unfall wegen der bleibenden körperlichen Beeinträchtigung sein Leben so, dass die Versehrtheit keine Rolle mehr spielt, er sie also *verdrängen* kann. Durch einen versuchten Bildungsaufstieg sowie eine neue Ausbildung ist es ihm möglich, die negativen Folgen zu *kompensieren*. Thomas Nerbitz dagegen wird durch das häufige Auftreten der Beschwerden dazu gezwungen, sie zu *akzeptieren* und sich mit ihnen zu *arrangieren*. Sie geben ihm aber auch immer wieder Begründungen, sich beruflich zu verändern, um so der Malerei einen immer größeren Platz einzuräumen. Dafür, dass von anderen anerkannt wird, dass die Krankheit schwerwiegend genug ist, um einen Arbeitsplatzwechsel zu rechtfertigen, braucht er die Bestätigung von Experten/innen. Aus der Analyse der Fälle haben sich also zwei Strategien des Umgangs mit langwierigen Krankheiten und deren Folgen ergeben: Verdrängung und Kompensieren sowie Akzeptieren der Krankheit und das Arrangieren mit ihr.

Meiner Meinung nach ist es falsch, davon auszugehen, dass es nur eine dominante Form der Männlichkeit gibt, die für alle Männer verbindlich ist. Die oben bereits erwähnten Untersuchungen, besonders von Hurrelmann und Brünel, beziehen sich aber auf diese Annahme. In ihren Untersuchungen sprechen sie ausschließlich über die hegemoniale Männlichkeit – in ihrem

⁹ Zum Begriff ,komplizenhafte Männlichkeit' siehe Scholz in diesem Heft.

Vokabular: die männliche Rolle – und geben alternativen Männlichkeiten keinen Raum.¹⁰ Dieses Vorgehen impliziert die Annahme, dass es ein typisches männliches Rollenverhalten gibt. Dies ist für die Autoren die Entsprechung des biologischen Geschlechts. Wenn von diesen starken impliziten Annahmen ausgegangen wird, ist der Blickwinkel von vornherein eingeschränkt, so dass Differenzen, z.B. im Gesundheitsverhalten von Männern, nicht wahrgenommen und alle Männer und Frauen in die Schablone des biologischen Geschlechts gepresst werden.

Meine Analyse hat aufgedeckt, dass es bedeutende Unterschiede im Umgang mit Krankheiten auch unter Männern und damit zusammenhängend stark differierende Männlichkeitskonstruktionen gibt. Deswegen scheint es sinnvoll zu sein, zukünftig verstärkt auf den Ansatz von Robert Connell zurückzugreifen, der von der hegemonialen und alternativen (untergeordneten) Männlichkeiten spricht. Offen bleibt nach der qualitativen Analyse, (1) ob noch andere Formen des Umgangs mit Krankheiten und daraus resultierende Implikationen für die Männlichkeitskonstruktion existieren und (2) wie die unterschiedlichen Strategien in der männlichen Bevölkerung verteilt sind.

Literaturverzeichnis

- Brähler, Elmar; Felder, Hildegart (Hg.) 1999: *Weiblichkeit, Männlichkeit und Gesundheit: Medizinpsychologische und psychosomatische Untersuchungen*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag
- Brünel, Heidrun; Hurrelmann, Klaus 1999: *Konkurrenz, Karriere, Kollaps: Männerforschung und der Abschied vom Mythos Mann*. Stuttgart; Berlin; Köln: Kohlhammer
- Connell, Robert W. 1999: *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*. Opladen: Leske + Budrich
- Klotz, Theodor; Hurrelmann, Klaus; Eickenberg, Hans-Udo 1998: Männergesundheit und Lebenserwartung: Der frühe Tod des starken Geschlechts. In: *Deutsches Ärzteblatt* 95. Heft 9, A-460-A-464
- Schnack, Dieter; Neutzling, Rainer 1990: *Kleine Helden in Not: Jungen auf der Suche nach Männlichkeit*. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt
- Sieveding, Monika 1998: Sind Frauen weniger gesund als Männer? Überprüfung einer verbreiteten Annahme anhand neuer Befunde. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialforschung*, Jg. 50, Heft 3, 471-489

¹⁰ Dies wird in folgendem Zitat deutlich: „Männlichkeit ist schon für sich genommen ein Risikofaktor.“ (Brünel 1999, 104).

Strauss, Anselm L. 1998: *Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. München: Wilhelm Fink

Biographische Notiz

Wiebke Waburg studiert Soziologie im 8. Semester an der Universität Potsdam. Ihre Interessensgebiete sind Männlichkeitsforschung und Frauen im Islam.

Christian Ripp

Die ‚sozialistische Soldatenpersönlichkeit‘. Die soziale Konstruktion des preußischen Wehrpflichtigen in der DDR

Einleitung

In den von uns geführten Interviews im Rahmen des Lehrforschungsprojekts: „Hauptsache Arbeit? Männlichkeitskonstruktionen am ‚Ende der Arbeitsgesellschaft‘“ nehmen die Erzählungen über den Wehrdienst in der Nationalen Volksarmee (NVA) und die dort gemachten Erfahrungen einen verhältnismäßig großen Raum ein. Ein Grund für den relativ hohen Stellenwert, den die Befragten ihrer Wehrdienstzeit beimaßen, könnte sein, dass die Wehrpflicht ein aus dem gewohnten Lebenslauf herausgerückter Abschnitt war. Die Männer sahen sich plötzlich mit einer Welt konfrontiert, von deren Mechanismen, Prinzipien, Sprache, Traditionen sie sicherlich schon Verschiedenes gehört hatten, die ihnen jedoch zumeist völlig fremd waren. Die Trennung von der bisherigen Lebenswelt erfolgte abrupt und konsequent und „alles, was das Leben bis zum Zeitpunkt der Einberufung ausmachte, blieb hinter dem Kasernentor zurück: Heimatort, Eltern, Geschwister, Freunde, Freundin oder Ehefrau, eventuell eigene Kinder, der ausgeübte Beruf und die Kollegen“ (Gehler/Keil 1992, 327). Während der Wehrdienstzeit fand eine völlige Isolation der Soldaten von ihrer bisherigen Welt statt. Man kann davon ausgehen, dass von jedem diese ‚Ausnahmezeit‘ auf eine unterschiedliche Art und Weise erlebt und dabei eigene (bewusste oder unbewusste) Strategien für die Bewältigung dieses Lebensabschnitts entwickelt wurden (ebd., 328).

Im Mittelpunkt dieses Artikels stehen jedoch nicht die Strategien der Bewältigung, sondern die Frage: Welches normative Leitbild hatte die DDR-Führung für ihre Wehrpflichtigen in der NVA, welcher Männertypus war mit diesem Leitbild verbunden, wie sollte dieses Leitbild während der Dienstzeit verwirklicht werden und welchen offiziellen Stellenwert sollte die Dienstzeit in der Armee für jeden einzelnen einnehmen? Dies ist ein erster wichtiger Schritt, denn nur im Rahmen des von mir zu skizzierenden offiziellen

Leitbildes konnten die Wehrpflichtigen ein „professionelles Selbstverständnis“ (Seifert 1996, 106) entwickeln. Erst auf dieser Grundlage kann in einer daran anknüpfenden Arbeit, anhand der Interviewpassagen, die sich auf die Wehrdienstzeit beziehen, danach gefragt werden, wie stark dieses Ideal eines Wehrpflichtigen von den Befragten aufgenommen wurde; ob sie also während ihrer Dienstzeit das ideologisch gewünschte Selbstbild entwickelten oder eventuell ganz im Gegenteil ein konträres zum offiziellen anstrebten.

Die Figur des Wehrpflichtigen und das damit immer verknüpfte Männerbild ist als eine soziale Konstruktion zu verstehen, die sich historisch, kulturell und von Nation zu Nation unterscheidet. Wie diese Konstruktion beschaffen ist, hängt dabei von den politischen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen ab (Seifert 1996, 106). Um die Veränderbarkeit oder möglicherweise auch Kontinuität der Figur des deutschen Wehrpflichtigen und des damit zusammenhängenden Männerbildes zu rekonstruieren, soll in einem ersten Schritt zunächst der Frage nachgegangen werden, welcher Soldaten- und Männertypus bei der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht 1814 in Preußen von der politischen Führung angestrebt wurde. Die Mechanismen bezüglich der sozialen Konstruktion des preußischen Wehrpflichtigen sind bereits gut erforscht und sollen deshalb nur zusammenfassend dargestellt werden. Vor dem Hintergrund, dass die NVA sich selber in der Tradition des preußischen Militärs sah und dies auch immer wieder betonte (Kozuszek 1991), werden hieran anschließend das Idealbild eines Wehrpflichtigen in der NVA und die hiermit verknüpften Männlichkeitsvorstellungen skizziert und beschrieben, wie beides während der Dienstzeit ‚hergestellt‘ werden sollte. Darüber hinaus werde ich aus der Perspektive der DDR-Elite den offiziellen Stellenwert der Wehrpflicht im Lebenslauf der ‚Jungen Genossen‘ darstellen. Die Mechanismen der sozialen Konstruktion des Wehrpflichtigen in der DDR sind, im Vergleich zu Preußen, noch weitestgehend unerforscht. Dieser Artikel soll deshalb einen ersten Beitrag liefern, diese Forschungslücke zu schließen.

Zur Erlangung einer größeren Erklärungskraft werde ich diese im Mittelpunkt stehende Thematik immer in den jeweiligen gesellschaftspolitischen, historischen Kontext einordnen, wobei dies vor allem anhand zweier Fragestellungen geschehen soll. Einmal soll der Frage nachgegangen werden, welche Bedeutung die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht für das Verhältnis von Zivilgesellschaft und Militär hatte und zum zweiten und hiermit zusammenhängend wird die Frage gestellt, inwiefern die Wehrpflicht der jeweiligen politischen Führung als Instrument für die Absicherung der bestehenden Ordnung diene.

Die soziale Konstruktion des Wehrpflichtigen in Preußen

Militär und Gesellschaft waren zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Deutschland noch zwei scharf voneinander getrennte Bereiche. Nur ein kleiner Prozentsatz der Männer kam vor der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht mit der Armee in Berührung. Zwar hatte Friedrich Wilhelm I 1733 mit dem Kantonssystem eine Art Militärflicht eingeführt, jedoch galt sie nur für die ländlichen Unterschichten. Des Weiteren gab es zur damaligen Zeit ein stetig erweitertes System von Exemtionen,¹ welches dazu führte, dass sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts die preußische Armee zur Hälfte aus Ausländern rekrutierte. Das Militär und der Soldatenberuf hatten zu diesem Zeitpunkt kein hohes soziales Ansehen in der Gesellschaft. Scharnhorst, der Vorsitzende der Militär-Reorganisationskommission, nannte die Armee eine „Ansammlung von Ausländern, Vagabunden, Trunkenbolden, Dieben, Taugenichtsen und anderen Verbrechern“ (Frevert 1997b, 256). Da das Militär keine besondere Wertschätzung genoss, waren auch Konzepte militärischer Männlichkeit bedeutungslos. Hinweise auf den Modellcharakter soldatisch-kriegerischen Verhaltens sind ebenso nicht zu finden. Auffallend ist vielmehr, wie uneinheitlich und vielschichtig das Männlichkeitsbild um 1800 noch war (Frevert 1997b, 148 ff. und Frevert 1996, 74).

Ausgehend von der Niederlage der preußischen Armee auf den Schlachtfeldern von Jena und Auerstadt 1806, die u.a. aus dem personellen Zustand resultierte und weitergehend dem niedrigen sozialen Ansehen der Armee, wollte die preußische Führung ein neues Verhältnis zwischen Bürgern und Soldaten schaffen. Minister Freiherr von Hardenberg vertrat die Position, dass Preußen nicht bloß dem Namen nach, sondern auch in der Realität in einen militärischen Staat verwandelt werden sollte, der sich aus der napoleonischen Umklammerung löst und seine europäische Machtstellung zurückerobert. Ziel war es, dass die Armee zukünftig nicht mehr von der zivilen Gesellschaft getrennt sein sollte, Soldaten und Bürger sollten einander näher kommen und im Idealfall eine Einheit bilden (Frevert 1997a, 20 ff.).

Neben dem König und der Armee, die ein neues Verhältnis von Soldaten und Bürgern anstrebten und einen militärischen Staat vor Augen hatten, war auch innerhalb der preußischen zivilen Gesellschaft zu beobachten, dass allmählich militärische Werte und Ordnungsvorstellungen einen Vorbildcharakter gewannen. Der berühmte Medizinprofessor Johann Peter Frank kritisierte beispielsweise die Erziehung der Männer in den Adelskreisen und im Bürgertum. Beanstandet wurde von ihm die „weibliche Edukation“ der Männer, denn sie habe Deutschlands „Heldensöhne“ zu „zierlichen Manns-

¹ Ausnahmen oder Befreiungen von allgemeinen Lasten oder gesetzlichen Pflichten.

puppen“ degenerieren lassen. Die Reformpädagogen beklagten die „weibische Weiblichkeit“ der Männer. Dem wollte man entgegenreten. Indem „militärische Übungen“ in Gymnastikübungen eingehen sollten, und damit „die Nachwelt wieder Männer erhalte“, müssten Knaben von Kindheit an daran gewöhnt werden, sich in „militärischen Handlungen“ zu üben. Wichtig ist darauf hinzuweisen, dass man innerhalb dieser Diskussion nicht die Erziehung zum Soldaten anstrebte, sondern die „Verbesserung der körperlichen Erziehung“, um hiervon ausgehend „Mannheit“ und „wahren Mannsinn“ zu stärken. Darunter verstand man wiederum „Körperfestigkeit und Kraft, Mut, Charakterstärke und Geistesgegenwart“ (Frevert 1997b, 149).

Parallel zu dieser Diskussion entstand nun auch verstärkt das Bedürfnis, alle Bevölkerungsschichten mit dem Umgang mit Waffen vertraut zu machen. Dem patriotischen Historiker und Publizisten Moritz Arndt war es 1813 ein Dorn im Auge, dass die Bauern und Bürger seines Landes wehrunfähig waren und nichts mit dem Kriege zu tun haben wollten. Er erinnerte an die Vorfahren, die seiner Auffassung nach deshalb so gefürchtete Männer waren, weil sie mit Waffen umgehen konnten. Sein Wunsch war es, zum Wohle der Männer, aber auch zum Wohle des Vaterlandes, wieder kriegsfähige Männer ausbilden zu lassen. Alle Männer zwischen 20 und 60 Jahren, die wehrfähig waren, sollten zu den Waffen greifen und die „napoleonischen Schänder“ aus dem Land treiben (Arndt zitiert in Frevert 1996, 72).

Den von Arndt geäußerten Wunsch, das gesamte Volk zu bewaffnen und die Vorstellung der preußischen Führung von einer Militarisierung der Gesellschaft muss man in Zusammenhang mit der französischen Revolution sehen und der damit verbundenen Wende der modernen Militärgeschichte. In Frankreich hatte zum ersten Mal seit Jahrhunderten das Volk selbst zu den Waffen gegriffen, um „seinen Staat“ zu verteidigen (Förster 1994, 55). Der französische Militärpolitiker Dubois-Cranche verkündete in diesem Kontext, dass „in Frankreich jeder Bürger Soldat sein muss und jeder Soldat Bürger“. Vor dem Gesetz waren seit dieser Zeit alle jungen Franzosen wehrpflichtig und in Frankreich war es fortan eine „Ehre, Soldat zu sein“ (Dubois-Cranche zitiert nach Frevert 1997a, 21).

An diesem Punkt kann festgehalten werden, dass sowohl hinter der Argumentation der Reformpädagogen als auch hinter der von Arndt das Bemühen um eine ‚neue‘ Männlichkeit stand. Man war bestrebt, klare Grenzen zum anderen Geschlecht zu ziehen und die Gefahr zu bannen, dass „unsere vornehmen Männer bald zu vornehmen Frauen werden“ (GutsMuths zitiert nach Frevert 1997b, 150). Dies sollte mittels einer umfassenden, auf alle Bevölkerungsschichten ausgedehnten kriegerisch-militärischen Erziehung und Ausbildungen im Rahmen der preußischen Heeresführung erfolgen, die

die Männer wieder zu ‚richtigen‘ Männern macht und der Armee wieder ihre Schlagfestigkeit zurückgibt.

Um das Ziel der allgemeinen Volksbewaffnung zu realisieren und parallel dazu eine kriegerische Erziehung der Männer aller Bevölkerungsschichten zu gewährleisten, wurde 1814 trotz großer Widerstände verschiedenster Bevölkerungsgruppen die allgemeine Wehrpflicht eingeführt. Die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht bedeutete einerseits, dass die ständischen Strukturen der Gesellschaft während der Armeezeit aufgehoben wurden, da alle Bevölkerungsgruppen (Bürgertum, Adel, Bauern, Handwerker, Studenten) dazu verpflichtet wurden, ihren Dienst abzuleisten. Für das Bürgertum und den Adel war damit tendenziell ein Verlust von Sozialprestige, für die Bauern und Handwerker hingegen ein Gewinn verbunden. Andererseits bedeutete die Normierung auf eine während der Dienstzeit anzustrebende ‚militärische Männlichkeit‘, dass die bisherigen unterschiedlichen Männlichkeitsvorstellungen verloren gingen (Däniker 1999, 119).

Das von der preußischen Führung angestrebte Ziel, während der dreijährigen Wehrdienstzeit alle Rekruten zu ‚Kriegern‘ zu erziehen, umfasste die Universalisierung eines Männerbildes und gleichzeitig eine (aus der Perspektive des Militärs) Abwertung aller anderen Formen von Männlichkeit.² Da praktisch die gesamte männliche Bevölkerung nun mit dem Militär in Berührung kam und sich jetzt gleichzeitig größere Schichten der Bevölkerung für das Militär zu interessieren begannen, war es von Seiten des Militärs notwendig, die Erziehungsvorstellungen stärker und präziser zu formulieren und zu rechtfertigen. In dem 1814 erschienenen Kriegsdienstgesetz hieß es, dass das stehende Heer die „Hauptbildungsschule der ganzen Nation“ sei. Das Militär verstand sich nicht mehr nur als „Volksheer“, sondern als „Volksschule“. In der nun „großartigsten und erfolgreichsten Erziehungsanstalt“ sollten die Soldaten nicht mehr wie bisher wie Sklaven behandelt werden, sondern wie Staatsbürger, denn die Wehrpflicht wurde mit politischen Rechten verbunden: Wer die Armee verließ, war Staatsbürger und besaß politische und militärische Kompetenzen (Frevert 1997b, 157 ff.).

Wie aber sah nun die Ausbildung während der Dienstzeit aus und welche Eigenschaften sollten die Wehrpflichtigen sich in der „Schule der Männlichkeit“ aneignen? Die militärische Erziehung in der preußischen Armee zeichnete sich zunächst einmal dadurch aus, dass sie die Mannschaft zu einer Truppe voller Gehorsam und Disziplin, Mut und Hingebung zusammenschmiedeten wollte. Im Vordergrund der militärischen Erziehung stand weniger der einzelne Soldat, sondern vielmehr die Truppe (Frevert 1997b, 157). Der

² Wie diese Abwertung erfolgte, siehe Seite 87 ff.

Mann wurde als Soldat daher zu einem austauschbaren Teilchen einer Truppe und musste sich den Befehlen von oberen Militärs unterordnen. Seine Persönlichkeit hatte kaum noch eine Bedeutung, da er symbolisch über ein Kollektiv definiert wurde. Dies hatte zur Folge, dass der Mann zum Objekt wurde und somit nicht mehr individuell als Subjekt hervortreten konnte (Däniker 1999, 113). Mit Hilfe des häufigen Exerzierens und des Drills dressierte man den Körper der Soldaten bis hin zu seiner absoluten Verfügbarkeit, was nochmals den Objektstatus des Einzelnen verdeutlicht (ebd., 114). Zudem standen im Zentrum der Ausbildung das Schießen, der Felddienst und der sogenannte innere Dienst in der Kaserne. Neben Mut und Tapferkeit sollten sich die Soldaten Tugenden wie Ordnung, Pünktlichkeit, Enthaltsamkeit, Sparsamkeit und Anstand während der Dienstzeit aneignen (Frevert 1997b, 159).

Auffallend ist nun, dass Soldaten sich eigentlich vielfach im Militär in einer symbolisch weiblich konnotierten Situation befanden. Einerseits verlangte man vom Rekrut weiblich konnotierte Eigenschaften wie Hingebung, Gehorsam, Unterordnung und andererseits wurde er auf seinen Körper und damit auf einen Objektstatus reduziert. Wie aber wurde nun durch den Militärdienst der Zivilist zu einem ‚richtigen‘ Mann, denn „das Ziel der soldatischen Erziehung ist [ja die] Entwicklung [eines] männlichen Wesens“ (Däniker 1999, 115)? Zunächst einmal vollzog das Militär eine Abgrenzung zu zivilen Männlichkeitsvorstellungen, wobei man aus militärischer Sicht dem zivilen Bürger ‚weibliche‘ Eigenschaften zuschrieb. Der ‚normale‘ Bürger galt als verwöhnt, verweichlicht, ungesund, nervös, egoistisch sowie vergeistigt. Im Gegensatz hierzu schrieb man dem Soldaten Tugenden wie Klarheit, Entschlusskraft, Stärke, Mut, Tapferkeit, Aufopferungswillen zu (ebd. 1999, 116). Die weiblich konnotierte Eigenschaft ‚Gehorsam‘ wurde von Seiten des Militärs als Zeichen der Willenskraft und Selbstbeherrschung uminterpretiert. Den hingebungsvollen und opferbereiten Soldaten versuchte man männlich zu erhalten, indem man ‚männliche‘ von ‚weiblicher‘ Hingabe unterschied. Weibliche Hingabe war demnach eine Frucht der Triebe, männliche Hingabe dagegen ein willentlicher Akt, eine Vernunftthat. Der Mann sollte sich dabei sozusagen Kraft seines eigenen Willens hingebungsvoll in den Dienst der Nation stellen (ebd., 127). Für seine Unterordnung und Unterwerfung in der hierarchisch strukturierten Armee suggerierte man dem Wehrpflichtigen eine „Extraportion Männlichkeit, indem militärische Disziplin als Ausdruck von Willensstärke galt und somit zum Merkmal von Männlichkeit avancierte“ (ebd., 117). Und wer schließlich die „Dressur der Körper“, d.h. die stark disziplinierend-repressive Ausbildung aushielt, galt als männlich, wer sie nicht bestand, galt als weiblich (ebd., 118).

Man kann also sehen, dass während der Dienstzeit in der Armee eine systematische Abwertung von Weiblichkeit stattfand. Zum einen wurde zivile Männlichkeit abgewertet, indem das Militär sie feminisierte, zum anderen indem der Soldat beim Eintritt in die Armee verweiblicht wurde. Militärische Männlichkeit galt als die höchste Potenz von Männlichkeit und zivile Männlichkeiten stellten aus der Perspektive der Armee einen niedrigen, also weiblichen Status dar. Das Ausbildungsziel war es nun, sich vom Weiblichen in sich zu trennen und sich im Gegenzug dem Männlichen zu nähern (Bartjes 1996, 110 ff.). Dabei spielte es im Grunde keine Rolle, dass der Soldat sich zunächst in einer ‚weiblichen‘ Situation befand, da er am Ende seiner Dienstzeit die Armee als ‚Krieger‘ verließ und somit die höchste Stufe von Männlichkeit erklommen hatte.

Neben der vor allem auf den Körper ausgerichteten, praktischen militärischen Ausbildung gab es für die Wehrpflichtigen des Weiteren theoretischen Unterricht. Dort sollten sie von der bestehenden politischen Ordnung überzeugt werden, um als Folge davon noch leidenschaftlicher für das Vaterland zu kämpfen. Ein konservativer Abgeordneter sagte 1867 in diesem Kontext, dass die Armee „nicht allein eine militärische Schule ist, (sie) ist auch eine politische Schule, entzieht den einzelnen Wehrmann aus seinen kleinen beschränkten Lebens-Verhältnissen, eröffnet ihm einen weiten Gesichtskreis, zeigt ihm sein großes Vaterland“ (zitiert nach Frevert 1996, 80). Anzumerken ist jedoch, dass der Großteil der Wehrpflichtigen nicht erst von der bestehenden politischen Ordnung überzeugt werden musste. Es war eine vorbehaltlose Anerkennung der vorgefundenen Verfassung sowie Gottesfurcht, Vaterlandsliebe und eine an Anbetung grenzende Verehrung des Königs/Kaisers von Gottes Gnaden, die zur Verherrlichung des Soldatenstandes als Dienst an Gott, König, Vaterland führte, weit verbreitet (Seifert 1996, 32).

In Bezug auf die soziale Konstruktion der Wehrpflichtigen in Preußen wird also deutlich, dass die preußische Heeresführung das Ziel verfolgte, die Männer zu ‚Kriegern‘ zu erziehen. Dieser Männertypus musste einerseits während der Dienstzeit mit Hilfe einer rigiden militärischen Erziehung regelrecht ‚hergestellt‘ werden. Zugleich bedeutet diese Entwicklung eine Universalisierung eines zuvor uneinheitlichen und vielschichtigen Männerbildes. Diese jetzt neu entstandene militarisierte hegemoniale Männlichkeit lässt sich durch folgende Attribute beschreiben: körperlich abgehärtet, opferbereit, beherrscht, willensstark, kontrolliert, gehorsam, kameradschaftlich, antiindividualistisch. Neben diesen Eigenschaften gehörte zum Selbstbild eines jeden Wehrpflichtigen, sich verpflichtet zu fühlen, für das eigene Vaterland, den Staat, für den es wert ist zu kämpfen.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die am Anfang des 19. Jahrhunderts eingeführte Wehrpflicht in Preußen die Funktion des Mannes als Krieger universalisierte und gleichzeitig der Soldatendienst eine ehrenvolle und ehrenvermittelnde Verbindlichkeit jedes einzelnen Mannes wurde. Unabhängig von sozialer Herkunft machte die allgemeine Wehrpflicht jeden Mann zum Soldaten, militärische Werte und Ordnungsvorstellungen wurden so jedem Mann vermittelt. Die Einführung der Wehrpflicht hieß auch, dass die zuvor getrennten Bereiche von Militär und Gesellschaft sich aufzulösen begannen, und Schmidt-Weißenfels schreibt, dass durch die Wehrpflicht nicht nur die „Nationalisierung einer Armee“, sondern auch die „Militarisierung eines Volkes“ vollzogen wurde (Strübig 1994, 53). Für die Wehrpflichtigen bedeutete die Ableistung ihres Militärdienstes eine Unterwerfung unter die Disziplin des Obrigkeitsstaates. Dabei mussten die Rekruten sich nicht nur einer anstrengenden Ausbildung unterziehen, sondern waren im alltäglichen Dienstbetrieb zugleich auch einer umfassenden Beeinflussung ausgesetzt, die vor allem dazu diente, die bestehende Ordnung politisch abzusichern und bei den jungen Männern einen sogenannten militärischen Geist zu erzeugen.

Die soziale Konstruktion des Wehrpflichtigen in der DDR

Im Folgenden soll nun einerseits der gesellschaftspolitische Hintergrund bei der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in der DDR skizziert werden, und andererseits soll der Frage nachgegangen werden, welches normative Leitbild die DDR-Führung von einem Wehrpflichtigen in der NVA hatte und wie dieser Soldatentypus während die Dienstzeit ‚hergestellt‘ werden sollte. Die SED-Führung verzichtete zunächst bei der offiziellen Gründung der Volksarmee im Januar 1956 auf die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht. Diese Entscheidung stand im Gegensatz zu der damaligen Wehrverfassung der Sowjetunion und den anderen ‚Bruderländern‘ im Warschauer Vertrag, die alle über eine Wehrpflichtarmee verfügten. Die DDR-Spitze strebte zunächst eine Freiwilligenarmee an und erhoffte sich mit dieser Entscheidung eine politische und moralische Aufwertung der Nationalen Volksarmee (NVA), indem sie die „Freiwilligkeit“ in der DDR dem „Zwang der imperialistischen Wehrpflicht“ in der BRD propagandistisch gegenüberstellte. Ein weiterer Grund, weshalb man zunächst auf die Wehrpflicht verzichtete, war auch die Vermutung, dass sich in der Regel die bewusstesten, also die SED-Politik befürwortenden Menschen, insbesondere Angehörige der ‚Arbeiterklasse‘, freiwillig für den Armeedienst melden würden. Dieser Personenkreis sollte zusammen mit einem neuen Offizierskorps den Kern einer späteren Wehrpflichtarmee bilden und unter der Führung der Partei der Garant für

Treue und Zuverlässigkeit der Armee im Sinne der SED sein (Wenzke 1994, 123 f.).

Das Prinzip der „Freiwilligenarmee“ führte jedoch dazu, dass bis zum Jahre 1962 zu keiner Zeit die personelle Sollstärke der NVA erreicht werden konnte. Die Flucht einer großen Anzahl von Jugendlichen über die noch offenen Grenzen bedeutete zudem eine enorme Schwächung des Wehrpotentials der DDR. Allein 1960 verließen nach internen Angaben der SED 9.968 Jugendliche im Alter von 15 bis 18 Jahren und 24.248 Jugendliche zwischen 18 und 25 Jahren illegal die DDR. Der Mauerbau im August 1961 setzte der Fluchtmöglichkeit ein Ende. Die DDR ging von diesem Zeitpunkt an zu einem systematischen Aufbau der NVA auf dem Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht über. Am 24. Juni 1962 führte man das Wehrpflichtgesetz ein, wobei die Dauer des Grundwehrdienstes 18 Monate betrug (ebd., 126 und Wenzke 1998, 442).

Bei der ideologisch-propagandistischen Begründung für die Wehrpflicht berief sich die SED auf die Bedrohung durch die „aggressive Politik des westdeutschen Unrechtsstaates“ sowie auf die These, dass allein die NVA, im Gegensatz zur Bundeswehr, eine wahre, von und für das Volk geschaffene Armee sei. Der Waffendienst in einem sozialistischen Staat sei besonders wertvoll, „weil der Soldat seinem eigenen Staat, seinem Volk und der gerechten Sache des Sozialismus und des Friedens dient“. Darüber hinaus erhielt die Wehrpflicht den Status einer „Schule der politisch-militärischen Ausbildung und Erziehung“; „den Dienst zur Verteidigung der DDR“ erhob man ab dem Jahre 1968 zu einer „Ehrenpflicht“ (Wenzke 1994, 125 und Wenzke 1998, 444).

Anders als im 19. Jahrhundert, als man mit dem Wehrdienst die Funktion des Mannes als ‚Krieger‘ anstrebte, verfolgte die DDR-Führung die Vorstellung, ihre Rekruten zu einer ‚sozialistischen Soldatenpersönlichkeit‘ heranzubilden. Parallel zum Soldatenbild in Preußen gehörten aber auch zu dieser Leitfigur eines sozialistischen Soldaten Eigenschaften wie Willenskraft, Gehorsam und Disziplin, Siegeswillen, Entschlossenheit, Opferbereitschaft, Kameradschaft, freiwillige Selbstunterwerfung und Selbstdisziplin im Sinne von Unterordnung (Jungermann 1973, 265 ff. und Eifler 1999, 8). Darüber hinaus suggerierte man den Rekruten die Vorstellung, eine militärische Auseinandersetzung ohne die Schädigung am eigenen Körper führen zu können. Aus der Vorstellung der Unverwundbarkeit des eigenen Körpers folgte, dass sie sich persönlich nicht von einem ‚Aggressor‘ bedroht fühlen mussten. Anhand einer Analyse des Soldatenmagazins „Armeerundschau“ wird deutlich, dass die Männer sich selbst als Individuen gar nicht schützen wollten. Der Konstruktion von männlicher Unverletzbarkeit stellte man nun die weibliche Verletzbar-

keit gegenüber. Schützenswert war allein der Frauenkörper, der in einem „Zustand permanenter Verletzbarkeit“ (Eifler 1999, 9) dargestellt wurde und daher hilflos drohenden Kriegen ausgesetzt war.

Zudem verband man mit dem Idealbild des sozialistischen Soldaten noch eine Vielzahl sozialistischer Tugenden wie Liebe zum sozialistischen Vaterland; treue Ergebenheit gegenüber der Arbeiterklasse und der Partei; Durchdrungenheit vom Geist des Internationalismus und der Waffenbrüderschaft; Bereitschaft und Fähigkeit, jeden Befehl der Partei und Staatsführung zu erfüllen; Hass gegen den Imperialismus und seine Söldner; Selbständigkeit in der Beurteilung der politischen und militärischen Lage (Jungermann 1973, 265 ff. und Blanke 1975, 76 ff.).

Zwar nahm die DDR für sich in Anspruch, eine auf Gleichberechtigung basierende Gesellschaft zu sein, jedoch wird schon anhand der Figur des Soldaten und der ihm zugeschriebenen Aufgaben und Fähigkeiten die Höherwertigkeit von Männern gegenüber Frauen deutlich. Die Männer wurden als Vertreter des „Großen“, also beispielsweise der Verteidigung des souveränen Staates DDR präsentiert. Die Frauen hingegen galten als schützenswert, verletzbar und hilflos. Sie hatten die Aufgabe, die Rolle der „Mutti“ zu übernehmen und die der selbstlosen Kameradin ihres Mannes. Darüber hinaus verlangte man von Frauen, dass sie die Tätigkeit des Mannes in der NVA als wichtiger anerkannten als die eigene. Gesellschaftliche Anerkennung konnten sie nur erlangen, wenn sie sich verantwortungsvoll den Aufgaben innerhalb der Familie widmeten. Im Gegensatz zu den Männern, waren sie also für das „Kleine“ zuständig (Eifler 1999, 9).

Selbstverständlich entwickelte sich auch die ‚sozialistische Soldatenpersönlichkeit‘ nicht von selbst. Entscheidende Voraussetzung zur Herausbildung der entsprechenden Eigenschaften war das Prinzip der Einheit von militärischer und politischer Ausbildung, welches zwei einander ergänzende Seiten des einheitlichen Erziehungsprozesses in den sozialistischen Streitkräften darstellte. Die SED vertrat die Auffassung, dass rein militärische und fachliche Ausbildung nicht von politisch-ideologischer Erziehung abgekoppelt werden konnte. Die ideologische Erziehung mache die rein militärische Ausbildung erst fruchtbar, indem sie den Willen der Soldaten weckt, sich umfassende militärisch-fachliche Kenntnisse anzueignen. Ziel war daher die unmittelbare Umsetzung politischer Überzeugungen in militärische Kampfmoral. Inhaltlich orientierte sich die Politikerziehung innerhalb der NVA bzw. der Wehrdienstzeit an der bereits skizzierten ‚sozialistischen Soldatenpersönlichkeit‘. Das bedeutete, dass während des Unterrichts ein „tiefer Haß“ gegen das imperialistische System erzeugt werden sollte. Ein weiterer Inhalt bestand in der Entwicklung von Siegeszuversicht, aufgrund der Überzeugung

von der Überlegenheit des Sozialismus über seine militärischen Gegner. Hinzu kam, dass der Soldat selbstverständlich von der Gerechtigkeit jedes militärischen Auftrags überzeugt sein sollte. Auch die Vermittlung eines Gefühls der Bedrohung durch den Imperialismus und die Erkenntnis ständiger Kriegsgefahr gehörten zum Politikunterricht (Beck 1983, 72 ff.).

Für die Wehrpflichtigen selber sollte die Dienstzeit in der NVA „eine entscheidende Etappe im Leben jedes jungen Menschen“ in der „Grundschule für unsere männliche Bevölkerung“ sein. Die Wehrpflicht sollte nicht etwa eine „Unterbrechung“ der Entwicklung des Einzelnen darstellen, sie diene der „Entwicklung des sozialistischen Bewußtseins und aller geistigen und körperlichen Eigenschaften“. Zudem sei der „Dienst in der Nationalen Volksarmee ein selbstverständlicher Abschnitt auf dem Lebensweg des sozialistischen Menschen“ und gleichzeitig auch ein „Höhepunkt“ im Leben jedes jungen Mannes (Blanke 1975, 57 ff.). Gegner der Wehrpflicht wurden mit Feinden des Friedens und des Sozialismus gleichgesetzt (Wenzke 1994, 129).

Ein weiterer wichtiger Aspekt ist, dass bereits vor dem eigentlichen Militärdienst das Leben der Kinder und Jugendlichen (männlich und weiblich) in der DDR durch militärische Prinzipien, Rituale und Organisationsformen geprägt war (Seubert 1997, 58). Praktisch alle Betriebe und Institutionen waren verpflichtet, die Bürger auf den Wehrdienst vorzubereiten. Dies galt auch für die Schulen und das Hoch- und Fachschulwesen. Die 1952 gegründete Gesellschaft für Sport und Technik (GST) hatte dabei spezifische Aufgaben in der vormilitärischen Ausbildung zu erfüllen. Die Hauptziele der GST waren die körperliche Ertüchtigung der Jugendlichen und die Vermittlung von technischen Kenntnissen (Seubert 1997, 59 ff. und Wenzke 1994, 127). Die Vielzahl von vormilitärischen Organisationen in der DDR-Gesellschaft führte nun dazu, dass es in den 80er Jahren in der DDR kaum noch einen Jugendlichen gab, der nicht in irgendeiner Form auf seinen Wehrdienst vorbereitet worden war, sei es in speziellen Lagern mit militärischer Laufbahnorientierung, technischen Zirkeln, im Wehrsport oder im Schulunterricht. Offiziell diente die Wehrerziehung dazu, eine Steigerung der Funktionsfähigkeit des Militärapparates zu gewährleisten. Plausibler scheint jedoch das Argument, dass der „militarisierte Sozialismus in der DDR“ das Ziel verfolgte, die Jugendlichen im Sinne der DDR-Führung und ihrer Ideologie zu disziplinieren. Die vormilitärische Ausbildung diente daher vor allem der Herrschaftsabsicherung der SED (Seubert 1997, 61).

Auffallend ist also für die DDR-Gesellschaft, dass das gesellschaftliche Leben straff durchorganisiert war, seine Regeln „männlich-militant“ waren und die Grenzen von Militär und Zivilgesellschaft fließend ineinander übergingen, was

dazu führte, „dass das Militärische integrierter Bestandteil des Öffentlichen“ (Eifler 1999, 7) wurde.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die Wehrpflicht und die vormilitärischen Institutionen in der DDR, die in den 80er Jahren von nahezu allen Jugendlichen durchlaufen wurden, wichtige Integrations- und Stabilisierungselemente der DDR-Gesellschaft waren. Der SED-Staat nutze dabei die Möglichkeiten der Wehrpflicht „in einem völlig überzogenen, rigiden Dienst und Disziplinarsystem die Wehrpflichtigen zu disziplinieren und ideologisch im Sinne der Parteipolitik zu indoktrinieren“ (Wenzke 1994, 130). Andererseits bedeutete die während der Wehrdienstzeit von den Rekruten anzustrebende ‚sozialistische Soldatenpersönlichkeit‘ auch hier eine offizielle Universalisierung des Männerbildes. Dieses Leitbild eines sozialistischen Soldaten vereinte in sich sowohl die ‚klassischen‘ Attribute einer militarierten Männlichkeit, als auch eine Reihe von sozialistischen Tugenden. Die Männer sollten aus ihrem Monopol an militärischer Gewalt männliche Identität als Individuum wie als Gruppe gewinnen, und der Armeedienst galt darüber hinaus auch als die höchste Form des Wirkens für die Gesellschaft. Dass auch die ‚sozialistische Soldatenpersönlichkeit‘ eine soziale Konstruktion war, die während der Dienstzeit sozusagen hergestellt werden musste, wird zum einen anhand der stark ideologisch ausgerichteten Aussagen der DDR-Führung bezüglich des Erziehungsauftrags der NVA und zum anderen auch an der Vorstellung einer militärisch-politischen Ausbildung deutlich.

Erfahrungsberichte von Wehrdienstleistenden und Ausblick

Bereits veröffentlichte Erfahrungsberichte von Wehrpflichtigen über ihre Dienstzeit in der NVA gibt es nach meinen Recherchen so gut wie gar nicht. Eine Ausnahme stellt der Artikel von Thomas Spanier: „In Erinnerung an meine Dienstzeit“³ dar. Thomas Spanier wurde 1960 geboren. Nach seinem Abitur 1979 besuchte er die Deutsche Hochschule für Körperkultur und Sport in Leipzig. Sein Studium schloss er 1983 als Diplom-Sportlehrer ab. Von Mai 1984 bis Oktober 1985 absolvierte er seinen Wehrdienst. Als „jung vermählter Rekrut“ empfand er den Abschied von seiner bisherigen Welt und von seiner Freundin als „echt schlimm, 18 Monate ist eine lange Zeit für zwei Menschen, die gerade begonnen haben, sich so richtig zu lieben“. Die in weiten Teilen körperlich sehr anstrengende vierwöchige Grundausbildung war seiner Auffassung nach „nicht einmal Abhärtung oder Disziplinierung, sondern ein schlichtes Verheizen“. Die politische „Ausbildung“ entwickelte sich „zum Renner“, da man hier einen angenehmen äußeren Rahmen, d.h. eine

³ Vgl. folgende Zitate Spanier 1992, 27-42.

Unterrichtsbank in einem beheiztem Zimmer vorfand. Mit den dort vermittelten Inhalten konnte er sich jedoch nicht identifizieren und er glaubte, dass nur „ein geringer Prozentsatz der einfachen Soldaten ... sich tatsächlich als Beschützer des Volkes oder Verteidiger des Friedens empfunden hat“. Nach der Grundausbildung wurde Thomas Spanier in eine andere Kaserne versetzt und übernahm dort den Posten eines Richtfunkers im Nachrichtenbataillon. Auch in diesem neuen Aufgabenfeld hatte er wieder körperlich anstrengende Aufgaben zu erfüllen. Dennoch betrachtete er die neue Tätigkeit als „streckenweise recht interessant“. In seiner Freizeit versuchte er sich eine „zivile Traumwelt“ aufzubauen, indem er beispielsweise begann, mit einem Freund zu musizieren oder die Militärbuchhandlung nutzte, um dort bekannte Autoren aus dem Westen zu lesen. Spezielle Feldlager und die damit zusammenhängenden körperlich belastenden Übungen „schweißten“ seiner Meinung nach die Truppe zusammen und „in diesen Stunden der Anstrengung ... vollzog sich tatsächlich so etwas wie die Mannwerdung, ein Prozeß, den man dem Armeedienst ja gewöhnlich als positiven Effekt zuspricht“. Ob sich auch für ihn selbst während der Armeezeit ein Prozess ‚der Mannwerdung‘ vollzog, bleibt anhand dieser Formulierung offen. Kameraden von ihm scheinen sich durch die körperlichen Belastungen ihrer Männlichkeit bewusst geworden zu sein. Die dort von den Wehrpflichtigen ‚neu entdeckte‘ Männlichkeit könnte nun konform gegangen sein mit den bereits skizzierten ‚männlichen‘ Eigenschaften einer ‚sozialistischen Soldatenpersönlichkeit‘.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Thomas Spanier seine Dienstzeit möglichst unauffällig hinter sich bringen wollte. Mit der ideologischen Propaganda konnte er sich nicht identifizieren. Ganz sinnlos war die Armeezeit jedoch nicht, da er glaubt „in dieser Zeit viel gelernt zu haben“, vor allem „über die Menschen im allgemeinen“ und „über sich selbst“. In seiner Freizeit baute er sich eine „zivile Traumwelt“ auf, in der er Tätigkeiten nachging, die seine geistigen und musikalischen Fähigkeiten forderten. Diese kreativen Beschäftigungen standen dabei ganz im Gegensatz zu der oftmals stupiden, körperlich harten militärischen Ausbildung. Dass Thomas Spanier ein professionelles Selbstverständnis im Sinne einer ‚sozialistischen Soldatenpersönlichkeit‘ entwickelte, ist anhand seines Berichts nicht zu erkennen. Für ihn stand vielmehr im Vordergrund „die 18 Monate dauernde notwendige Sache möglichst unbeschadet und unauffällig“ hinter sich zu bringen.

Hans Werner Weber, ehemaliger Oberst der NVA, schrieb in seinem Artikel „Gläubigkeit, Opportunismus und späte Zweifel“, dass für „die Mehrzahl der Wehrpflichtigen die 18 Monate Wehrdienst in der Regel mit schlechten

Erfahrungen verbunden waren“. Beklagt wurde von ihnen „die mangelhafte Dienstorganisation, die schlechten Unterkünfte in der Kaserne“ und die „oftmals haarsträubende menschliche Behandlung und die Unsinnigkeit der politischen Beeinflussung“ (Weber 1992, 46).

Anhand der beiden Berichte kann vorläufig festgehalten werden, dass die von der politischen Führung der DDR angestrebte Sozialisation zu einer ‚sozialistischen Soldatenpersönlichkeit‘ (fast) keine Resonanz gefunden hat. Es waren vielmehr kritische Äußerungen bezüglich der schlechten Unterkünfte und der militärischen und politischen Ausbildung zu beobachten.

Bei einer ersten Durchsicht unseres Interviewmaterials wurde deutlich, dass auch hier die Wehrpflichtigen ihre Dienstzeit keineswegs als einen ‚Höhepunkt‘ in ihrem Leben empfanden, sondern vielmehr den biographischen Einschnitt dieses Lebensabschnitts betonten. Da die Mehrzahl der Befragten der militärischen und politischen Ausbildung eher kritisch gegenüberstand und die Wehrdienstzeit sogar als ‚schwarzes Kapitel‘ bezeichnet wurde, muss in Zukunft vor allem der Frage nachgegangen werden, welche Strategien der Bewältigung sie in diesem Lebensabschnitt entwickelten. Auffallend ist jedoch auch, dass die Armeezeit nicht nur ein rein negatives Erlebnis für die Mehrzahl der befragten Wehrpflichtigen darstellte, sondern immer wieder auch positive Aspekte angesprochen wurden. Hier stellt sich die Frage, ob es Gemeinsamkeiten oder Unterschiede bezüglich der Gesichtspunkte gibt, die als positiv bewertet wurden. Hinzu kommt die Frage, welche Rolle Männlichkeit in der „Grundschule für unsere männliche Bevölkerung“ spielte.

Literatur

- Bartjes, Heinz 1996: *Der Zivildienst als Sozialisationsinstanz*. Weinheim: Juventa Verlag
- Beck, Thomas 1983: *Liebe zum Sozialismus – Hass auf den Klassenfeind*. Lüneburg: Ost-Akademie e.V.
- Blanke, Burckhard Michael 1975: *Die Politisch-Ideologische Bildung und Erziehung in der Nationalen Volksarmee – Zum Verhältnis von Militär, Partei und Gesellschaft in der DDR*. Bonn: Deutsche Krone
- Däniker, Kathrin 1999: Die Truppe – ein Weib? Geschlechtliche Zuschreibungen in der Schweizer Armee um die Jahrhundertwende. In: *Soziale Konstruktionen – Militär und Geschlechterverhältnis*. Christine Eifler; Ruth Seifert (Hg.), Münster: Westfälisches Dampfboot, 110-134
- Eifler, Christine 1999: *Die Rede vom Frieden in der DDR*. Ein Redemanuskript zu dem Thema: Frauen und Männer im geteilten Deutschland. Berlin
- Frevert, Ute 1996: Soldaten, Staatsbürger. In: *Männergeschichte – Ge-*

- schlechtergeschichte*. Thomas Kühne (Hg.), Frankfurt: Campus, 69-87
- Frevert, Ute 1997a: Das jakobinische Modell: Allgemeine Wehrpflicht und Nationsbildung in Preußen-Deutschland. In: *Militär und Geschlecht*. Ute Frevert (Hg.), Stuttgart: Klett-Cotta, 17-47
- Frevert, Ute 1997b: Das Militär als „Schule der Männlichkeit“. Erwartungen, Angebote, Erfahrungen im 19. Jahrhundert. In: *Militär und Gesellschaft*. Ute Frevert (Hg.), Stuttgart: Klett-Cotta, 145-173
- Förster, Stig 1994: Militär und staatsbürgerliche Partizipation. Die allgemeine Wehrpflicht im Deutschen Kaiserreich 1871 - 1914. In: *Die Wehrpflicht*. Roland G. Foerster (Hg.), München: R. Oldenburg, 55-70
- Gehler, Ralf; Keil, Dirk 1992: Die andere Realität. In: *Blickwechsel Ost-West. Beobachtungen zur Alltagskultur in Ost- und Westdeutschland*. Wolfgang Kaschuba; Ute Mohrmann (Hg.), Tübingen: Tübinger Verein für Volkskunde e.V., 326-338
- Jungermann, Peter 1973: *Die Wehrideologie der SED und das Leitbild der Nationalen Volksarmee vom sozialistischen Soldaten*. Stuttgart: Dererloch
- Kozuszeck, Paul A. 1991: *Militärische Traditionspflege in der Nationalen Volksarmee der DDR: Eine Studie zur historischen Legitimation und politisch-ideologischen Erziehung und Bildung der Streitkräfte der DDR*. Frankfurt am Main: Haag und Herchen
- Seifert, Ruth 1996: *Militär, Kultur, Identität*. Bremen: Edition Temmen
- Seubert, Heribert 1997: Die Entmilitarisierung des sicherheitspolitischen Denkens in der späten DDR. In: *Berliner Debatte INITIAL*, Heft 8, 57-66
- Spanier, Thomas 1992: In Erinnerung an meine Dienstzeit. 18 Monate als Wehrpflichtiger in der NVA. In: *Ein Rückblick für die Zukunft. Zeitzeugen berichten über ein Stück deutscher Militärgeschichte*. Manfred Backerra (Hg.), Köln: Markus Verlag Köln, 27-42
- Strübig, Heinz 1994: Die Wehrverfassung Preußens in der Reformzeit. Wehrpflicht im Spannungsfeld von Restauration und Revolution 1815 - 1860. In: *Die Wehrpflicht*. Roland G. Foerster (Hg.), München: R. Oldenburg, 539-554
- Weber, Hans Werner 1992: Gläubigkeit, Opportunismus und späte Zweifel. In: *Ein Rückblick für die Zukunft. Zeitzeugen berichten über ein Stück deutscher Militärgeschichte*. Manfred Backerra (Hg.), Köln: Markus Verlag Köln, 43-65
- Wenzke, Rüdiger 1994: Die Wehrpflicht im Spiegel der marxistisch-leninistischen Theorie und der „realsozialistischen“ Praxis in der DDR. In: *Die Wehrpflicht*. Roland G. Foerster (Hg.), München: R. Oldenburg, 119-130

Wenzke, Rüdiger 1998: Die Nationale Volksarmee (1956 - 1990). In: *Handbuch der bewaffneten Organe der DDR*. Torsten Diedrichet al. (Hg.), Berlin: Christoph Links Verlag, 423-536

Biographische Notiz

Christian Ripp, geboren 1974 in Darmstadt, studiert im 8. Semester Soziologie zunächst an der TU Darmstadt, seit dem 3. Semester an der Universität Potsdam. In seiner Diplomarbeit bearbeitet er die in diesem Artikel aufgeworfenen Fragen zur Konstruktion des Wehrpflichtigen in der DDR u.a. anhand der im Lehrforschungsprojekt erhobenen Interviews.

Anne Mangold

Militär und Geschlecht – Bewegung an allen Fronten

Als Institution hat das Militär in der deutschen Frauen- und Geschlechterforschung in der Vergangenheit nicht viel Beachtung gefunden (vgl. Seifert/Eifler 1999). Dieser Umstand kann vor allem auf eine generelle Ablehnung von Krieg und Militär nach den Erfahrungen des 2. Weltkrieges zurückgeführt werden. Trotzdem mag dies erstaunen, denn das Militär war bis vor kurzem (s.u.) eine der letzten Institutionen mit einem offen propagierten Frauenausschluss und ist historisch als „Schule der Männlichkeit“ (vgl. Frevert 1997a) bekannt.

Der Zusammenhang von Militär und Geschlecht ist ein sehr vitaler, sind beide doch historisch veränderlich. Beide müssen sich, um als Institution bzw. tragendes gesellschaftliches Ordnungsprinzip bestehen zu können, gesellschaftlichen Veränderungen anpassen und unterliegen dadurch einem ständigen Wandel. Von beiden können jedoch auch Impulse ausgehen, die verändernd auf andere gesellschaftliche Bereiche wirken. Im folgenden Beitrag werde ich den gegenwärtigen Wandlungsprozess der Bundeswehr historisch verorten und einige Aspekte seiner Verschränkung mit der Kategorie Geschlecht aufzeigen. Dabei werde ich auf die veränderte Legitimation durch den Schutzgedanken eingehen, das neue Soldatenbild näher beleuchten und auf die sich lockernde Verschränkung von Staatsbürgertum und Wehrdienst eingehen. Dem geht eine kurze Bestimmung des Begriffs Geschlecht voraus.

Begriffsklärung: Geschlecht

Geschlecht ist eine gesellschaftlich bedeutende Kategorie, mit deren Hilfe Differenzierungen gemacht und Hierarchien ermöglicht werden. Geschlechtlich differenziert wird auf verschiedenen Ebenen: symbolisch, institutionell und individuell. Demnach werden Institutionen, Eigenschaften, Tätigkeiten, Gegenstände usw. mit vergeschlechtlichenden Bedeutungen versehen. Ich gehe dementsprechend auch davon aus, dass das Geschlecht von Personen nicht naturgegeben, sondern sozial konstruiert ist. Geschlecht wird an bestimmten Orten und mit bestimmten Techniken hergestellt, ist „ein Zu-

sammenspiel von Effekten, die in Körpern, Verhaltensweisen und gesellschaftlichen Beziehungen produziert werden“ (De Lauretis nach Seifert 1992, 862). Geschlecht wird also z.B. durch eine bestimmte Art der Kleidung, der Sprache, des Umgangs mit dem eigenen Körper und des Ausführens bestimmter Tätigkeiten erst selbst erlebt und für andere wahrnehmbar. Dazu kann eben auch gehören, ganz bestimmte (geschlechtlich konnotierte) Institutionen zu durchlaufen, wie die des Militärs.

Die Kategorie Geschlecht ist historisch und kulturell variabel. Veränderungen sind sogar nötig, um in den sich verändernden gesellschaftlichen Verhältnissen das Geschlechtermodell nicht zu gefährden (vgl. Knapp 1993). Bei all dieser Variabilität bleibt (in modernen westlichen Gesellschaften) jedoch eines konstant: die Konstruktion von genau zwei, einander ausschließenden Geschlechtern, die in einem hierarchischen Verhältnis zueinander stehen. Festzuhalten ist also, dass Geschlecht in der abendländischen Tradition immer relational verstanden wird: Weiblichkeit kann nur in Abgrenzung zu Männlichkeit bestehen und vice versa. Die Kategorisierung nach Geschlecht ist aber selbst auch einem historischen und kulturellen Wandlungsprozess unterworfen: Im Verhältnis zu anderen Ordnungskategorien (z.B. Klasse oder Hautfarbe) kann deren Bedeutung zu- oder auch abnehmen.¹

Angewandt auf das Militär ergeben sich aus diesen Annahmen verschiedene Fragen: Welche Rolle spielt die Kategorie Geschlecht für die Institution Militär? Diese Frage betrifft sowohl die innermilitärische Organisation als auch die Beziehung des Militärs zu seiner Umwelt. Welchen Einfluss hat das Militär auf Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit? Wie werden Weiblichkeiten und Männlichkeiten im Militär konkret produziert und welchen Einfluss hat dies auf andere gesellschaftliche Bereiche?

Deutsches Militär im Wandel

Im 17. Jahrhundert war der typische Soldat ein Söldner, der freiwillig, gegen Vergütung oder wegen Aussicht auf Beute und eine militärische Karriere in den Krieg zog. Die größtenteils multinationalen Armeen bestanden neben Kämpfern, die zumeist – jedoch nicht nur – männlich waren, auch aus Frauen und männlichen Dienern, die u.a. für die Versorgung der Kämpfenden zuständig waren (vgl. Parker 1997).

Mit der Herausbildung von modernen Nationalstaaten und einer zunehmenden Professionalisierung im 18. Jahrhundert setzte ein verstärkter Prozess der Vermännlichung des Militärs ein. Frauen wurden mehr und mehr aus den

¹ Judith Klinger (1999) zeigte z.B. für das Mittelalter, dass dort Standeszugehörigkeit im Verhältnis zur Geschlechtszugehörigkeit stärker gewichtet war.

Armeen ausgeschlossen, die sich zu einem Symbol der Staatssouveränität entwickelten. Die Figur des Söldners wurde durch den für die Nation kämpfenden Soldaten abgelöst. Männlichkeit, Staatsbürgertum und Soldatenstatus wurden somit miteinander verknüpft (vgl. Eifler 1998). Als 1814 mit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Preußen prinzipiell alle männlichen Bürger zu Soldaten wurden, konnte das Militär sowohl zur Schule von „Männlichkeit“ (vgl. Frevert 1997a) als auch von politischen Tugenden werden, die, über soziale und regionale Unterschiede hinweg, alle Männer erreichte (vgl. Frevert 1997b, 1996). Die Institution des Militärs trug so zu einem Männlichkeitsbild bei, das – um 1800 noch heterogen und vielschichtig – zunehmend einheitlich und mit Militär verbunden wurde (vgl. Frevert 1997a). In der Bevölkerung Deutschlands herrschte das militarisierte Männlichkeitsideal bis Ende des 2. Weltkrieges vor (vgl. Kühne 1996).

Nach dem 2. Weltkrieg wurden beide deutsche Staaten gegen den Willen der Bevölkerungsmehrheit wiederbewaffnet und die Wehrpflicht 1956 in der BRD und 1962 in der DDR wieder eingeführt. Die in Militärbündnisse integrierten Armeen entwickelten sich zu ‚Abschreckungsarmeen‘, in denen sich die Soldaten in einer paradoxen Situation befanden: Sie mussten kämpfen können, um nicht kämpfen zu müssen. Beide Armeen waren de facto Mischformen zwischen Wehrpflicht- und Berufsarmee. Spezialisierte Berufssoldaten wurden aufgrund der hochentwickelten Militärtechnik ebenso gebraucht, wie Wehrpflichtige, die sowohl praktisch als Hilfskräfte und Rekrutierungsreserve dienten als auch symbolisch die Verbindung Staat – (männliches) Volk – Militär aufrechterhielten.² In der Zeit der nuklearen Kriegsbedrohung scheinen jedoch Soldaten „antiquiert“ (vgl. Bröckling 1997, 295 ff.), denn Atomkriege sind nicht führbar, zerstören sie doch zwangsläufig, was sie zu verteidigen vorgeben.

Mit dem Wegfall der Ost-West-Blockkonfrontation, fortschreitender Abrüstung und der deutschen Vereinigung wurde die Nationale Volksarmee (NVA) aufgelöst und die Bundeswehr mit einer völlig neuen Situation konfrontiert: Der Feind und damit der Hauptlegitimationsgrund ihres Bestehens kam abhanden. Doch nach kurzer Orientierungsphase wurden ‚neue Aufgaben‘ gefunden, die eine weitreichende, bis in die Gegenwart andauernde, Umgestaltung des Militärs nach sich zogen. Das 1992 erstmals veröffentlichte und

² Das in der Bundesrepublik propagierte (jedoch realitätsferne) Soldatenleitbild war das des von demokratischen Werten überzeugten und politisch aktiven „Staatsbürgers in Uniform“. Auf den dabei unauflösbaren Widerspruch von demokratischem Staatsbürger und einem in eine Befehlshierarchie eingeordneten Soldaten in einer Person spiegelt sich u.a. auch in inneren Konflikten der Bundeswehr zwischen Traditionalisten und Reformern wider. Vgl. Gaßen 1992, auch Kutz 1997.

1999 überarbeitete Konzept der NATO, das sich in den verteidigungspolitischen Richtlinien des deutschen Verteidigungsministers von 1992 widerspiegelt (vgl. Bröckling 1997, 324 ff.), umfasst eine sowohl inhaltliche als auch territoriale Entgrenzung der Einsatzmöglichkeiten. Die neu entworfenen Bedrohungsszenarien umfassen u.a. vielfältige Krisen im euro-atlantischen Umfeld, Flüchtlingsströme, organisiertes Verbrechen, Terrorismus und Handelshindernisse (vgl. NATO 1999). Damit übernimmt das Militär Aufgaben, die bis dahin im Aufgabenbereich z.B. der Diplomatie, Polizei, Nichtregierungsorganisationen oder internationalen Organisationen wie der UNO lagen. Dafür werden notwendigerweise andere Strategien, Organisationen, Ausrüstungen und Soldaten benötigt. Die ‚Zweiklassenarmee‘ (bestehend aus Berufssoldaten und Wehrpflichtigen) differenziert sich noch einmal aus in Truppenteile, die die traditionellen Landesverteidigungsaufgaben übernehmen, und in eine neue Elite, die im Auslandseinsatz ist. Letztere benötigt vor allem Berufssoldaten, die hochqualifiziert sind und ins Ausland zwangsversetzt werden können. Eine Entwicklung in Richtung Abschaffung der Wehrpflicht zeichnet sich denn auch deutlich ab.

Da mit der Wehrpflicht auch die wichtigste Rekrutierungsquelle für Berufssoldaten gefährdet ist, treten die seit Beginn der Bundeswehr bestehenden qualitativen und quantitativen Defizite im Personalbereich in besonderer Schärfe hervor. Die Personaldefizite wären schon seit den 60er Jahren von Seiten führender Militärs gern durch den Einsatz von Frauen als Soldatinnen ausgeglichen worden. Aufgrund innenpolitischer Verhältnisse waren Frauen in der Bundeswehr jedoch nur in der zivilen Verwaltung und seit 1975 auch als Sanitätssoldatinnen anzutreffen. Anfang des Jahres 2000, nicht zufällig zeitgleich mit den aktuellen Umgestaltungsprozessen der Bundeswehr unter Federführung von Bundesverteidigungsminister Rudolf Scharping, beseitigte ein Urteil des Europäischen Gerichtshofes die politischen Hindernisse, die Frauen bisher vom Dienst an der Waffe ausschlossen.³

Der Blick in die Geschichte zeigte, dass deutsches Militär u.a. aufgrund von Neuerungen in der Kriegführung⁴, im Kriegsgerät⁵ und politischen Veränderungen immer wieder Umbrüchen unterlegen ist. Im Folgenden soll anhand der aktuellen Umbruchsphase der Bundeswehr näher beleuchtet werden, wie sich die genannten Veränderungen auf die gesellschaftliche Stellung und

³ Zur Zulassung von Frauen zur Bundeswehr siehe Scholz/Mangold 2000.

⁴ Die Einführung der Allgemeinen Wehrpflicht 1814 in Preußen ist auf militärische Niederlagen gegen französische Truppen zurückzuführen, die durch ihre patriotischen einsatz- und opferbereiten Wehrpflichtigen weit überlegen waren (vgl. Frevert 1997b).

⁵ Zum Einfluss von technischen Neuerungen auf den Charakter, die Organisation und die soziale und politische Einbindung des Militärs siehe Lepsius 1997, 363 ff.

Legitimation des Militärs und das Bild des Soldaten auswirken. Dabei wird der Zusammenhang von Militär und Geschlecht sowohl auf der Ebene der symbolischen Verknüpfung von Militär mit Männlichkeit als auch der praktischen Ebene des Frauenausschlusses untersucht.

Veränderungen und Kontinuitäten: Bundeswehr und Geschlecht

Legitimation durch Schutz

Während die Existenz des deutschen Militärs vor 1989 vor allem mit der Bedrohung durch den jeweils gegnerischen Block legitimiert wurde, verändert sich die vornehmliche Aufgabe nun von der Verteidigung des eigenen Territoriums zur Intervention im Ausland. Dass der bisherige Verteidigungsgedanke geschlechtlich konnotiert ist, zeigt sich z.B. an politischen Debatten anlässlich der Aufstellung der Bundeswehr, in denen der Schutz von Frauen ein Hauptthema war (vgl. Seifert 1998). Ähnlich argumentierten auch die 1992/93 von Ruth Seifert befragten Bundeswehroffiziere, für die der Schutz der Bevölkerung eine männliche Aufgabe darstellt (vgl. Seifert 1993, 301 ff.).

Der Schutz von Frauen wurde v.a. aus zwei Gründen von feministischer Seite kritisiert und als Mythos entlarvt: Erstens liegt ihm zwangsläufig eine traditionelle Vorstellung von Frauen als friedfertig, verletzbar und schutzbedürftig zugrunde (vgl. Maltry 1994). Zweitens entspricht die Konstruktion des Krieges als Kampf zwischen Soldaten nicht dem wirklichen Kriegsgeschehen. Einerseits wird dadurch die Kriegsunterstützung von Frauen ausgeblendet. Andererseits werden Soldaten als die durch den Krieg direkt gefährdeten Personen dargestellt, mit der Folge, dass Frauen ‚zu ihrem eigenen Schutz‘ nicht als Soldatinnen zugelassen werden. Infolge dessen stehen Frauen als Teil der Zivilbevölkerung, die in modernen Kriegen das Hauptziel der Zerstörung ist, der Gewalt wehrlos und nicht gebührend wahrgenommen gegenüber (vgl. Eifler 1998, 21).

Die Legitimation durch den Verteidigungsgedanken wird nun überlagert von der Aufgabe, ein ‚sicheres Umfeld‘ zu schaffen. Neben den Schutz der ‚eigenen Frauen und Kinder‘ tritt z.B. im Falle von Ex-Jugoslawien der von Minderheiten. Aber auch Minderheitenschutz ist eng mit dem Schutz von Frauen verknüpft. Denn Frauen wird eine symbolische Bedeutung für die Herstellung von nationalen Identitäten (und damit auch Minderheiten, ethnischen Konflikten etc.) zugewiesen. Die Jugoslawin Mirjana Morokvasic zeigte, dass im nationalistischen Diskurs Frauen oft die Nation symbolisieren und dass „images of women under threat or violated serve to homogenise the

nation and to define its boundaries in relation to others“ (Morokvasic 1997, 75).

Durch den gezielten Einsatz von Vergewaltigungen von Frauen als Kriegstaktik und Propagandamittel werden einerseits Kriegshandlungen als Schutzmaßnahme (in Hinblick auf die ‚eigenen‘ Frauen) legitimiert, andererseits wird durch die selbst begangenen Vergewaltigungen der Frauen anderer Bevölkerungsgruppen diese Legitimation konterkariert. Auch beteiligte Armeen, die selbst nicht systematisch vergewaltigen, bleiben dabei eingebunden in die mit Vergewaltigung verbundenene Legitimationslogik.

Die Legitimation des Militärs durch die Schutzbedürftigkeit von Frauen kann demnach trotz der Neudefinition von Aufgaben bestehen bleiben, jedoch kann diese auf eine andere Weise Ausgestaltung finden. Wenn die Aufgaben der Bundeswehr schwieriger von denen der UNO und der Polizei abzugrenzen sind, können Frauen sowohl als schutzbedürftig als auch, und dies ist neu, als Schützende gedacht werden, wie die Diskussion um weibliche Beteiligung an UN-Einsätzen zeigt: Die schwedische Regierung schlug den verstärkten Einsatz von Frauen als UN-Soldatinnen vor, um die Situation weiblicher Zivilisten besser wahrzunehmen und eine Untersuchungskommission der UNO hoffte, durch weibliche Soldaten die notorischen Übergriffe der männlichen UN-Soldaten auf Frauen und Kinder einzudämmen.⁶

Neue Aufgabenfelder – neue militärische Männlichkeit?

Kann Militär, in der sich nun herausbildenden Form, noch ‚Schule der Männlichkeit‘ sein? Um diese Problematik etwas näher zu betrachten, soll im Folgenden auf die Konstruktion von Männlichkeiten im Militär eingegangen und auf die Bedeutung der Abgrenzung zum Zivilen und zu Weiblichkeiten hingewiesen werden.

Die Konstruktion von Männlichkeiten im Militär funktionierte auch in der Vergangenheit nicht ohne innere Widersprüche. Karin Däniker (1999) spricht sogar von einer Bedrohung von Männlichkeit im Militär, denn Soldaten werden dort zu Objekten, von denen Gehorsam, Hingabe und Treue verlangt wird, welches im zivilen Kontext als weiblich gilt. Zudem müssen Soldaten oft weiblich konnotierte Tätigkeiten wie Putzen und Bettenmachen ausführen. Geschlechtliche Zuschreibungen innerhalb einer reinen Männerorganisation sind jedoch laut Däniker systematischen Charakters und produzieren einen hierarchischen Geschlechtsdualismus. Mit der Bezeichnung als ‚weiblich‘ werden bestimmte militärische Bereiche, Tätigkeiten, Ränge und Eigen-

⁶ Siehe Seifert 1998, 14. Zur Notwendigkeit von weiblichen Peacekeepern siehe auch Stiehm 1999.

schaften abgewertet. Diese Abwertung wird innermilitärisch als Anreizsystem genutzt: Das Männliche ist das Anzustrebende. Durch die systematische Zuschreibung von Männlichkeit an hohe militärische Ränge und positiv bewertete Fähigkeiten etc. wird dabei Geschlechterhierarchie, also die Dominanz von Männlichem über Weiblichem, reproduziert und legitimiert.

Mit den Konstruktionsbedingungen von Männlichkeiten im modernen Militär beschäftigte sich Frank J. Barrett (1999). Er zeigte am Beispiel der US-Marine, dass sich die starke Ausdifferenzierung des modernen Militärs in einer Ausdifferenzierung militärischer Männlichkeitskonstruktionen widerspiegelt. Die Soldaten der verschiedenen militärischen Bereiche entwickeln ihr jeweils eigenes Konzept von Männlichkeit. Die militärischen Männlichkeiten sind gegenüber zivilen hegemonial und innerhalb des Militärs gibt es höher und geringer bewertete Männlichkeiten, die sich jedoch in ihrer Gesamtheit von Frauen und Weiblichkeit abgrenzen. Die Konstruktion von Männlichkeiten erfolgt dabei anhand jeweils eigener Strategien. Neben in allen Bereichen geltenden Vorstellungen von Männlichkeit, z.B. durch körperliche Härte, Aggressivität und Heterosexualität, wird in den jeweiligen militärischen Bereichen auf unterschiedliche Qualitäten Wert gelegt, die die spezifische Männlichkeitsform ausmachen: Bei den Fliegern ist dies Risikofreude, auf Kampfschiffen die Kompetenz unter Stressbedingungen und bei Versorgungsoffizieren Vernunft und Verantwortung. Barrett betont die Dynamik dieser Männlichkeiten produzierenden Strategien.

In der Bundeswehr der Gegenwart ist diese Dynamik besonders gut zu erkennen, denn durch die neuen Aufgaben werden anders qualifizierte Soldaten gebraucht. Infolgedessen verändert sich der Status der unterschiedlichen Einheiten. Zur Zeit des Kalten Krieges bildeten Tornado-Piloten, Panzerfahrer und Raketenartilleristen die Elite. Doch nun können sich die vorher als ‚Handwerker in Uniform‘ belächelten Pioniere, Logistiker und Sanitäter im Einsatz beweisen und sind im Kampf um die knappen finanziellen und technischen Ressourcen der Bundeswehr im Vorteil (vgl. von Randow/Stelzenmüller 2000). In der im Ausland aktiven Bundeswehr wird neben den ‚Handwerkern‘ aber auch die Figur des Kriegers, also des Soldaten, der nicht nur kämpfen kann, sondern dies auch tut, denkbar und reell.

Däniker und Barrett zeigen, dass geschlechtliche Zuschreibungen im Militär kontextgebunden, veränderlich und funktional sind. Beide betonen dabei die Bedeutung der Abgrenzung gegenüber ziviler Männlichkeit (vgl. auch Ripp in diesem Heft). Für die gegenwärtige Bundeswehr, mit neuen – vormals zivilen – Aufgaben und damit der Aufwertung der ‚Handwerker in Uniform‘ konfrontiert, wird diese Abgrenzung jedoch komplizierter. Dass der (spezifisch

militärische) kriegerisch kämpfende Aspekt in den Hintergrund rückt, zeigt sich auch in den Werbekampagnen der Bundeswehr. Mit der Betonung der Professionalität, der Technikbeherrschung usw. wächst die Ähnlichkeit mit zivilen Männerdomänen. Die Auswirkungen auf den militärischen Männerbund sind m. E. noch nicht klar absehbar.

Auch die Abgrenzung gegenüber Weiblichkeit und Frauen wird für die Bundeswehr schwieriger. Die durch die neuen Aufgaben der Bundeswehr erforderlichen Tätigkeiten und Qualifikationen können nicht mehr ohne weiteres als militärisch-männlich beschrieben werden, denn humanitäre Hilfe, Friedensarbeit, Kooperation und Verwaltung sind nicht allein schon im zivilen Bereich Domänen, in denen auch Frauen arbeiten, sie erfordern auch traditionell weiblich konnotierte Fähigkeiten wie Fürsorglichkeit, Kommunikationsfähigkeit, Konfliktschlichtung u.a. Doch vormals weiblich konnotierte Fähigkeiten können uminterpretiert und aufgewertet werden. Die Aufwertung von Weiblichkeit oder die Einbeziehung von Frauen schließt dies nicht zwingend ein. Beachtlich ist jedoch, dass gegenwärtig mit den Sanitätern der einzige Truppenteil eine Aufwertung erfährt, in dem seit 1975 auch weibliche Soldaten zugelassen sind und in dem die Offiziersausbildung seit 1995 von Frauen sogar stärker nachgefragt wird, als von Männern (vgl. Kemnitz 1998, 69).

Die militärischen Strategien zur Konstruktion von Männlichkeiten, bei denen Abgrenzung zu ziviler Männlichkeit und Weiblichkeit von zentraler Bedeutung ist, müssen sich den geschilderten Neuerungen entsprechend stark verändern, um wirksam zu bleiben. Dabei bleiben viele Fragen offen: Wird es möglich sein, den Sanitätsoffizier aufzuwerten und trotzdem weiblich zu denken? Entwickelt sich der Sanitätsdienst eventuell zu einer Art weiblicher Enklave in der Männerwelt der Bundeswehr und lässt so das männliche Bild des Kriegers unangetastet?⁷ Oder werden Soldatinnen aufgrund der neuen gesetzlichen Möglichkeiten zukünftig zum Normalbild in allen Bereichen gehören? Und: Welche militärische Männlichkeit wird die hegemoniale – der ‚Kämpfer‘, der ‚Techniker‘, der ‚Versorgungsoffizier‘ oder der ‚Entwicklungshelfer in Uniform‘?⁸ Wird es angesichts einer derart starken Ausdifferenzierung von Aufgabengebieten überhaupt eine klare Hegemonie geben?

⁷ Eine Studie über die ersten von der Bundeswehr ausgebildeten weiblichen Sanitätsoffiziere zeigt, dass diese jungen Frauen durchaus skeptisch gegenüber kämpfenden Frauen eingestellt sind. Keine der befragten Soldatinnen befürwortete uneingeschränkt eine Integration von Frauen in den allgemeinen Truppendienst. Ihrer Meinung nach könnten außerhalb des Sanitätsdienstes nur ungewöhnliche, unweibliche Frauen, „Kampfweiber“ oder „Kampftiere“, bestehen (Anker/Lippert/Welcker 1993, 101 ff.).

⁸ Im Kosovo treten Bundeswehrsoldaten in direkte Konkurrenz mit zivilen Entwicklungshelfern. Beide wetteifern um die wenigen Finanzquellen für humanitäre Hilfe. Dies ist auch ein Beispiel

Politische Dimension: Vom Staatsbürger zum Profi

Wie oben dargestellt, werden neue Typen von Soldaten benötigt, um mit der Bundeswehr dem neuen großen Aufgabenkatalog gerecht zu werden. Von ihnen werden nicht nur andere Fähigkeiten verlangt, auch ihre politische Bedeutung wird sich verändern. Die absehbare Abschaffung der Wehrpflicht steht dabei im Mittelpunkt. Bemerkenswerter Weise wurden in öffentlichen Diskussionen anlässlich des EuGH-Urteils im Fall Kreil im Januar 2000 die Themen „Zulassung von Frauen zur Bundeswehr“ und „Wehrverfassung“ nahezu immer miteinander verknüpft. Meines Erachtens steht die Wehrpflicht vor allem aus finanziellen Gründen vor dem Aus. Zudem können Wehrpflichtige in der kurzen Zeit des Wehrdienstes nicht ausreichen qualifiziert und aus politischen und juristischen Gründen nicht ins Ausland zwangsversetzt werden. Die zeitliche und diskursive Verknüpfung des Endes des Frauenausschlusses und des Endes der Wehrpflicht, so meine These, hat zwei Ursachen: Einerseits wird stellvertretend anhand des Themas „Frauen in die Bundeswehr“ die politisch brisante Veränderung zu einer reinen Berufsarmee ausgehandelt und zu legitimieren versucht. Die zentrale Argumentationsfigur ist dabei: Es ist mit dem Gleichheitsgebot nicht vereinbar, dass Frauen *dürfen*, was Männer *müssen*. Andererseits entfällt mit der Wehrpflicht ein wichtiges Rekrutierungspotential für Berufssoldaten. Diesen Personalmangel gilt es mit Frauen auszugleichen. Das Interesse an der Chancengleichheit für Frauen ist hier nur zweitrangig.⁹

Die politisch-symbolische Bedeutung des Soldaten wird sich grundlegend ändern. Der – von Anfang an männlich konzipierte – ‚Staatsbürger in Uniform‘ wird aus mehreren Gründen obsolet. Erstens lockert sich die Verbindung Staatsbürger – Soldat, wenn nicht mehr prinzipiell alle (männlichen) Bürger zu einem Dienst verpflichtet werden.¹⁰ Zweitens verliert die Verteidigung der eigenen Nation an Bedeutung, denn im Aufgabenspektrum der Bundeswehr respektive der NATO rückt diese Landesverteidigung in den Hintergrund. Drittens operieren militärische Einheiten in zunehmendem Maße in internationaler Zusammenarbeit.

Somit liegt Deutschland mit der Zulassung von Frauen zum Waffendienst im internationalen Trend, denn, so stellte Yuval-Davis fest, die qualitative und quantitative Beteiligung von Frauen stieg in westlichen Armeen immer dann,

dafür, wie Militär sich in Zukunft an zivilen Kriterien messen muss: Zivile Entwicklungshelfer arbeiten nicht nur billiger, sondern zudem meist auch besser und nachhaltiger. Siehe von Randow/Stelzenmüller 2000, 15.

⁹ Näheres dazu siehe Scholz/Mangold 2000.

¹⁰ Die Möglichkeit des Zivildienstes steht in keinem Widerspruch hierzu, denn dieser ist sowohl als Ersatz konzipiert als auch in militärische Strukturen eingegliedert.

wenn die Bedeutung des Militärdienstes für die Staatsbürgerschaft abnahm – z.B. wenn die Wehrpflicht abgeschafft wurde (Yuval-Davis 1999, 23).

Ausblick

Der gegenwärtige Wandlungsprozess des deutschen Militärs steht in der historischen Tradition von Neuerungen und Umbrüchen. Diese sind verbunden mit Veränderungen im Bereich der Legitimation, des Soldatenbildes und der Art und Weise der Männlichkeitsproduktion im Militär sowie der Stellung von Frauen im militärischen Kontext. Gerade in diesen Veränderungsprozessen werden viele Zusammenhänge und Mechanismen deutlich, die sonst in ihrer Selbstverständlichkeit kaum sichtbar sind.

Am aktuellen Beispiel der Bundeswehr ließen sich trotz der Verschiebung von der Landesverteidigung hin zu einer Intervention im Ausland bei der Legitimation Kontinuitäten feststellen. Letztere basiert auf der Vorstellung, Frauen seien schutzbedürftig und symbolisieren die Nation.

Das Soldatenbild ist einer starken Veränderung und Ausdifferenzierung ausgesetzt. Dies bezieht sich sowohl auf die auszuführenden Tätigkeiten als auch auf die Figur des Staatsbürgers in Uniform. Die Abgrenzung zu bisher zivilen Bereichen wird teilweise schwieriger und damit verknüpft auch die Abgrenzung gegenüber Weiblichkeit und der Ausschluss von Frauen. Es zeigte sich, dass Männlichkeitsproduktionen im Militär immer kontextgebunden und veränderlich sind. Daher ist zu erwarten, dass in diesem Bereich momentan große Verschiebungen stattfinden, deren Ausgang jedoch noch nicht klar abzusehen ist. Deutlich wird eine neue Spannweite von Soldatenbildern, die von Entwicklungshelfern bis hin zu Kriegern reicht. Dabei können sich für die militärische Männlichkeitsproduktion wichtige Abgrenzungen zu Weiblichkeiten und Zivilleben verändern – sich abschwächen, sich aber in einigen Bereichen auch verstärken.

Von der zukünftigen gesellschaftlichen Stellung der Bundeswehr wird es abhängen, wie stark die oben genannten Veränderungen innerhalb des Militärs für andere Gesellschaftsbereiche bedeutend sein werden. Kann es, mit hohem Prestige ausgestattet, Vorbildfunktion erfüllen oder wird es eher am gesellschaftlichen Rand relativ unbeachtet existieren?

Literatur

- Anker, Ingrid; Lippert, Ekkehard; Welcker, Ingrid 1993: *Soldatinnen in der Bundeswehr. Kennzeichen des sozialen Wandels*. Berichte Heft 59, Sozialwissenschaftliches Institut der Bundeswehr: München
- Barrett, Frank J. 1999: Die Konstruktion hegemonialer Männlichkeit in Organisationen: Das Beispiel der US-Marine. In: *Soziale Konstruktionen*

- *Militär und Geschlechterverhältnis*. Christine Eifler; Ruth Seifert (Hg.), Münster: Westfälisches Dampfboot, 71-91
- Bröckling, Ulrich 1997: *Disziplin. Soziologie und Geschichte militärischer Gehorsamsproduktion*. München: Wilhelm Fink Verlag
- Däniker, Karin 1999: Die Truppe – ein Weib? Geschlechtliche Zuschreibungen in der Schweizer Armee um die Jahrhundertwende. In: *Soziale Konstruktionen – Militär und Geschlechterverhältnis*. Christine Eifler; Ruth Seifert (Hg.), Münster: Westfälisches Dampfboot, 110-134
- Eifler, Christine 1998: Militär und Geschlechterverhältnis. In: *Hypathia. Historische Frauenforschung in der Diskussion*. Heft 10, 17-47
- Frevert, Ute 1996: Soldaten, Staatsbürger. Überlegungen zur historischen Konstruktion von Männlichkeit. In: *Männergeschichte – Geschlechtergeschichte: Männlichkeit im Wandel der Moderne*. Thomas Kühne (Hg.), Frankfurt am Main; New York: Campus, 69-87
- Frevert, Ute 1997a: Das Militär als „Schule der Männlichkeit“. Erwartungen, Angebote, Erfahrungen im 19. Jahrhundert. In: *Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert*. Dies. (Hg.), Stuttgart: Klett-Cotta, 145-173
- Frevert, Ute 1997b: Das jakobinische Modell: Allgemeine Wehrpflicht und Nationsbildung in Preußen-Deutschland. In: *Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert*. Dies. (Hg.), Stuttgart: Klett-Cotta, 17-47
- Gaßen, Helmut 1992: Die Dauerkrise der Inneren Führung und wir ‚wehrhaften Demokraten‘. In: *Bildung und Soldatentum*. Dietrich Hoffmann; Karl Neumann (Hg.), Weinheim: Deutscher Studien Verlag, 173-193
- Kemnitz, Heidemarie 1998: Mädchen und Militär. In: *Feministische Studien*. Heft 1, 69-85
- Klinger, Judith 1999: Ferne Welten. Fremde Geschlechter – Gender Studies in der germanistischen Mediavistik. In: *Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung*. Heft 1, 47-61
- Knapp, Gudrun-Axeli 1993: Segregation in Bewegung: Einige Überlegungen zum „Gendering“ von Arbeit und Arbeitsvermögen. In: *Frauen-erwerbstätigkeit. Forschungen zu Geschichte und Gegenwart*. Karin Hausen; Getraude Grell (Hg.), München u.a.: Hampp, 25-46
- Kühne, Thomas 1996: „... aus diesem Krieg werden nicht nur harte Männer heimkehren“ Kriegskameradschaft und Männlichkeit im 20. Jahrhundert. In: *Männergeschichte – Geschlechtergeschichte*. Ders. (Hg.), Frankfurt am Main; New York: Campus, 69-87
- Kutz, Martin 1997: Militär und Gesellschaft im Deutschland der Nachkriegszeit (1946-1995). In: *Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert*. Ute Frevert (Hg.), Stuttgart: Klett-Cotta, 277-313

- Lepsius, M. Rainer 1997: Militärwesen und zivile Gesellschaft. In: *Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert*. Ute Frevert (Hg.), Stuttgart: Klett-Cotta, 359-370
- Maltry, Carol 1994: Die friedfertige Frau – Ein patriarchaler Mythos. In: *ami*. Heft 6, 46-52
- Morokvasic, Mirjana 1997: The Logics of Exclusion – Nationalism, Sexism and the Yugoslav War. In: *Gender, Ethnicity and Political Ideologies*. Nickie Charles; Helen Hintjens (Hg.), London; New York: Routledge, 65-90.
- NATO-Press Communiqué v. 24.4.1999: Das Strategische Konzept des Bündnisses, <http://www.nato.int/docu/pr/1999/p99-065d.htm>
- Parker, Geoffrey 1997: Der Soldat. In: *Der Mensch im Barock*. Rosario Villari (Hg.), Frankfurt am Main; New York: Campus, 47-81
- Scholz, Sylka; Mangold, Anne 2000: Können Frauen nicht kampf-schwimmen? Die Konstruktion von Männlichkeiten und Weiblichkeiten in der Bundeswehr. In: *perspektive 21*. SPD-Landesverband Brandenburg (Hg.), 42-51
- Seifert, Ruth 1992: Männlichkeitskonstruktionen. Das Militär als diskursive Macht. In: *Das Argument*. Heft 196, 859-872
- Seifert, Ruth 1993: *Individualisierungsprozesse, Geschlechterverhältnisse und die soziale Konstruktion des Soldaten*. München: Sozialwissenschaftliches Institut der Bundeswehr
- Seifert, Ruth 1998: Die Soldatin als Grenzgängerin – oder: Ist das Militär zurecht ein Radthema der feministischen Debatte? In: *Hypathia. Historische Frauenforschung in der Diskussion*. Heft 10, 5-16
- Seifert, Ruth; Eifler, Christine 1999: Einleitung. In: *Soziale Konstruktionen – Militär und Geschlechterverhältnis*. Christine Eifler; Ruth Seifert (Hg.), Münster: Westfälisches Dampfboot, 7-16
- Stiehm, Judith 1999: Männer, Frauen und Peacekeeping. Eine Forschungsnotiz. In: *Soziale Konstruktionen – Militär und Geschlechterverhältnis*. Christine Eifler; Ruth Seifert (Hg.), Münster: Westfälisches Dampfboot
- von Randow, Gerd/Stelzenmüller, Constanze 2000: Zivis fürs Grobe. In: *Die Zeit*. Nr. 12, 15-17
- Yuval-Davis, Nira 1999: Militär, Krieg und Geschlechterverhältnisse. In: *Soziale Konstruktionen – Militär und Geschlechterverhältnis*. Christine Eifler; Ruth Seifert (Hg.), Münster: Westfälisches Dampfboot, 18-43

Biographische Notiz

Anne Mangold, 1975 in Karlsburg geboren, ist Soziologiestudentin im 8. Semester. Ihr Arbeitsschwerpunkt ist Frauen- und Geschlechterforschung, dabei liegt vor allem das Thema ‚Frauen in Männerdomänen‘ im Zentrum ihres Interesses.

Stefan Dudink

Imagining a Nation Without Heroes? The Trouble With Masculinity in Nineteenth Century Dutch Political and Military History¹

The institutions of war and the military have undoubtedly been major influences in the construction of modern, Western masculinity. At the same time the nexus of war-military-masculinity has contributed substantially to the construction of the nation and national identity as we find them in the West in the nineteenth and twentieth centuries. But whereas the importance of heroic, military sacrifice for creating the shared experience of belonging to a nation has found recognition at a relatively early stage, the role masculinity played in this process has long had to await exploration by scholars of the nation. In his early, insightful analysis of the nature of the nation Ernest Renan wrote: „Un passé héroïque, des grands hommes, de la gloire (...) voilà le capital social sur lequel on assied une idée nationale” (Renan 1934, 85) – a remark that is characteristic in its simultaneous focus on the heroic and its unreflective mentioning of ‚great men’ as constitutive of the idea of the nation.²

Recently scholars from various disciplines have begun to analyze how representations of (military) masculinities contributed to the process of imagining the nation in the nineteenth and twentieth centuries. They have, however, only begun to uncover to what extent and how constructions masculinity shaped the imagined community of the nation (Anderson 1996) in other areas than that of representation. From symbolical representations of the nation, to central nation-building agencies like the military, to individual subjectivities and psychologies in service of the nation – masculinity appears to have been central to them all (Nagel 1998; Sluga 1998).

With this article I want to contribute to this research. But rather than concentrating on the successful and effective ways in which masculinity and

¹ This article is part of a wider research project by the author that is funded by the Netherlands Organization for Scientific Research.

² Among the more recent analyses of the nation Anderson's remark on the nation as „always conceived as a deep, horizontal comradeship“ and a „fraternity“ (Anderson 1996, 7) is regularly singled out for a similar critique, see for instance Lake (1992, 312) and Wenk (2000, 64).

the nation have been constructed through each other, I would like to focus on the instabilities and contradictions in this process. I want to look for the scratches and seams on the apparently perfect male body that so often has represented the modern nation, in the hope that this might contribute to the (further) undoing of the combination of (military) masculinity and nation. I will present aspects of the nineteenth-century military and political history of the Netherlands that suggest that a successful combination of (military) masculinity and the nation was not always an easy thing to achieve for the men involved in imagining the Dutch nation. Masculinity of a military kind was certainly not privileged in representing the virtues and values that were supposed to be at the heart of the Dutch nation since 'time immemorial'. Focusing mainly on (symbolical) representations of the nation, I want to show that a masculinity of a military kind had to compete with other constructions of masculinity in representing the assumed essence of Dutch national identity. And although the state of my research and that of others does not allow for any definitive conclusions about a Dutch 'Sonderweg' in the history of masculinity and the nation, I want at least to suggest that looking for national differences in the processes in which masculinity and the nation were articulated is a line of inquiry that is worth exploring – for the Netherlands and possibly for other nations as well.

'Softies' and 'Machos'

In a recent interview one of the Netherlands leading military scholars, Rob de Wijk, when asked whether he thought that Dutch soldiers are 'softies', replied:

„Oh yes! The number of machos in the (Dutch, StD) military is much smaller than in that of the US. And the British aren't so pleasant either. Our army is rather gentle. That is why the Dutch are extraordinarily efficient in peace-keeping operations. A Dutchman will not be armed when he does an inspection of identity papers. An American will put his machinegun against your head. Americans don't like to participate in peacekeeping operations. To them that is a pathetic job.” (*Volkskrant Magazine*, 6-5-2000, 15)

Remarkable as it may seem, this quotation is only one of the many one can find in public utterances on Dutch national identity that defines this identity in terms of a problematic or unusual relation to traditional military values and behaviour. Throughout the twentieth and a large part of the nineteenth centuries remarks like these form a substantial part of the discourse on Dutch national identity. Time and again we find scholars, politicians and journalists who write and speak about Dutch national identity locating it in – among other things – a 'different' relation to military values, heroism and war. Throughout this difference is constructed through a comparison to other nations and their

relation to the military and war. And very often the Dutch attitude to these matters is presented in a manner that betrays both pride and embarrassment: „We might be softies, but nevertheless, no precisely *because* of that, we are efficient soldiers – albeit merely in peacekeeping operations.”

What does make the above quotation special, in its mentioning of ‚softies’ and ‚machos’, is the explicitness about the effects on masculinity that such a ‚problematic’ relation of national identity with military values produces. This explicitness is the result of the way in which men and masculinity have, to a certain extent, become visible and problematic categories in post-feminist public discourse. And although this visibility and contestation of men and masculinities is in general still quite limited, in this case at least it helps to render explicit the work of gender in defining national identity.

Such an explicit presence of gender is not to be found in Johan Huizinga's 1934 classic essay on Dutch national identity. Huizinga was the Netherlands most respected historian of the interbellum years. His essay on the national character of the Dutch has become one of the most often quoted works in this field today. In that essay it is not gender that helps to articulate the characteristics of the Dutch nation, but class. What makes Dutch national culture what it is, according to Huizinga, is the fact that it is „‚burgerlijk’ in every sense one would want to attach to that word.” (Huizinga 1934, 13). ‚Burgerlijk’, like the German ‚bürgerlich’ refers to both the ‚bourgeois’ and the ‚citoyen’ (Te Velde and Aerts 1998, 9). It is in reference to this representative of a socioeconomic stratum and his civic political disposition that Huizinga characterized the Dutch nation. The main contrast he invoked to give meaning to the ‚burgerlijk’ nature of Dutch national character was heroism. The Dutch, according to Huizinga were not and had, at least since the seventeenth century, never been a heroic nation (11).

Huizinga did not explicitly say anything about the masculinity of this decidedly unheroic nation. We can catch a glimpse, however, of the implicit work of gender in this assertion of Dutch ‚burgerlijkheid’ in Huizinga's elaboration of this trait. The first aspect of ‚burgelijk’ mentality he went into more deeply was the Dutch craze for cleanliness, suggesting a feminine side to Dutch identity (15). Implicit references to masculinity can be spotted at the point where Huizinga favorably compared the Dutch lack of heroic qualities with the ‚false heroism’ of ultra-nationalism, fascism and communism (12-13) – ideologies that we know to have centered around ostentatious and rigid notions of masculinity (Mosse 1996).

In this article I am not interested so much in the factual accuracy of these and other pronouncements on Dutch national identity and its (lack of) masculinity. I will read them as threads of a dense web of intertextuality in which Dutch

national identity has been 'invented' (Hobsbawm and Ranger 1983). Such 'invented traditions' usually depend for their persuasiveness on both 'lies' and 'truths' that are not easily disentangled. In what follows I will try to show that notions of Dutch national identity and its troubled relation to the military and war rest on a nineteenth-century tradition of representing the Dutch past that was strongly connected to Dutch political and military history of the late-eighteenth and nineteenth centuries. As I hope to make clear, the Netherlands confront us with something of a faultline within a European tradition of imagining the nation through the military, war and masculinity. And for at least one woman this faultline created unforeseen opportunities in the fields of politics and war.

War, Nation and Masculinity

The European political and military upheavals of the years around 1800 produced great changes in the interrelated fields of war, the military and masculinity. This period saw the advent of a new kind of war: the wars of the French revolution were *national* wars. Wars of and for 'the people' replaced the old dynastic wars that had been of great interest to rulers, but often did not directly touch the interests of the people. These wars of and for the people, where the concept of 'the people' was often fraught with democratic connotations, were to be waged by national armies. The army of conscripts, that in principle could include all able men of the nation, replaced the standing armies and armies of mercenaries of the 'ancien régime'. And since revolutionary ideology declared the performance of military duties one of the conditions for acquiring full citizenship nation, (democratic) politics and the military became strongly connected (Best, 1982). After the democratic experiment of the revolution had faltered the legacy of national wars and national armies remained – undone, of course, of its radical democratic aspects. Under Napoleon the ideas and practices of national wars and armies were further developed and 'exported' to countries under French rule, and during the Napoleonic wars the French example was followed by France's adversaries, Prussia most notably (Frevert 1997). National wars and national armies had become an European reality.

These developments were made possible by the mobilization of older notions of masculinity as much as they affected them (Mosse 1990, 26-28). Aristocratic and chivalric notions of man as an honorable warrior and republican concepts of the citizen as an arms-bearing man willing to fight for the liberty of his political community were called upon and declared relevant to – and accessible for – all men. The rise of national wars and armies rested upon and produced a 'democratization' of formerly exclusive constructions of

military masculinity. Heroic death, too, was no longer the privilege of the military elite. As part of attempts to legitimize mass mobilization, heroic death, and its 'rewards', were extended to the common soldier who sacrificed his life for the nation (Hagemann 1996, 582). What resulted was a configuration of nation, the military and masculinity that to a certain extent is still hegemonic in the Western World. In this configuration the (male) soldier hero is one of the main symbols of the nation, the special relation of men and masculinity to the nation has been institutionalized in the military, and narratives of soldiering in service of the nation have a prominent part in shaping male subjectivity.

Although the main elements of this, admittedly, somewhat sketchy history of the nation, masculinity and the military have been taken from the history of France and Prussia in the revolutionary and Napoleonic era, it can with some justification be read as a European history.³ How does Dutch history of this period fit into this general scheme?

The Dutch State of the *ancien régime* was not a monarchy but a republic, the product of the sixteenth-century Dutch revolt against the Spanish king. The Dutch republic was a highly decentralized state that prided itself on its political and civic liberties, but nevertheless harbored monarchical tendencies at the heart of its constitutional system. The princes of the House of Orange, who occupied the post of 'Stadholder', could, depending on their political skills and political circumstances, obtain great power in the Republic. Officially the Stadholder was the servant of provincial estates and the Estates General, the provincial and national 'representative' bodies that appointed the Stadholder and gave him his powers. In practice, however, these powers were of such a nature that they allowed the Stadholder to become the most powerful person in the republic. Especially the fact that Stadholders were appointed commanders of the navy and the army, and could themselves appoint numerous local and other officials gave them considerable power. Thus, much of the political history of the Republic was a history of continuous struggle over political power and privileges between Stadholder provincial estates and Estates General (Israel 1998; Jacob and Mijnhardt 1992).

From the 1780s onwards this struggle for power radically changed its character when traditional calls for restoration of old privileges from the estates and other local bodies became entwined with political arguments of a more radical, democratic kind. The so-called 'patriot movement' called for democratization in order to repair the deplorable economic state the republic was thought to be in, and as a means to regain the status of a major European power. By 1787 the patriot movement had armed itself and the

³ This is most clearly the case in the work of George Mosse (1990).

Republic found itself in a state of civil war. The prince of Orange managed to crush the movement with the assistance of Prussian troops and drove his patriot opponents into exile in France (Klein 1995).

In 1795 it was the prince's turn to leave the country when the patriots returned victoriously, assisted by French troops. They established a democratic regime that went through various coups and came under ever-stronger French tutelage. The new state ceased to exist when in 1810 Napoleon occupied the country. After Napoleon's fall, the Congress of Vienna (1815) decided to unite the Netherlands and Belgium into one kingdom in order to have a middle-sized state as a buffer at France's Northern border. The House of Orange was to supply this newly created monarchy with its kings. This Dutch-Belgian partnership did not last long. The July revolution of 1830 set fire to smoldering feelings of resentment over Dutch dominance. What started with riots in the streets of Antwerp in August 1830 became an armed conflict over Belgian national independence by the autumn of that year. Lacking the support of the great European powers and unable to enforce a military solution to the conflict, the Dutch king had to give in and in 1839 – after 8 years of de facto Belgian independence – the United Kingdom of the Netherlands was dissolved (Smit 1983).

Now what configuration of nation, military and masculinity was produced in this Dutch path through the age of democratic revolutions? When we begin with the democratic patriot movement of the 1780s, we find constructions of politics and masculinity that are very much 'in line' with developments elsewhere. The patriot movement wanted to regain prosperity and international prestige for the Netherlands, and it considered the restoration of liberty as the main means to achieve this. The central character in patriot discourse about the restoration of liberty, and in a sense the most important embodiment of patriot notions of citizenship, was the citizen-soldier.

Harking back to traditional republican concepts of virtue and citizenship (Pocock 1975) the patriots called for Dutch citizens to arm themselves, form local militias and thus prepare themselves to defend liberty – invariably presented in female allegorical form – against her attackers from within and outside. The citizen-soldier not only represented patriot notions of citizenship, he also embodied Dutch national character. His love of liberty and willingness to fight for freedom were time and again presented as the outstanding features of the Dutch. This quality was given a past that reached back to Roman times when the tribe of the Batavians – who were considered as the ancestors of the Dutch nation – had successfully revolted against their Roman oppressors (Grijzenhout 1989; Van der Woud 1990).

This way of providing national character with historical origins was also a way to establish the fact that Dutch love of liberty was an outspoken masculine disposition. In a 1784 speech for the 'manly' members of the patriot militia in the city of Zwolle, patriot leader Joan Derk van der Cappellen tot den Pol told his audience that their forefathers had been able to maintain their liberty because they had armed themselves and had, thus, remained men. Their masculinity was the precondition for establishing and maintaining a free society. To try and have liberty in an 'effeminate nation' was a pure chimera (Van der Capellen 1981, 152). This was not just a representation of the nation as masculine. Van der Cappellen's speech also established a continuity between a great past and a great future through an endangered, but in the end unbroken, spirit of masculine virtue. Masculinity was the link between the past, present and future of the nation.

Militias were established all over the country, and many a patriot fashioned himself after the model of the citizen soldier, buying the colorful uniforms the militias used to distinguish themselves and exercising at highly visible locations. Soon, the militias became a major power in patriotic politics. A national union of militias was established that closely resembled a national assembly, and local militias were used to exert political pressure (Israel 1998, 1101-1109; Van Sas 1992). In 1787 the conflict with the prince of Orange had become so heated that civil war was inevitable. The patriot militias, however, did not stand a chance against the Stadholder's troops and his Prussian allies. Militia members were forced into exile in France where they witnessed the French revolution. Some of them returned with French troops in 1795 as part of a 'Batavian legion' of the French army (Zwitzer 1987, 50). The Dutch democratic regime gradually became, first, a French Satellite State and then part of Napoleon's empire. Resistance to the French occupation was minimal and no national army of volunteers was established to liberate the Netherlands. From 1815 onwards the country was at the mercy of the great European powers.

The transition to the new state and monarchy was made in a climate where leading politicians and citizens wanted to leave behind the dramatic political events of the past. Especially the patriot movement and revolt were forced to the background of official national memory (Schutte 1987). As a result, representations of the Dutch national past and identity no longer foregrounded the manly citizen soldier – emblem of the period of radical democratic politics and civil war. He was to be replaced by the industrious and homely citizen that was much better suited to the political climate of the restoration era (Aerts 1999, 46; Stuurman 1992, 49).

The citizen-soldier, however, returned once more during the Belgian revolt. In the Netherlands the war against Belgium gave rise to a spirit of fierce, martial nationalism. In 1830 and 1831 citizens took up arms once more, especially the students of the student militias. The mythological Batavians were once again called upon to inspire military fervour in Dutch men. „Your liberty is at stake; forward Batavians!/Imagine the ancestors looking at you” (Kinker 1831, 1), a choir sang in the auditorium of an Amsterdam philosophical society in February 1831. The Batavians returned, but not as the ancestors of radical democratic citizens. They had become the loyal subjects of the House of Orange who fought for King and Country. The military enthusiasm of the 1830s notwithstanding, the Netherlands lost the war. The mood of martial ardor soon faded away, as did the cult of worship around the heroes of the Belgian war (De Vries 1988, 111). The Netherlands had to begin the long and painful process of adapting to the status of a minor European nation.

The Dutch nation sought to accomplish this through a process of compensation, where compensation for political and military weakness was sought – and found – in the assumed moral superiority of the Dutch nation (Kossmann 1984, 111). Depicted as the weak and vulnerable victim of the corrupt and selfish politics of the great European powers, the Netherlands was made to appear as the epitome of morality. From the 1830s onwards notions of Dutch national identity started to center around the idea that the Netherlands despite, or perhaps because of, its weakness was the home of justice and morality (Ibid, 112).

This notion of a moral nation manifested itself in various spheres. One of them was that of politics. Especially after 1848, when the shockwaves of revolutionary upheaval that went through Europe had left the Netherlands relatively untouched, Dutch political life was increasingly represented as an oasis of stability and moderation in a world perverted by revolution. As the Dutch State gradually became a constitutional, liberal monarchy in the course of the nineteenth century, the assumed moderate nature of Dutch political life was turned into a source of national pride. This idea of Dutch politics was part of a political typology that rested on a juxtaposition of revolution and gradual reform. Of course France and its revolution figured prominently in this scheme. The revolution, and French politics and national character more generally, represented the opposite of all political virtues that could be found in the Netherlands. The chief local virtue was that of timely and prudent adaptation to changing circumstances – a quality that was thought to be totally lacking in French politics (Stuurman 1993).

Naturally, such a view of Dutch politics could not easily accommodate the years of intense political conflict and civil war the country had gone through

around 1800. Dutch historiography of the nineteenth century tended to diminish this period as an anomaly that was not in line with the true nature of Dutch political life. The true course of Dutch politics was that of moderation, consensus and reform; the revolutionary years were an unfortunate incident in an otherwise admirable continuity of political stability (Stuurman 1992, 21-53). This way of molding the Dutch past into a history that suited a self-image of high morality in politics and elsewhere, deeply affected symbolical representations of the Dutch past – and especially the constructions of masculinity that we find in them.

Monuments to honor the 'great men of the past' were one of the major nineteenth-century nation-building technologies. All over Europe figures cast in bronze or iron helped to create the heroic past that was the *sine qua non* of the modern nation-state. In the Netherlands, too, the nineteenth century was the age of the statue, but in comparison with other European countries relatively few statues were created. Whereas France had its 'statuomanie' and Germany its 'Denkmalswut', the Netherlands saw the erection of a modest number of statues (Beerman et al 1994, 23).

More telling, perhaps, than the number of statues are the conventions employed to immortalize the heroes of the Dutch past. It is a striking feature of nineteenth-century Dutch statues that they depict the great men of the past predominantly in poses of introspection and contemplation. The painter Rembrandt and the naval hero De Ruyter were both shown in poses that spoke of calm control, and with an inwardly gazing look that suggested introspection and deliberation (Bank 1990, 17). It seemed as if the men involved in the invention of a national past preferred the contemplative to the classically heroic. They decided to represent the distinctive qualities of the nation through, what we might call a masculinity of moderation and contemplation.

The political past was not exempt from this way of imagining the nation's great men. Between 1845 and 1848 two statues of William of Orange, leader of the sixteenth-century revolt against Spain, were erected in The Hague. One, paid for by the king and placed in front of his palace showed 'the father of the fatherland' as a man-at-arms, riding a horse and holding a truncheon in his right hand. The other, the result of a citizen's initiative and the favorite of the public and professional critics, depicted a standing statesman, pensive and with a sword that was less visible than in an earlier design of the statue (Van der Wal 1983).

A martial Queen

To a certain extent in Dutch political culture of the nineteenth century a masculinity of moderation and contemplation constituted what sociologist Robert Connell has called a ‚hegemonic masculinity‘. Not classically heroic and military masculinities, but a masculinity that suited a self image of high morality, and an invented political tradition of stability and moderation was the masculinity that was „culturally exalted over others” (Connell 1995, 77) in Dutch political culture of this period.

Constructions of masculinity that depart from ostentatiously masculine models are not necessarily to the advantage of women. Tania Modleski has, rightly, suggested that the appearance of male weakness may in fact be another ruse of power (Modleski 1991). In the Netherlands, up until this day, the presence of a ‚soft‘ masculinity has not prevented the country from having one of the lowest percentages of women in paid jobs of Europe and of having relatively few women in top positions in politics, business and higher education. Dutch ‚soft‘ masculinity might actually be one of the building blocks of the powerful ideology of family that, both culturally and institutionally, has sustained this backward state of affairs. Nevertheless I would like to end this article by suggesting that in the case of nineteenth-century Dutch political culture, at least one woman was offered certain opportunities by this culture of a moderate and contemplative masculinity.

In 1898 the 18-year-old princess Wilhelmina was crowned Queen of the Netherlands. She was the first woman to ascend the Dutch throne. This had given cause to a public debate over the question whether the highest office in the country could be entrusted to a woman. In a gesture that betrayed the monarchy's carefully planned adaptation to the techniques of modern mass politics, the young princess had been on a tour of the country prior to her coronation. Dressed in virginal white the young princess had managed to charm her subjects and had thus increased not only her own popularity but that of the monarchy in general as well. Innocence and feminine charm were the weapons used to pave Wilhelmina's path to the throne (Te Velde 1992, 148-153), but once enthroned the queen turned out to be interested in rather different weapons. In the course of her reign Wilhelmina did not focus on the feminine good causes of social politics and charity that were deemed appropriate for her. Instead, she concentrated on the hard core of political life: international relations, the military and war (Aerts 1995). Together with a character of an unbending nature this made for a rather uneasy relation to her advisors, the government and the public. Wilhelmina was not a popular queen until the Second World War when her martial qualities proved their worth.

Supporting Dutch morale with her inflammatory radio speeches from London and being the absolute chief of the Dutch war cabinet, Wilhelmina was, in the words of Winston Churchill, the only man in the Dutch government in exile (Manning 1979).

Most biographers have focused on the conflicts that resulted from Wilhemina's wish to be a martial queen (Fasseur 1998). And undoubtedly she has had to face strong opposition to her ambitions to have a serious saying in matters of international politics, the military and war. But the fact that she could – despite resistance – do this, is perhaps telling of the political culture in which she operated. If my analysis of nineteenth-century Dutch political culture is correct, the specific construction of masculinity that dominated there left the business of international politics, the military, and war, – and the classic constructions of masculinity they were connected with – in a sense, an empty space. Wilhelmina, forever complaining of the deplorable state of the Dutch army and photographed during inspections of her troupes innumerable times, occupied this space and appropriated the construction of masculinity it was associated with. As such she serves as a good reminder of the fact that, as Mrinalini Sinha recently pointed out, masculinity has no „privileged grounding in (the biologically sexed bodies of) real men (...) it acquires meaning only in specific practices: it has no à priori context or origin” (Sinha 1999, 454). The specific practices of Dutch political culture of the 19th century allowed for a queen to appropriate a type of masculinity that a lot of ‚real men’ chose not to embody. And therefore it was only just that in 1973, eleven years after her death, a monument was erected in the center of Amsterdam where Wilhelmina, violating conventions for the representations of male Dutch national heroes, is immortalized – on horseback (Aerts 1995).

References

- Aerts, Mieke 1995: ‚Om het lot van de krijgsman te delen.’ Koningin Wilhelmina en het martiale perspectief op burgerschap. In: *Sekse en oorlog. Jaarboek voor Vrouwengeschiedenis* 15, 11-32
- Aerts, Remieg 1999: Een staat in verbouwing. Van republiek naar constitutioneel koninkrijk, 1780-1848. In: *Land van kleine gebaren. Een politieke geschiedenis van Nederland 1780-1990*. Remieg Aerts et al. (Ed.), Nijmegen: SUN, 13-95
- Anderson, Benedict 1996: *Imagined Communities. Reflections on the Origins and Spread of Nationalism*. London; New York: Verso
- Bank, J. Th. M. 1990: *Roemrijk vaderland. Cultureel nationalisme in Nederland in de negentiende eeuw*. 's-Gravenhage: SDU
- Beeman, Mirjam et al. (Ed.) 1994: *Beeldengids Nederland*. Rotterdam:

Uitgeverij 010

- Best, Geoffrey 1982: *War and Society in Revolutionary Europe 1770-1870*. London: Fontana.
- Capellen tot den Pol, Joan der van der 1981, 1781¹: *Aan het volk van Nederland*. W.F. Wertheim; A.H. Wertheim-Gijse Weenink (Ed.), Weesp Heureka
- Connell, Robert W. 1995: *Masculinities*. Cambridge: Cambridge Polity
- Fasseur, Cees 1998: *Wilhelmina. De jonge koningin*. Meppel: Balans
- Frevert, Ute 1997: Das jakobinische Modell: Allgemeine Wehrpflicht und Nationsbildung in Preussen-Deutschland. In: *Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert*. Ute Frevert (Ed.), Stuttgart: Klett-Cotta, 17-47
- Grijzenhout, Frans 1989: *Feesten voor het vaderland. Patriotse en Bataafse feesten 1780-1806*. Zwolle: Waanders
- Hagemann, Karen 1996: Nation, Krieg und Geschlechterordnung. Zum kulturellen und politischen Diskurs in der Zeit der Antinapoleonischen Erhebung Preussens 1806-1815. In: *Geschichte und Gesellschaft* 22, 562-591.
- Hobsbawm, Eric and Terrence Ranger (Ed.) 1983: *The Invention of Tradition*. Cambridge: Cambridge University Press
- Huizinga, Johan 1934: *Nederlands geestesmerk*. Leiden: Sijthoff.
- Israel, Jonathan I. 1998: *The Dutch Republic. Its Rise, Greatness, and Fall 1477-1806*. Oxford: Clarendon
- Jacob, Margaret C.; Wijnand W. Mijnhardt (Ed.) 1992: *The Dutch Republic in the Eighteenth Century. Decline, Enlightenment and Revolution*. Ithaca; London: Cornell University Press
- Kinker, J. 1831: *De heldendood van Jan van Speyk*. Amsterdam: G. Portielje
- Klein, Stephan R.E. 1995: *Patriots Republikanisme. Politieke cultuur in Nederland (1766-1787)*. Amsterdam: Amsterdam University Press
- Kossmann, E.H. 1984: *De lage landen 1780-1940. Anderhalve eeuw Nederland en België*. Amsterdam; Brussel: Elsevier
- Lake, Marilyn 1992: Mission Impossible: How Men Gave Birth to the Australian Nation – Nationalism, Gender and Other Seminal Acts. In: *Gender and History* 4, 305-322
- Manning, A.F. 1979: Koningin Wilhelmina. In: *Nassau en Oranje in de Nederlandse geschiedenis*. C.A. Tamse; Alphen aan de Rijn (Ed.): A.W. Sijthoff, 359-397
- Modleski, Tania 1991: *Feminism Without Women: Culture and criticism in a „Postfemimist“ Age*. London; New York: Routledge
- Mosse, George L. 1990: *Fallen Soldiers. Reshaping the Memory of the World Wars*. New York; Oxford: Oxford University Press

- Mosse, George L. 1996: *The Image of Men. The Creation of Modern Masculinity*. New York; Oxford: Oxford University Press
- Nagel, Joanne 1998: Masculinity and nationalism: gender and sexuality in the making of nations. In: *Ethnic and Racial Studies* 21, 243-269
- Pocock, J.G.A. 1975: *The Machiavellian Moment. Florentine political thought and the Atlantic republican tradition*. Princeton; London: Princeton University Press
- Renan, Ernest 1934, 1882: *Qu'est ce qu'une nation?* Paris: R. Helleu
- Sas, Nicolaas C.F. van 1992: The Patriot Revolution: New Perspectives. In: *The Dutch Republic in the Eighteenth Century. Decline, Enlightenment and Revolution*. Margaret C. Jacob; Wijnand W. Mijnhardt (Ed.), Ithaca; London: Cornell University Press, 91-119
- Schutte, G.J. 1987: Van verguizing naar eerherstel. Het beeld van de patriotten in de negentiende en twintigste eeuw. In: *Voor vaderland en vrijheid. De revolutie van de patriotten*. F. Grijsenhout (Ed.), Amsterdam: De Bataafsche Leeuw, 177-192
- Sinha, Mrinalini 1999: Giving Masculinity a History: Some Contributions from the Historiography of Colonial India. In: *Gender & History* 11, 445-460
- Sluga, Glenda 1998: Identity, gender, and the history of European nations and nationalism. In: *Nations and Nationalisms* 4, 87-111
- Smit, A. 1983: *1830. Scheuring in de Nederlanden*. Kortrijk; Heule: UGA
- Stuurman, Siep 1992: *Wacht op onze daden. Het liberalisme en de vernieuwing van de Nederlanse staat*. Amsterdam: Bert Bakker, 1992
- Stuurman, Siep 1993: La centenaire de la Révolution française: les Pays Bas entre la France et l'Angleterre'. In: *Lieux de mémoire et identités nationales*. P. den Boer; W. Frijhoff (Ed.), Amsterdam: Amsterdam University Press, 93-104
- Velde, Henk te and Remieg Aerts 1998: Inleiding. In: *De stijl van de burger. Over Nederlandse burgerlijke cultuur vanaf de middeleeuwen*. Remieg Aerts; Henk te Velden (Ed.), Kampen: Kok, 9-27
- Velde, Henk te 1992: *Gemeenschapszin en plichtsbesef. Liberalisme en Nationalisme in Nederland 1870-1918*. 's-Gravenhage: SDU
- Vries, Sandra de 1988: *De lucht ingevlogen, de hemel ingeprezen. Eerbewijzen voor Van Speyk*. Haarlem: Joh. Enschedé
- Wenk, Silke 2000: Gendered Representations of the Nation's Past and Future. In: *Gendered Nations. Nationalisms and Gender Order in the Long Nineteenth Century*. Ida Blom et al. (Ed.), Oxford; New York: Berg, 63-77
- Wal, Mieke van der 1983: Krijgsman of Staatsman? De oprichtings-geschiedenis van de twee standbeelden voor Willem de Zwijger in Den

Haag. In: *Nederlands Kunsthistorisch Jaarboek* 34, 39-70

Woud, Auke van der 1990: *De Bataafse hut. Verschuivingen in het beeld van de geschiedenis 1750-1850*. Amsterdam; Antwerpen: Contact

Zwitzer, H. L. 1987: De militaire dimensie van de patriottenbeweging. In: *Voor vaderland en vrijheid. De revolutie van de patriotten*. F. Grijsenhout (Ed.), Amsterdam: De Bataafsche Leeuw, 27-51

Biographical Notice

Stefan Dudink PhD (1967) is assistant professor of Lesbian and Gay Studies at the University of Nijmegen, the Netherlands. As a post-doctoral fellow of the Dutch Organization for Scientific Research he is working on a book on the meanings of masculinity in Dutch political culture around 1800. He has previously published on Dutch political history of the nineteenth century, Dutch gay and lesbian history, queer theory, and the history of masculinity. He is an editor of the Dutch journal for gender studies (*Tijdschrift voor Genderstudies*).

Stefan Zahlmann

Nichts als Arbeit? Männliche Identität und Berufstätigkeit in den DEFA-Spielfilmen „Bis daß der Tod euch scheidet“ (1979) und „Die Architekten“ (1990)

Einleitung

Die Darstellungen des Arbeitsalltags in DEFA-Spielfilmen sind mehr als ein bloßer dramaturgischer Hintergrund, vor dem filmische Charaktere um ihrer selbst willen miteinander interagieren. Vor allem die Berufe der Protagonisten erhalten in ihrer unterstellten oder tatsächlichen gesellschaftlichen und individuellen Bedeutung eine Funktion als Subtext oder zentrales Handlungselement. Ein Blick auf die Spielfilmproduktion zeigt bis in die sechziger Jahre eine Fülle an Filmstoffen, in denen am Beispiel des ostdeutschen Arbeitsalltags eine Leistungsschau des sozialistischen Wirtschaftssystems vorgeführt und positiv bilanziert wurde.¹ Die Ästhetik dieser Filme schuf Motive, die polemisch mit ‚Lachende Ingenieurinnen vor Großrechenanlagen‘ oder ‚Landmaschinen rauschen durch die LPG‘ untertitelt werden könnten. Zugleich jedoch zählen viele Filme, in denen ein beruflicher Werdegang thematisiert wird – die Berufswahl, die hierzu zu erwerbenden Fähigkeiten und die damit verbundenen Opfer und/oder Freuden – oft auch zu den Arbeiten, die unwidersprochen als bleibende Zeugnisse der Babelsberger Produktion gewertet werden können. In ihnen erfolgt eine differenzierte Sicht auf den ostdeutschen Arbeitsalltag, können die in eine berufliche Tätigkeit eingebundenen Menschen mit ihren Wünschen und Problemen auch stellvertretend für gänzlich andere Berufe angesehen werden. Derartige Filme rücken in der Regel die immateriellen Faktoren von wirtschaftlicher Produk-

¹ Die Handlung der Spielfilme zeigt häufig die Produktion von Waren des täglichen Gebrauchs oder die für die gesellschaftliche Zukunft erfolversprechenden Industriezweige (vor allem aus den Bereichen Chemie, Technologie und Bauwesen). Die Unterschiede zwischen sozialistischer und kapitalistischer Wirtschaftsform werden ebenfalls zur Charakterisierung der DDR herangezogen. Vgl. „Modell Bianka“ (1951), „Geheimakten Solvay“ (1953), „Junges Gemüse“ (1956), „Verliebt und vorbestraft“ (1963), „Terra Incognita“ (1965). Die Jahresangabe kennzeichnet das Jahr der Erstaufführung in einem Kino der DDR. Vgl. zur Geschichte der DEFA Beutelschmidt 1995, Drawer 1996, Mückenberger/Schenk 1994.

tion oder Dienstleistung in das Zentrum der filmischen Diskussion, wenn sie am Beispiel der Beschäftigungssituation eine glaubwürdige Auseinandersetzung des Individuums mit seiner gesellschaftlichen Aufgabe und den gleichfalls vorhandenen individuellen Zielvorstellungen darstellen.

Im Folgenden wird anhand von zwei Beispielen diese filmische Umgangsweise mit Berufstätigkeit vorgestellt. In einem ersten Schritt erfolgt hierzu eine allgemeine Charakterisierung des in den Spielfilmen entwickelten Beziehungsgeflechts zwischen den Berufstätigen und ihrer Beschäftigung. In einem zweiten Schritt werden vor diesem Hintergrund die Entwicklung und Funktionen der hierbei deutlich werdenden Konzepte männlicher Identität analysiert.² Mit den Spielfilmen „Bis daß der Tod euch scheidet“ (1979) und „Die Architekten“ (1990) werden zwei Fallstudien analysiert, die innerhalb eines thematisch ähnlichen Rahmens (in beiden Filmen werden die Männer in die Bauwirtschaft eingebunden)³ unterschiedliche Positionen zu Männlichkeit und Arbeit vorstellen. Vor der Folie ‚Bau = Arbeit‘ können die Handlung des Films, die gezeigten Milieus und die filmisch vorgestellte Konfliktlösung auf den gesellschaftlichen Kontext der Entstehungszeit der Produktionen zurückgespiegelt werden: In „Bis daß der Tod euch scheidet“ (1979) wird der filmische Konflikt als potentiell lösbar vorgestellt, die Bauwirtschaft wird als prosperierende Industrie und als auf das Individuum positiv wirkendes Umfeld inszeniert – und implizit auf die Bereitschaft der Zuschauer gesetzt, sich gedanklich mit den dargestellten Problemen auseinanderzusetzen. Der Film die „Die Architekten“ negiert alles das, was in der ersten Fallstudie noch als Konsensbereitschaft bewertet werden könnte, die DDR hat keinerlei Attraktivität mehr für ihre Bürger – und dem Kinopublikum wird unmissverständlich gezeigt, dass es auch mit gutem Willen nicht mehr weitergeht.

Filmische Darstellungen des Arbeitsalltags

Fallstudie „Bis daß der Tod euch scheidet“

- Inhaltsübersicht

Jens und Sonja leben in Berlin. Die Ehe der jungen Leute, die bereits mit Anfang zwanzig Eltern geworden sind, steht unter einer großen Belastung: Sonja möchte nach Ablauf des Babyjahres wieder in ihren Beruf als Ver-

² Vgl. zur theoretischen Diskussion der geschlechtlicher Identität Laqueur 1992, Lindemann 1993, List 1993, Schmale 1998.

³ Die inhaltliche oder ästhetische Situierung einer Handlung im Umfeld der Bauwirtschaft war eine beliebte Praxis der DEFA. Die Konzeption, der Bau, die Renovierung von Wohnungen wurden filmisch mit dem Anspruch auf gesellschaftlichen Fortschritt verbunden. Es ist zu beachten, dass Bauprojekte meist als Politikum und Prestigeobjekt bewertet wurden.

käuferin zurückkehren.⁴ Jens, der als Kind mit einer berufstätigen Mutter aufgewachsen ist, will seinem kleinen Sohn das Hin und Her zwischen Kita, Oma und Mutter ersparen. Zudem ist der Bauarbeiter der Ansicht, sein Einkommen würde für den Unterhalt der Familie reichen. Er verbietet seiner Frau kurzerhand die Berufstätigkeit. Sonja scheint sich zu fügen, absolviert jedoch hinter dem Rücken ihres Mannes eine Qualifikation zur Facharbeiterin und beginnt heimlich zu arbeiten. Als Jens davon erfährt, bricht für ihn eine Welt zusammen. Er beginnt zu trinken und seine Frau zu schlagen. Zu seiner Frustration über Sonjas Eigenständigkeit kommt noch sein Versagen im eigentlich geliebten Beruf schmerzhaft hinzu. Für Sonja wird die Ehe zur Hölle: Im ständigen Kreislauf aus gewaltsamen Streitereien und weinerlichen Versöhnungen wird sie ungewollt schwanger und treibt ab. Als Jens wieder einmal betrunken ist, geht sie zur Arbeit und versäumt es bewusst, ihren Mann darüber zu informieren, dass sich Salzsäure in seiner Mineralwasserflasche befindet. Mit schweren Verletzungen überlebt Jens. Getrieben von Schuldgefühlen beichtet Sonja auf einer Feier Jens ihre fahrlässige Tötungsabsicht vor dem gesamten Freundes- und Bekanntenkreis. Der Film endet mit der Versöhnung des Ehepaars und der Aussicht auf eine neue Chance für ein harmonisches Zusammenleben.

- Funktionen der Arbeit für die dargestellten Charaktere

Will man den Stellenwert von Arbeit charakterisieren, die dem Zuschauer anhand der auftretenden Charaktere in „Bis daß der Tod euch scheidet“ angeboten werden, so fällt eine Besonderheit auf: Ungleich stärker als in anderen DEFA-Filmen wird der Wunsch des Individuums nach Eigenständigkeit durch und in der Arbeit unterstrichen – und in seiner Bedeutung der gesellschaftlichen Funktion von Arbeit vorangestellt.⁵ Szenen des privaten Lebens dominieren über fast unpersönlich wirkende Sequenzen der Arbeitswelt. Vor allem die Wohnsituation des jungen Ehepaars findet eine starke inhaltliche und ästhetische Beachtung: Sie ist nicht nur dramaturgisches Moment, sondern visueller Kontext und (als der Umzug aus der engen Wohnung in den neuen Plattenbau geschafft ist) bildlicher Kontrast zur sich weiter verschlimmernden Situation der Ehe.⁶

⁴ Vgl. zum Stellenwert des Babyjahres: Dölling 1997, 89, Anm. 18.

⁵ Eine stärkere Unterordnung individueller Zielvorstellungen unter die des Kollektivs (und ihre Bewertung als vermeintliche Gleichsetzung beider) zeigt die ebenfalls in den siebziger Jahren aufgeführte „Liebeserklärung an G.T.“ (1971).

⁶ Beim Einzug in die neue Plattenbauwohnung, die größer und heller als die alte Ladenwohnung ist, muntert der Brigadier von Jens das Ehepaar auf: Es begännen jetzt die guten Jahre ihrer Ehe. Der Umzug kann für einen kurzen Moment auch von den Zuschauern als Neuanfang bewertet werden.

Doch trotz der Fokussierung auf die Individualität der Charaktere bleibt der Aspekt der gesellschaftlichen Bedeutung von Arbeit sichtbar und wird dem Zuschauer in vertrauten Bildern vorgestellt. Folgende Deutungsangebote von Arbeit können in „Bis daß der Tod euch scheidet“ herausgearbeitet werden:

a) Arbeit als individuelles Recht

Die Besonderheit an „Bis daß der Tod euch scheidet“ ist die inhaltliche Verbindung von Geschlechterverhältnis und Berufstätigkeit innerhalb der Konfliktepisode. Hierbei wird für die Zuschauer eine Bewertung des Rechts auf Arbeit durch die Handlungsführung vorgegeben: Jens' Recht auf Arbeit wird als selbstverständlich vorausgesetzt. Die Bedeutung von Arbeit für das Individuum wird zunächst nur durch Sonja personifiziert; erst wenn es um die Weiterqualifikation von Jens zum Meister geht, wird ihre Bedeutung für das männliche Geschlecht thematisiert.

Der Film lässt die Begeisterung Sonjas für ihren Beruf überdeutlich werden. Das Arbeiten in Gemeinschaft und Freundschaft mit ihren Kolleginnen erscheint ebenso spielerisch wie die Weiterqualifikation, deren erfolgreicher Abschluss als Bravourstück gefeiert wird. Der Wunsch nach Arbeit wird als so starke Sehnsucht der Frau inszeniert, dass es dem Zuschauer möglich ist, das von Sonja Jens gegenüber verheimlichte Nachgehen einer Beschäftigung dem Ehemann als dessen eigene Schuld anzulasten. Die Arbeit erscheint als individueller Freiraum der Frau, als entscheidender Faktor ihrer Selbstverwirklichung. Der Ausschluss des Mannes aus dieser Sphäre irritiert das Selbstbild von Jens. Der Ehemann sexualisiert aus diesem Grund das Arbeitsverhalten Sonjas (s. Kapitel 3).

b) Arbeit als Ort sozialer Integration

Mit der Betonung der freundlichen und an der Verbesserung der Ehesituation interessierten Arbeitskollegen erinnert „Bis daß der Tod euch scheidet“ an die seit den ersten Jahren der DEFA-Produktion bekannten Bilder der Arbeit als dem Ort der sozialen Integration.⁷ In ihnen finden Werktätige mit dem Eintritt in ein Arbeitskollektiv ihren Platz in der sozialistischen Gesellschaft. Anders als in den Spielfilmen vorhergehender Jahrzehnte, in denen die filmischen Charaktere durch ihre Tätigkeit für den Zuschauer gleichsam neue richtungsweisende Errungenschaften in Produktion, Wissenschaft und Wirtschaftlichkeit ‚verkörpern‘, vertreten Jens und Sonja mit ihrer beruflichen Position und den damit verbundenen Aufgaben eher die Durchschnittsbevölkerung,

⁷ Zu den Filmen, in denen eine Integration in den Kreis der Arbeitskollegen mit einer gesellschaftlichen Sozialisation parallelisiert wird, zählen etwa: „Entlassen auf Bewährung“ (1965), „Zum Beispiel Josef“ (1974), „Verliebt und vorbestraft“ (1963). Eine deutliche Kritik an der fehlenden Glaubwürdigkeit dieses Verfahrens formuliert die Protagonistin von „Sabine Wulff“ (1978).

was eine Identifikation der Zuschauer und die stärkere inhaltliche Diskussion des eigentlichen Filmthemas (die Tötungsabsicht Sonjas) erleichtert: Weder interessiert sich der Bauarbeiter Jens für die Entwicklung einer Innovation auf dem Gebiet der Plattenbauweise noch sieht es Sonja als ihre Aufgabe an, hinter der Ladentheke oder an der Kasse ein Wunder der Versorgungswirtschaft zu vollbringen.⁸

c) Arbeit als Ort sozialer Exponiertheit

Die inhaltliche Fokussierung der jungen Protagonisten, denen ihre private Situation näher steht als die alleinige Konzentration auf ihren Beruf, lässt einen weiteren Aspekt der DEFA-Berufsdarstellungen jedoch unangetastet: den der Arbeit als öffentlichen Raum, in dem die Ausübung eines Berufs bestimmten sozialen und institutionellen Kontrollen unterliegt. Da jedoch Jens und Sonja hier nur eingeschränkt als Beispiele vorgestellt werden können (so können die erfolgreichen bzw. gescheiterten Bemühungen von Sonja und Jens, sich weiterzuqualifizieren, als Beispiele für die Ausschlussfunktion einzelner Kontrollmechanismen gelten), werden den Protagonisten andere Charaktere zur Seite gestellt. Hierbei wird das Motiv von Arbeit als Ort sozialer Exponiertheit mit dem der sozialen Bewährung verbunden. Die Stellung in der Hierarchie eines Berufs verlangt vom Berufstätigen ein adäquates Verhalten, ebenso der personale Status innerhalb eines Arbeitskollektivs. Vor diesem Hintergrund kann es zu vielfältigen, einander ausgleichenden oder verstärkenden Prozessen kommen: So wird Jens betrunkenes Erscheinen auf seiner Baustelle zwar als Fehlverhalten kritisiert, zugleich jedoch durch das Mitleid und die Warmherzigkeit des Brigadiers ausgeglichen, der auf Disziplinarmaßnahmen verzichtet. Als Sonja dem ständigen Drängen ihres Chefs, wieder in ihrem Beruf zu arbeiten, mit dem Hinweis begegnet, sie könne dies nur heimlich tun, ohne Jens zu informieren, nimmt es der Verkaufsstellenleiter auf sich, Jens zur Rede zu stellen. Ohnehin scheinen er und der Brigadier bei vielen kleinen Gelegenheiten eine gutmütige Sorgfaltspflicht gegenüber Jens und Sonja zu üben, ein Inhalt mit langer Tradition in Babelsberger Produktionen.⁹ Zugleich wird dem

⁸ Regisseur Heiner Carow und Drehbuchautor Günther Rucker scheinen bei ihrer Inszenierung zweier Exponenten der Normalbevölkerung gelegentlich jedoch über das Ziel hinauszuschießen. Bei aller Ernsthaftigkeit der Diskussion ist ein intellektueller Ekel vor den Lebensumständen von Jens und Sonja bisweilen unübersehbar.

⁹ Da die inhaltliche Eindeutigkeit filmischer Aussagen geradezu ein Erkennungsmerkmal der Babelsberger Filmproduktionen darstellt, gibt es neben den Protagonisten der Filmhandlungen meist einige bedeutungstragende Nebenfiguren. Sie informieren oder helfen den Protagonisten mit Rat und Tat, sind – im ideologischen Jargon gesprochen – gefestigte sozialistische Persönlichkeiten (oder – bei Vergangenheitsdarstellungen – Kommunisten und Antifaschisten). Obschon für den logischen Handlungsverlauf oft überflüssig, dienen diese Sequenzen meist

Zuschauer deutlich gemacht, dass die Einbeziehung der Kollegen in den eigentlich privaten Konflikt die persönlichen Freundschaften zu den Arbeitskollegen vor größte Belastungen stellt.¹⁰

d) Arbeit als Ort individueller Selbstüberwindung

Ein Element des Arbeitsalltags wird in „Bis daß der Tod euch scheidet“ als konfliktverschärfender Faktor vorgestellt: Die Überwindung beruflicher Schwierigkeiten und Rückschläge. Denn dass es Jens nicht gelingt, es seiner Frau nachzumachen und die Hürde der beruflichen Weiterbildung gleichsam aus dem Stand zu nehmen, kränkt ihn und ebnet der weiteren Eskalation des Konflikts den Weg. Sein Männlichkeitsbild – er sieht sich als Ernährer seiner Familie – scheitert also an dem gestärkten Selbstbewusstsein seiner Frau *und* seinem eigenen beruflichen Versagen.

Fallstudie „Die Architekten“ (1990)

- Inhaltsübersicht

Daniel Brenner ist bereits seit Jahren Architekt, hat jedoch immer noch nicht die Möglichkeit erhalten, ein größeres Projekt entwickeln und realisieren zu können. Mit Ende dreißig, einem Alter in dem die weitere berufliche Laufbahn bereits geebnet und überschaubar sein sollte, wird er immer noch als ‚Jugendlicher‘ betrachtet und behandelt. Er muss sich von seinem alten Professor und seinen Vorgesetzten wie ein dummer Junge gängeln lassen, will er es überhaupt noch zu etwas in seinem Beruf bringen. Seine Stunde scheint endlich gekommen zu sein, als er als Leiter eines Jugendkollektivs die Planung eines gesellschaftlichen Zentrums einer Plattenbausiedlung übernehmen kann. Die engagierten Pläne des Architekten und seiner Kollegen werden jedoch einer nach dem anderen von den bürokratischen Vorgesetzten abgelehnt und nur unter umfassenden Änderungsvorschlägen genehmigt. Das zu bauende Zentrum wird schließlich kaum noch eine Ähnlichkeit mit den ursprünglichen Entwürfen der Architekten haben. Die pure Verzweiflung und die kleine Hoffnung, irgend etwas Neues und Besseres bauen zu können, haben Daniel in der Zwischenzeit das Zerschlagen des Architektenkollektivs ignorieren lassen. Er glaubt als einziger noch an das Projekt. Auch privat steht er mittlerweile allein da: Zum Zeitpunkt der Grundsteinlegung des neuen Zentrums ist Daniel von seiner Frau geschieden. Wanda ist gemeinsam mit der kleinen Tochter in die Schweiz emigriert,

weniger den Protagonisten als mehr der Verdeutlichung und Wiederholung der zentralen Thesen für die Zuschauer.

¹⁰ Sonja verrät ihrer Freundin von ihrem Versuch der fahrlässigen Tötung an Jens. Als Mitwisserin eigentlich zur Anzeige verpflichtet, bemüht sich die Freundin bis zuletzt um eine Vertuschung von Sonjas Schuld – und macht sich damit selbst strafbar.

um dort mit einem anderen Mann zusammenzuleben. Als ihm sein privates und berufliches Versagen endlich bewusst wird, bricht Daniel betrunken neben dem Grundstein zusammen.

- Funktionen der Arbeit für die dargestellten Charaktere

Mit dem Spielfilm „Die Architekten“ tritt die DEFA formal und inhaltlich in ihre kurzen neunziger Jahre ein. Wenn auch Heiner Carows „Coming out“ von 1989 mit seinem internationalen Echo sicherlich spektakulärer und im wahrsten Sinne des Wortes farbenfroher war, so scheint doch die von Peter Kahane gewählte, zurückhaltende Ästhetik aus heutiger Sicht geradezu akribisch die über Jahre hinweg immer stärker herbeigesehnten und noch länger auf sich warten lassenden gesellschaftlichen Veränderungen zu visualisieren. Der Film gewinnt durch den in ihm verdeutlichten Stellenwert der beruflichen Tätigkeit für die individuelle Identität eine gleichsam anthropologische Dimension, die trotz seiner Kritik an der späten Ära Honecker angesichts vieler Missstände der heutigen Arbeitsgesellschaft auch Parallelen zur gesamtdeutschen Gegenwart aufweist.

a) Arbeit als individuelles Recht

Ähnlich wie in dem vorhergehenden Filmbeispiel ist der Wunsch nach Arbeit der zentrale Antrieb des Protagonisten. Anders als Jens, dessen männlich akzentuiertes Arbeitskonzept gleichermaßen auf Individuum und Gemeinschaft ausgerichtet ist, sieht Daniel – ebenso wie jeder Mitarbeiter seines Kollektivs – in der Arbeit als Architekt eine Möglichkeit des kreativen Erlebens eigener Individualität. Das konzipierte Zentrum soll nach den Vorstellungen der Architekten so gebaut werden, dass sie sich selbst darin wohlfühlen würden. Eine Fülle guter Einzelideen soll dazu beitragen, dass sich das Bauvorhaben an den Bedürfnissen seiner Benutzer orientiert, zugleich möchten die Planer eine für die DDR neuartige Form des Bauens etablieren.

b) Arbeit als Ort sozialer Integration

Die Geschlossenheit der Arbeitseinstellung und der gemeinsame Geist der Architekten zu Beginn ihrer Arbeit erweitert das an Daniel vorgestellte Konzept individueller Identität zu einer auf das Kollektiv ausdehnbaren Gruppenidentität. Ein Interesse der Gruppe an einer weitergehenden sozialen Integration in die Bürokratie der Kontroll- und Genehmigungsinstanzen ist kaum vorhanden, jede Einmischung von außen wird misstrauisch kritisiert. Viele der Architekten waren ehemalige Studienkollegen Daniels, haben sein Schicksal der Beschäftigungslosigkeit geteilt und mussten in andere Berufe ausweichen. Ein von Daniel für das Arbeitskollektiv gesuchter Kommilitone konnte sogar nicht mehr ausfindig gemacht werden, weil er in die BRD übersiedelt war. Ein anderer wurde Schäfer – was beruflich wohl ein

Minimum einer sozialen Integration durch Arbeit bieten dürfte. Die Funktion des Berufs als Sphäre sozialer Einbindungen wird in „Die Architekten“ als ein außerordentlich störanfälliges Konstrukt vorgestellt, dass nur unter größten Anstrengungen etabliert werden kann und ständiger Abgrenzung nach außen bedarf. Eigentlich, so gewinnt der Zuschauer den Eindruck, bilden die Arbeitenden nur eine Notgemeinschaft, ist das von außen oktroyierte Bild des strahlenden sozialistischen Arbeitskollektivs eine zynische Täuschung der Beteiligten und bedeutet in dem damit verbundenen Anspruch für sie eine weitere Belastung.

c) Arbeit als Ort sozialer Exponiertheit

Trotz des dominierenden Aspekts der Konstituierung individueller Identität durch die eigene Arbeit werden die Architekten als sozial denkende Personen vorgestellt. Indem sie die Anforderungen ihres institutionellen Umfeldes ignorieren (was für ihre eigentlichen Ziele letztendlich das Aus bedeutet), richten sie ihren Blick auf die Lebenssituation der Personen, die das gesellschaftliche Zentrum nutzen sollen. Die Bewohner der Plattenbausiedlung bleiben für sie jedoch abstrakte Größen und dienen ihnen strenggenommen nur als Projektionsflächen eigener Bedürfnisse. Dass in diesem Zusammenhang – und vor dem visuellen Hintergrund zahlreicher Bilder trostloser Plattenbauten¹¹ – dem Zuschauer nur sinnvolle und optimistische Vorschläge gemacht werden, nimmt der Haltung der Architekten ihre egoistische Spitze. Strenggenommen fordern die Mitglieder der Planungsgruppe von ihrer (filmischen) Wirklichkeit ohnehin nur das ein, was in unzähligen DEFA-Spielfilmen dem Publikum als vermeintliche Selbstverständlichkeit eingehämmert wurde: Dass das, was besser ist, auch gemacht werden muss.¹²

¹¹ Der Film spart nicht mit dialogischer und visueller Kritik an Plattenbauten. Die Wohnungen seien feucht, die Siedlungen meist zu weit abgelegen vom Stadtzentrum. Die Bilder des Films zeigen die Plattenbauten oft am Nachmittag und im Herbst oder Winter. Das Grau in Grau des Wetters wird als gleichsam meteorologischer Kommentar des eigentlichen Filminhalts genutzt.

¹² Das Gros der DEFA-Filme muss als konfliktvermeidend bewertet werden. Wenn Konflikte vorgestellt wurden, dann vor dem Hintergrund ihrer meist unrealistischen, filmisch jedoch als produktiv bewerteten Lösung. Beliebt waren Darstellungen, die in der Sphäre der Berufstätigkeit situiert waren. Konflikte entzündeten sich hierbei oft an betriebsinternen Verfahrensweisen o.ä.; es ging also um die Verbesserung bereits etablierter Handlungsformen oder Fertigungstechniken. Hierbei reagierte die DEFA oft auf reale wirtschaftspolitische Maßnahmen oder technologische Veränderungen des Arbeitsalltags. Darstellungen der Berufstätigkeit konnten jedoch auch administrative Aufgaben umfassen. Diese boten dem Publikum die Möglichkeit, den Hintergrund und die Motivation einer politischen Maßnahme fiktional nachzuerleben. Selbstverständlich ging es in Konflikten stets ‚um die Sache‘, nicht um die individuellen Wünsche der beteiligten Personen. Die Lösung hatte nach Möglichkeit im Kollektiv zu erfolgen und schien sich für die Zuschauer oft allein um die Frage zu drehen, welcher der Protagonisten eigentlich

d) Arbeit als Ort individueller Selbstüberwindung

Werden in „Bis daß der Tod euch scheidet“ verschiedene arbeitsspezifische Aspekte als Prüfsteine individueller Reife angedeutet, so ist der Kampf darum, überhaupt arbeiten zu können, die zentrale inhaltliche Fluchtlinie von „Die Architekten“. Jedes Opfer innerhalb des Arbeitsprozesses wird von Daniel Brenner geradezu demütig gebracht. Das verzweifelte Festhalten an der Liebe zu dem eingeschlagenen Berufsweg kann für die späte DEFA-Produktion als eigentlicher Ort der Selbstüberwindung bestimmt werden. Das geradezu zwanghafte Bemühen, bereits in der Tatsache der Berufstätigkeit an sich einen individuellen Erfolg zu sehen, bietet sich dem Architekten nach dem Scheitern seiner Ehe als letzter eskapistischer Halt.

Arbeitsdarstellungen und Männlichkeitskonzepte

Die Definition geschlechtlicher Identität wird in den Filmbeispielen auf unterschiedliche Art mit dem Komplex Berufstätigkeit verbunden. Im Folgenden werden in synoptischer Perspektive die verschiedenen Akzentuierungen in der Kennzeichnung von Männlichkeit zusammengestellt.

a) Arbeit als sexualisierte Sphäre

„Bis daß der Tod euch scheidet“ trennt geradezu geschlechtsspezifisch die Berufe der beiden Protagonisten: Jens ist Bauarbeiter, in den Bildern seines Arbeitsplatzes werden keine Frauen gezeigt; Sonja ist Verkäuferin und hat nur weibliche Kollegen, allerdings einen männlichen Vorgesetzten. Dass Sonja sich bei ihren Kolleginnen wohl fühlt, ihnen Sympathie entgegenbringt und vor allem mit ihrer besten Freundin über Dinge spricht, die sie mit Jens nicht bereden kann, lässt ihren Mann eifersüchtig werden. Für ihn ist der Ausschluss aus der Sphäre ‚Kaufhalle‘ gleichbedeutend mit einem Hintergehen seiner Person, einem Betrug an ihm. In einem außerordentlich heftigen Streit zwischen den beiden Eheleuten unterstellt Jens seiner Frau, sie würde trotz Arbeitskleidung „ausgezogen an der Kasse sitzen. Schenkel zeigen. Kittel bis zum Nabel [offen; SZ], rosa Unterwäsche zeigen. So viel Fleisch wie möglich!“ Dieses Verhalten stinke für ihn „nach Schweiß und Offerten“ („Bis dass der Tod Euch scheidet.“ Zeitpunkt: 42', Länge 5').

Seine Baustelle dient ihm im Gegenzug als Öffentlichkeit, um seine konservativen Vorstellungen über die familiären Aufgaben von Männern zu formulieren. Gegenüber seinem Kollegen Conny merkt er an, ein Mann brauche eine Frau und ein Kind, um die er sich – aufschlussreich ist die Reihenfolge der Verben – sorgen müsse und die er lieben könne.

„Die Architekten“ zeigt in den Darstellungen des Arbeitsplatzes von Daniel Brenner sowohl männliche als auch weibliche Kollegen. Eine klare Trennung zwischen beruflicher und privater Sphäre ist jedoch nicht immer möglich: Der Zuschauer sieht den Architekten auch zu Hause arbeiten, außerdem bemüht er sich darum, seine Frau und die Tochter ebenfalls für die Pläne zu begeistern. Die zahllosen Überstunden und das enge Zusammenarbeiten Daniels mit einer gleichaltrigen Kollegin lassen Wanda jedoch eifersüchtig werden. Sie fühlt sich durch das berufliche Engagement ihres Mannes vernachlässigt und beginnt eine Affäre mit einem Schweizer. Für den Zuschauer wird eher als für Daniel klar, dass beide Ehepartner jetzt endlich die Chance erhalten, ihr Leben so zu leben wie sie es sich immer gewünscht haben – nur eben nicht mehr als gemeinsames Leben. Es wirkt fast schon peinlich, wenn Daniel in diesem Zusammenhang gekränkt fragt, ob er den Grund für Wandas Trennung darin sehen könne, dass Claude besser als er im Bett sei (vgl. Abschnitt c). Bei der Charakterisierung der Beschäftigungssituation der Ehefrau kommt zudem ein geschlechtsdiskriminierendes Moment zum Tragen: Wanda musste ihr Medizinstudium abbrechen und als Physiotherapeutin arbeiten, um die gemeinsame Tochter zu versorgen.

b) Rolle des Mannes in der Familie

Der wesentliche Unterschied zwischen Jens und Daniel kann darin gesehen werden, dass der Bauarbeiter eine strikte geschlechtsspezifische Trennung der Bereiche Beruf und Familie einfordert. Nicht nur dass Sonja nicht arbeiten soll, da er die Sicherung des Familienunterhalts als seine Aufgabe ansieht, zugleich scheint dem jungen Mann der Kontakt seiner Frau mit anderen Personen generell unangenehm. Der Hintergrund mag vielleicht darin gesehen werden, dass ihm, aufgrund seiner eigenen – personell strikt eingeschlechtlichen – Berufspraxis, jede Form arbeitsspezifischer Kommunikation zwischen Frauen und Männern als latent sexualisiert erscheint. Hierbei wird zugleich jedoch auch ein androzentrisches Verhaltensmuster deutlich: Jeder und jede, die ihm etwas von dem Interesse und der Zuneigung seiner Frau abspenstig machen könnte, wird von dem Bauarbeiter nicht bloß sexualisiert, sondern er reagiert auf die Situation vielmehr so, als ob es sich stets um männliche Rivalen handelt. Jens weitere Rolle innerhalb der Familie wird in dem Spielfilm als nur marginal vorgestellt. Um das gemeinsame Kind scheint er sich nie zu kümmern,¹³ Familie ist für ihn eher gleichbedeutend mit Ehe.

¹³ Dieses Versäumnis kann jedoch nicht Jens allein angelastet werden: Inhaltlich und ästhetisch scheint eine emotionale und körperliche Nähe zwischen Vätern und ihren Kindern (außer in Kinderfilmen) für die DEFA erst in den achtziger Jahren ein Thema geworden zu sein. Eine

Während die als Überschrift formulierte Frage „Nichts als Arbeit?“ für die misstrauische und eifersüchtige Haltung von Jens gegenüber weiblicher Berufstätigkeit uneingeschränkt gilt, müsste das Fragezeichen zur Charakterisierung von Daniels Arbeitseinstellung durch ein Ausrufezeichen ersetzt werden. Die Planung des gesellschaftlichen Zentrums übernimmt für ihn oberste Priorität. Dass seine familiäre Situation sich bis zur Unerträglichkeit verschlechtert, nimmt er viel zu spät zur Kenntnis. Das zeitweilige Desinteresse gegenüber den Bedürfnissen seiner Frau kann als negative Auswirkung einer bis dahin nach außen hin sehr gleichberechtigt wirkenden Partnerschaft gewertet werden: Das Einkommen der Frau und die Eigenständigkeit ihres Lebensstils waren Daniel sicherlich längst zur angenehmen Gewohnheit geworden. Dass der Grund und die Art von Wandas Berufstätigkeit (Physiotherapeutin) aus der Not geboren war, dürfte er darüber vergessen haben.

Anders als in „Bis daß der Tod euch scheidet“ wird der Protagonist jedoch als liebevoller und fürsorglicher Vater gezeichnet. Das Verhältnis zu seiner Tochter bleibt trotz der Trennung von Wanda gut. Als sie mit ihrer Schulklasse eine Fahrt nach Berlin (West) unternimmt, verabreden sich beide am Brandenburger Tor (sie auf der Besucherplattform im Westen, er vor den Grenzanlagen) – ohne sich jedoch über die weite Distanz wirklich erkennen zu können. Für den Zuschauer erhält die gesamte Familienepisode eine gewisse Tragik, da Daniel seiner Frau zuliebe auf die Möglichkeit verzichtet, die Tochter in der DDR zurückzuhalten (er verschweigt bei der Scheidungsverhandlung das Verhältnis von Wanda und dem Schweizer). Bis auf die verunsichernde Frage, ob für Wanda die sexuelle Leistungsfähigkeit ein ausschlaggebender Grund für den Partnerwechsel gewesen sei, fehlt in „Die Architekten“ das Motiv männlicher Rivalität.

c) Geschlecht und Generation

Dass viele der angesprochenen Aspekte des Komplexes Männlichkeit/Beruf erst vor dem Hintergrund von Konzepten weiblicher Identität eine klare Kontur erhalten, lässt einen anderen Sachverhalt leicht übersehbar werden: den der Kopplung von Identitätskonzepten und Generationszugehörigkeit. Jeder der beiden Protagonisten muss auf seine Art und Weise einen Weg finden, das ‚überlieferte‘ Wissen einer biographisch reiferen Generation und die eigenen Vorstellungen über männliche Berufstätigkeit gegeneinander abzuwägen. Sowohl für Jens als auch für Daniel sind die Vertreter der vorhergehenden Generation Vorgesetzte bzw. ehemalige Hochschullehrer – in jedem Fall jedoch auch Geschlechtsgenossen. Das von ihnen weitergegebene Wissen

filmhistorisch hierauf aufbauende, ernsthafte Diskussion etwa eines Vater-Tochter-Verhältnisses zeigt beispielhaft „Erscheinen Pflicht“ (1984).

über die Stellung des Mannes in seinem Beruf hat unterschiedliche Auswirkungen auf die Konstituierung der jeweiligen ‚männlichen Berufsidentität‘: Der Vorgesetzte von Jens, sein jovialer Brigadier, bemüht sich um Hilfe für die verzweifelte Ehesituation. Er sorgt für eine neue Wohnung, muntert – ohnehin optisch ganz die Vaterfigur - den niedergeschlagenen jungen Mann auf und lässt ihn sogar bei sich wohnen, als die Situation in der Beziehung zu Sonja festgefahren scheint. Dass er Jens zutraut, sich weiterqualifizieren zu können, ist von ihm eine gutgemeinte Anerkennung. Für den labilen Bauarbeiter bedeutet diese Bewährungsprobe hingegen ein weiteres Scheitern und eine Schwächung des angegriffenen Selbstvertrauens.

Während die aufmunternde Warmherzigkeit des Brigadiers die demütigende Situation des beruflichen und privaten Scheiterns von Jens geradezu verschärfen (ein gleichgültiger Chef hätte ihm vielleicht in einem unpersönlicheren Arbeitsklima daran hindern können, sich fortgesetzt öffentlich in Selbstmitleid zu ergehen), lässt die persönliche Sympathie von Daniels Vorgesetzten mehr als zu wünschen übrig. Die biographische Distanz zu den Entscheidungsträgern im Genehmigungsverfahren und seinem ehemaligen Professor ist in seinem Fall jedoch so groß, dass eine Kommunikation über Dinge, die außerhalb der unmittelbaren Arbeitssituation liegen, kaum möglich ist. Ohnehin wäre sie nutzlos: Der Zuschauer sieht, dass Daniel ebenso wie die übrigen Mitglieder des ‚Jugendkollektivs‘ in einer gänzlich anderen Zeit leben als die ‚älteren‘ Charaktere. Diese leben in einer DDR, die immer noch nach den Regeln der fünfziger und sechziger Jahre zu funktionieren scheint. Sie treten allesamt so wie die filmischen Mustermenschen der frühen DEFA-Produktionen auf, in denen ohne Ansehen von Geschlecht, Ausbildung und Beruf gehandelt wurde, wenn es denn der Sache nutzte (zur Erinnerung: damals handelte es sich dabei meist um den Sozialismus). Doch in diesen engen Kreis lassen sie keine jüngeren Männer aufrücken.¹⁴ Dies hat einen Teufelskreis zur Konsequenz. Als Entscheidungsträger orientieren sie sich an einem Identitätskonzept der frühen DDR, so dass sie nur einen gleichsam ebenbürtigen Kämpfer für den Wiederaufbau des Staates in seinen Ansprüchen ernst nehmen. Doch auch wenn Daniel so sein möchte wie sie: Sie lassen ihn nicht mitmachen in ihrem anachronistischen Spiel um den besseren Kommunisten und seine engagierten Planungen erscheinen ihnen wertlos. Für sie ist er an seinem Versagen selber schuld und deshalb – hier kulminieren die Konzepte von Männlichkeit und Arbeit geradezu – fühlt sich

¹⁴ Vgl. zur sozialstrukturellen Stratifizierung der DDR-Gesellschaft seit den siebziger Jahren: Dölling 1997, S. 88 ff.

Daniel beruflich impotent: Schritt für Schritt werden ihm die Kompetenzen beschnitten, werden seine Vorschläge abgelehnt, wird ihm das Vertrauen entzogen. Es erscheint auch für den Zuschauer zunächst wie ein makaberes Spiel um seinen Durchhaltewillen. Daniel verliert jedoch hierdurch die Fähigkeit, außerhalb der Arbeit soziale Beziehungen zu führen. Sein Wunsch, über die ‚Geliebte‘ Arbeit verfügen zu können, wird übermächtig. Dass seine Frau ausgerechnet mit einem erfolgreichen Schweizer Architekten zusammenleben möchte, lässt ihn gleichermaßen an seinen beruflichen und sexuellen ‚Steherqualitäten‘ zweifeln.¹⁵

Resümee

Die beiden DEFA-Spielfilme sind nur eine Stichprobe aus der Produktion der Babelsberger Studios. Dennoch werden in ihnen Definitionen von Identität vorgestellt, die auch in anderen Filmen erkennbar sind. Nur dass diese Identitätskonzepte in jenen nicht notwendig mit männlichen Charakteren verbunden sind. So erinnert Daniel Brenner in seiner Arbeitseinstellung an viele Frauenfiguren der fünfziger und sechziger Jahre, die dramaturgisch mit der Entwicklung und Durchsetzung von Innovationen und Verbesserungen (auf den Gebieten der Landwirtschaft, Elektronik, Chemie etc.) verbunden wurden. Und dass es sich bei den engagierten Klassenkämpferinnen um Frauen und eben nicht um Männer handelte, schien damals die gesellschaftliche Modernität im wahrsten Sinne des Wortes etwas attraktiver wirken zu lassen. Doch 1990 ist die DEFA in der Wahrnehmung der eigentlichen Publikumsinteressen deutlich weiter gekommen: Die inhaltlichen Jubelbilanzen, die in den früheren Spielfilmen gezogen wurden, nimmt man den Filmschaffenden nicht mehr ab. Hinsichtlich der Geschlechterdarstellungen in „Die Architekten“ kommt es wohl nicht zuletzt deshalb zu einer interessanten Pointe: Da Wanda an ihrer Situation und der ihres Mannes trotz besten Willens nichts mehr ändern kann, reist sie gemeinsam mit ihrer kleinen Tochter aus. Dass eine Frau und ein Mädchen (= kommende Generation!) die DDR verlassen, markiert in diesem Spielfilm optisch und inhaltlich den endgültigen Abschied von der vertrauten filmischen Figur der siegesgewissen Sozialistin.¹⁶

¹⁵ In einem Gespräch bemühen sich Daniel und Wanda um eine Aussprache zur Situation in ihrer Ehe. Jeder legt seine Probleme dar. Daniel: „[...] Vielleicht bin ich nicht mehr so, wie du’s erwartest.“ / Wanda: (fassungslos) „Was? Du begreifst nichts! Es geht nicht um Sex. [...]“ („Die Architekten“. Zeitpunkt: 59’, Länge 4’).

¹⁶ Bis in die achtziger Jahre wird die filmische Diskussion von gesellschaftlich, wirtschaftlich oder politisch relevanten Themen in der Regel mit Frauenfiguren verbunden.

Daniel – und auch Jens – können vor diesem Hintergrund nur eine negative Zeichnung erhalten. Wieder einmal sind es Männer, die die Zeichen der Zeit nicht erkennen! In „Bis daß der Tod euch scheidet“ findet hinter der Fassade eines Ehedramas immerhin noch eine ernsthafte Diskussion um die gesellschaftliche Situation der DDR statt. Denn in diesem Film werden viele der für private Konflikte sonst bei der DEFA vorgestellten Hilfsmechanismen (Hilfe des Kollektivs, Verbesserung der Wohn- und Versorgungssituation, Hilfe für junge Familien etc.) als leere Versprechungen enttarnt. Noch weit entfernt von der in „Die Architekten“ deutlich werdenden Kritik an den Worthülsen der politischen Entscheidungsträger, bemüht sich der Film von 1979 um die glaubwürdige Entwicklung einer Lösung. Das Konzept der erfüllten Partnerschaft wird daher nicht pauschal als für viele Paare unerreichbarer Anspruch kritisiert: Nachdem Jens und Sonja an den mit ihren Rollen in der Partnerschaft verbundenen (falschen) Ansprüchen beinahe zugrunde gegangen sind, wird dem Zuschauer in dem Motiv des romantischen Neuanfangs erneut ein hoffnungsvoller Blick in die Zukunft geboten.

Hätte die Figur Daniel in den frühen Jahren der DEFA noch durch die Liebe zur beruflich und gesellschaftlich engagierten Frau vor dem Leben in dumpfer Undankbarkeit gegenüber dem System gerettet werden können, so plant und sieht der Daniel in „Die Architekten“ für eine bankrotte DDR eine Zukunft, die diese sich gar nicht mehr leisten kann.

In beiden Filmen symbolisiert die Darstellung des Geschlechterverhältnisses innerhalb einer Partnerschaft, lesbar als eine erneute Hoffnung („Bis daß der Tod euch scheidet“ von 1979) oder als endgültige Resignation („Die Architekten“ von 1990) die filmische Interpretation der gesellschaftlichen Situation der DDR.

Filmographie

- „Bis daß der Tod euch scheidet“ (1979)
Produktion: DEFA, Gruppe „Babelsberg“; Regie: Heiner Carow; Buch: Günther Rücker; Kamera: Jürgen Brauer; Darsteller: Katrin Saß (Sonja), Martin Seifert (Jens), Renate Krößner (Tilli), Horst Schulze (Verkaufsstellenleiter), Werner Godemann (Brigadier).
- „Die Architekten“ (1990)
Produktion: DEFA, Gruppe „Babelsberg“; Regie: Peter Kahane; Buch: Thomas Knauf; Kamera: Andreas Köfer; Darsteller: Kurt Naumann (Daniel Brenner), Rita Feldmeier (Wanda), Uta Eisold (Renate Reese), Jürgen Watzke (Martin Bulla), Ute Lubosch (Franziska Scharf), Christoph Engel (Ökonom Endler).

Literaturangaben und weiterführende Literatur

- Beutelschmidt, Thomas 1995: *Sozialistische Audiovision. Zur Geschichte der Medienkultur in der DDR*. Potsdam: Verlag für Berlin-Brandenburg
- Dölling, Irene 1997: „Wir alle lieben Paula, aber uns liegt an Paul“ – Wie über die ‚Weiblichkeit‘ einer Arbeiterin der „sozialistische Mensch“ konstruiert wird. In: *Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung*, Heft 2, 74-110
- Drawer, Christel 1996: *So viele Träume. DEFA-Kritiken aus drei Jahrzehnten von Heinz Kersten*. Berlin: Vistas
- Laqueur, Thomas 1992: *Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud*. Frankfurt am Main; New York: Campus
- Lindemann, Gesa 1993: *Das paradoxe Geschlecht. Transsexualität im Spannungsfeld von Körper, Leib und Gefühl*. Frankfurt am Main: Fischer
- List, Elisabeth 1993: *Die Präsenz des anderen. Theorie und Geschlechterpolitik*. Gender Studies. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Schmale, Wolfgang 1998 (Hg.): *MannBilder. Ein Lese- und Quellenbuch zur historischen Männerforschung*. Berlin: Berlin-Verlag
- Mückenberger, Christian; Schenk, Ralf 1994: *Das zweite Leben der Filmstadt Babelsberg. DEFA-Spielfilme 1946-1999*. Berlin: Henschelverlag

Biographische Notiz

Stefan Zahlmann, Dr. phil., geboren 1968 in Münster, Studium der Neuen und Neuesten Geschichte, Mittleren Geschichte, Germanistik und Pädagogik in Münster. Dissertation zu filmischen Konflikt Darstellungen in der BRD und DDR seit den sechziger Jahren. Habilitationsprojekt zur autobiographischen Literatur im 19. und 20. Jahrhundert (Deutschland – USA).

Oliver Geden, Johannes Moes

Idealtypen. Ein Beitrag zu einer reflexiven Männlichkeitsforschung

Die Erforschung von Männern und Männlichkeiten hat im deutschsprachigen Raum in den letzten Jahren erkennbar zugenommen. Unter dem weitgehend geteilten Label ‚Männerforschung‘ beginnt sie sich nun allmählich zu institutionalisieren, von großen Teilen der Frauen- und Geschlechterforschung argwöhnisch beäugt. Doch so marginal der Status der Männerforschung bislang auch noch sein mag, einen monolithischen Block bildet sie nicht. Weder ist sie in ihren theoretischen Ansätzen als homogene Einheit zu begreifen, noch stimmen die wissenschaftspolitischen Ziele verschiedenster Akteursgruppen miteinander überein. Gleichwohl werden theoretische wie wissenschaftspolitische Auseinandersetzungen kaum offen ausgetragen. Möglicherweise besteht eine Art von ‚stillen Übereinkunft‘, mit solchen Debatten zu warten, bis es der Männerforschung gelungen ist, sich als akademisch wie gesellschaftlich anerkannter Forschungsbereich zu formieren. Eine solche Form der Institutionalisierung wird, wenn sie denn gelingt, im Nachhinein immer als theoriegeleiteter Prozess interpretiert werden, in der sich die diskursmächtigsten Positionen und Fraktionen in geradezu naturwüchsiger Weise durchgesetzt haben.

Doch Wissenschaft kann – wie auch jede andere Form sozialer Organisation – als ein Feld verstanden werden, in dem individuelle wie kollektive Handlungspraxen offenen wie verdeckten Regeln und Normen folgen, die eng mit politischen und ökonomischen Rahmenbedingungen verknüpft sind. Eine solche Perspektive – wie sie sich in der Wissenschaftsforschung in den letzten Jahren durchgesetzt hat – wird fast ausschließlich auf naturwissenschaftliche Disziplinen angewandt. Der Erkenntnishorizont der Sozial- und Kulturwissenschaften bleibt in der Regel unhinterfragt. Zwar werden dort einzelne Dimensionen wie der immer noch vorherrschende Androzentrismus problematisiert, die Gesamtheit der Strukturen und Prozesse innerhalb der ‚eigenen‘ Disziplinen gerät aber nur äußerst selten in das Blickfeld einer kritischen Reflexion.

Für eine Kritik des eigenen wissenschaftlichen Handelns bieten sich Konzepte einer „wissenschaftstheoretischen Reflexivität“, wie sie vor allem von Pierre Bourdieu entwickelt wurden, aber auch in der Kulturanthropologie sowie der Frauen- und Geschlechterforschung diskutiert werden, an (vgl. Bourdieu/Wacquant 1996; Hark 1998; Annuß 1999). Im Anschluss an eine kursorische Einführung dieses Ansatzes wollen wir ihn für die Analyse der Forschungen, die derzeit unter dem Label ‚Männerforschung‘ fungieren, nutzen, einem Forschungsbereich, in dem wir – neben anderen – selbst tätig sind. Wir werden dies in Form einer Idealtypisierung derjenigen Forschungsstrategien vornehmen, die sich im deutschsprachigen Raum ausmachen lassen.¹ Eine solche Herangehensweise begreifen wir nicht als den zentralen, sondern lediglich als einen der derzeit möglichen Wege, um die Diskussion und kritische Reflexion über die im Feld der Männerforschung vorgefundenen Strukturen, Perspektiven und Interessen zu befördern.

Pierre Bourdieu fasst Reflexivität als konstitutiven Bestandteil jeglicher wissenschaftlicher Arbeit auf. Sie dürfe keineswegs isoliert betrieben werden, es müsse vielmehr gelingen, eine kollektive Reflexion über die Mechanismen der wissenschaftlichen Praxis zu institutionalisieren. Seinen Ausgangspunkt bilden die von ihm so bezeichneten „Verzerrungen des soziologischen Blicks“, die er vor allem in der sozialen Herkunft der Forschenden, deren jeweiliger Position innerhalb ihrer Wissenschaft und deren Stellung zu anderen Disziplinen verortet. Mit seinen Vorschlägen zur reflexiven Überwindung dieser „Verzerrungen“ plädiert er für einen Theorie- und Methodenpluralismus entlang konkreter Problemstellungen; für die „relationale“ Verortung aller Untersuchungsobjekte im gesellschaftlichen Raum; für einen radikalen Zweifel gegenüber sämtlichen im Mainstream der Gesellschaft als relevant betrachteten Fragestellungen sowie für eine Analyse der Interessen der einzelnen WissenschaftlerInnen. Zu ergänzen seien all diese Herangehensweisen noch durch eine Sozialgeschichte der Problemstellungen, Forschungsobjekte und Denkwerkzeuge (Bourdieu/Wacquant 1996).

Reflexivität ließe sich demnach also auf drei Ebenen fassen: Erstens im ‚klassischen‘ Sinne kritischer Wissenschaft, die eine kritische Analyse der gesellschaftlichen Verhältnisse mit einer Geschichte der Theorien und

¹ Die Einschränkung auf männliche Wissenschaftler ergibt sich aus der Art und Weise, in der wir das Feld der Männerforschung in unseren bisherigen Analysen gefasst haben (vgl. dazu unsere Ausführungen in Geden/Moes 2000). Dort diskutieren wir nicht nur die verschiedenen Reflexivitätskonzepte sowie die Idealtypen weitaus ausführlicher. Wir nehmen zudem auch eine Analyse der (wissenschafts-)politischen Rahmenbedingungen vor, in denen sich Männerforschung derzeit zu institutionalisieren beginnt und machen Vorschläge, auf welche Weise sich

Methoden einer (Sub-)Disziplin verbindet. Zweitens im Sinne einer wissenschaftshistorischen Herangehensweise, die die Entwicklung spezifischer wissenschaftlicher Felder detailliert untersucht. Und drittens in einer Perspektive, die einen kritischen Blick auf die wissenschaftliche Praxis selbst wirft.

Der folgende Vorschlag eines Schemas von vier Idealtypen von Männerforschern soll dazu dienen, die bislang kaum diskutierten Unterschiede in deren Wissenschaftsauffassungen, persönlichen Werthaltungen und theoretischen Ausrichtungen durch Überspitzung einer Diskussion zugänglich zu machen. Es ist uns wichtig zu betonen, dass wir die Idealtypen tatsächlich im von Max Weber beschriebenen Sinne verstanden wissen wollen, dass ein Idealtypus also „in seiner begrifflichen Reinheit [...] nirgends in der Wirklichkeit empirisch vorfindbar“ ist (Weber 1904, 191). Entsprechend ordnen wir nicht einzelne Männerforscher jeweils einem der unten explizierten Idealtypen zu. Die real vorgefundenen Forscher werden immer unterschiedliche und widersprüchliche Aspekte mehrerer Idealtypen vereinen. Dennoch beanspruchen wir mit unserer Konstruktion zum Erkenntnisgewinn im Sinne einer reflexiven Männerforschung beizutragen, indem wir nicht nur verschiedene Aspekte benennen, um die eine reflexive Diskussion von Männerforschung kreisen müsste, wie etwa das Verhältnis zum Feminismus, die Auffassung von Geschlecht oder die disziplinäre Bindung unterschiedlicher Ansätze. Wir gehen über eine bloße Auflistung hinaus, indem wir unterschiedliche Kombinationsmöglichkeiten in den Ausformungen der Aspekte bildhaft ausgestalten und dabei Zusammenhänge und Konfliktlinien umreißen.²

Der bewegte Männerforscher

Beim *bewegten Männerforscher* handelt es sich um denjenigen Typus, für den die Kategorie Geschlecht in jeder Hinsicht konstitutiv ist. Seine prekäre Identität als Mann ist für ihn Auslöser und Leitmotiv der Forschung. *Wie* diese männliche Identität neu zu bestimmen ist, stellt für ihn das zentrale Problem dar – Männerforschung den Weg, es zu lösen. Biographisch hat die Männerbewegung³ – oder eher noch die neue Frauenbewegung – deutliche Spuren

Reflexivitätskonzepte in der wissenschaftlichen Praxis umsetzen lassen könnten.

² Die Bildung der Idealtypen basiert auf unseren langjährigen Erfahrungen und Eindrücken im Feld der Geschlechterforschung, seien es Publikationen, Tagungen oder Einzelgespräche. Zusätzlich haben uns einige Männerforscher Antworten auf einen kurzen Fragebogen geschickt.

³ Es erscheint durchaus fraglich, ob zu Recht von einer eigentlichen ‚Männerbewegung‘ gesprochen werden kann, oder ob eher von einer ‚Männerprojektszene‘ die Rede sein sollte. Diese Wortwahl ist offensichtlich abhängig vom Interesse der SprecherInnen – und für den *bewegten Männerforscher* dürfte die Existenz einer Männerbewegung fraglos sein.

in seiner zweiten Sozialisation hinterlassen. Verallgemeinert man diesen Aspekt der politischen Biographie, dann ist für ihn die anti-institutionelle Politik der (frühen Phase der) Neuen Sozialen Bewegungen Grundlage auch seines wissenschaftlichen Handelns. Er findet in der Männerbewegung die relevante Gruppe, an die er sich mit seinen Forschungsergebnissen richtet, der er sich selbst aber auch zugehörig fühlt. Die Interaktionen zwischen Wissenschaft und Bewegung verlaufen demnach nicht einseitig. Aus den Praxen der Männerbewegung ergeben sich die Themen und Schwerpunkte, denen sich der Forscher widmet.

Dieses Modell entspringt einer bewusst eingeschlagenen Parallelisierungsstrategie zu früher feministischer Forschung und deren Problemdefinition. Diese führt den *bewegten Männerforscher* allerdings in eine theoretische Schieflage. Die feministische Forschung widmete sich in den anfänglichen Entwürfen einer Patriarchatstheorie den ‚Problemen der Frauen‘ und klassifizierte die Männer als Problem. Männerforschung ihrerseits widmet sich den ‚Problemen der Männer‘, kann die VerursacherInnen dieser Probleme aber kaum (oder nur in speziellen Ausnahmefällen) bei den Frauen verorten. In der politischen Notwendigkeit zur vereinfachten Benennung der gesellschaftlichen Verhältnisse bleibt ‚Patriarchat‘ für den *bewegten Männerforscher* durchaus eine gebräuchliche Kategorie.

Diese Engführung führt zu komplizierten Erklärungen, auf welche Weise Männer unter Männern leiden können – und zu zwei verführerisch einfachen Auswegen. Beim ersten wird Unterdrückung (von Männern und Frauen) einer gesichts- und akteurslosen Struktur zugeordnet, die scheinbar von selbst entsteht und aufrechterhalten wird. Demnach sind Männer wie Frauen Opfer des Patriarchats. Beim zweiten werden zumindest unterschwellig ‚gute‘ von ‚bösen‘ Männer kategorisch unterschieden. Das Gute, nämlich die Neuorientierung in der ‚Männerrolle‘, wird zunächst bei sich selbst – also in der weißen Mittelschicht – gefunden. Die Ausprägungen von ‚Männerrollen‘ in anderen Schichten und Ethnien wird hingegen als wesentlich ‚patriarchaler‘ wahrgenommen.

Über die theoretische Ausrichtung des *bewegten Männerforschers* ist damit schon implizit einiges ausgesagt. Er orientiert sich hauptsächlich an der (mikro-)soziologischen Rollentheorie, vielfach auch an der Psychoanalyse, bei beiden auch an deren feministischer Weiterentwicklung in den 70er und 80er Jahren. Makrosoziologisch wird an kritische Gesellschaftstheorien, darunter auch an frühe feministische Ansätze angeknüpft. Gleichwohl bleibt das Verhältnis zum Feminismus – oder besser: zu Feministinnen – recht widerspruchsbeladen. Der *bewegte Männerforscher* fühlt sich doppelt ausgegrenzt: von der Gesellschaft (der Männer), die er kritisiert, und vom

Feminismus, durch den er sich als Teil des kollektiven Akteurs ‚Männer‘ wiederum kritisiert fühlt. Dazu kommt die relative Privilegierung von Frauenforschung gegenüber seinem Forschungsfeld. Im Ergebnis führt dies nicht selten zu Frustration und Aggression gegenüber dem Feminismus – den er nur im Singular wahrnimmt.

Was die Frage der Disziplinierung angeht, geht seine wissenschaftskritische Haltung mit einer geringen Einbindung in seine ursprüngliche Fachdisziplin einher. Von Hause aus in der Regel Gesellschaftswissenschaftler, findet er Platz in den Nischen angewandter Sozialwissenschaft, etwa in (sozial)pädagogischen Bereichen. Beruflich kann er sich eher an einer Fachhochschule etablieren, möglicherweise lebt er aber in prekären Erwerbsverhältnissen. Seine Position in den von ihm besetzten Feldern ist durch einen Mangel an wissenschaftlichem wie wissenschaftspolitischem Kapital geprägt. Dies macht ihn zu einem wenig geeigneten Mentor für den wissenschaftlichen Nachwuchs. Insofern ist die innerakademische Reproduktion des *bewegten Männerforschers* alles andere als gesichert. Er verfügt nicht über die Möglichkeit, kontinuierlich Forschungsprojekte durchzuführen. Seine gelegentlichen Forschungen sind insofern ‚undiszipliniert‘, als dass sie aktuelle Fragen jenseits der innerakademischen Agenda aufgreifen können. Der *bewegte Männerforscher* organisiert sich tendenziell separatistisch, bevorzugt Arbeitszusammenhänge, die von einem hohen Grad sozialer und kultureller Homogenität geprägt sind. Bei einem Forschungsansatz, in dem wissenschaftliche Interessen und persönlicher Erfahrungshorizont eine enge Symbiose eingehen, mündet dies in eine Tendenz, die die eigene Verfasstheit mit der aller Männer in eins setzt und somit Unterschiede zwischen diesen ignoriert.

Der geschlechtslose Geschlechterforscher

Dieser Idealtyp stellt in mancher Hinsicht das gegensätzliche Extrem zum *bewegten Männerforscher* dar. Dies betrifft zuallererst die Bedeutung, die dem eigenen Geschlecht beigemessen wird. Befragt nach seinem Interesse an der Erforschung von Männern und Männlichkeit, wird der *geschlechtslose Geschlechterforscher* in erster Linie innerwissenschaftliche Gründe anführen. Die Kategorien Geschlecht und insbesondere Männlichkeit stellen für ihn in erster Linie vernachlässigte Forschungsfelder dar. Der *geschlechtslose Geschlechterforscher* verfügt über einen ausgeprägten Pragmatismus. Zwar vermag er das Geschlecht der ForscherInnen als möglichen Einflussfaktor auf Feldzugang oder Dateninterpretation anzuerkennen, er geht aber davon aus, dass diese Effekte methodisch ‚kontrollierbar‘ sind. Er fordert eine Reflexion der Auswirkungen des Geschlechts der ForscherInnen in der

empirischen Forschung mit dem Ziel, diese zu neutralisieren. Geschlecht, und insbesondere die eigene individuelle Männlichkeit, ist für ihn kein essentieller Teil seiner wissenschaftlichen Identität.

Mit den Ergebnissen seiner Forschung richtet er sich in erster Linie an die scientific community. Mögliche Kritik an Wissenschaft orientiert sich – wenn sie denn überhaupt geübt wird – an der Innovation des Systems. Das Modell, mit dem der *bewegte Männerforscher* Wissenschaft und Gesellschaft in ein Interaktionsverhältnis setzt, kritisiert er als vereinfacht. Seiner Auffassung nach wirken wissenschaftliche Erkenntnisfortschritte nur in einem sehr komplexen und nicht detailliert planbaren Prozess auf Gesellschaft. Vor dem Hintergrund dieses Wissenschaftsverständnisses muss der *geschlechtslose Geschlechterforscher* keinen gesellschaftlichen Akteur als Adressaten seiner Forschung angeben. So entgeht er einem Konflikt, der sich allen anderen Idealtypen stellt. Er muss sich nicht entscheiden, ob er als Ausgangspunkt seiner Forschung eher ‚Männer als Problem‘ oder die ‚Probleme der Männer‘ wählt. Obgleich ihm die gesellschaftliche Dimension seines Forschungsgegenstandes nicht entgeht, verwahrt er sich gegen die ‚Politisierung‘ seiner Forschung – zumal es sich bei ihm eher um einen Geistes- denn um einen Sozialwissenschaftler handelt.

Sehr viel stärker als der *bewegte Männerforscher* orientiert er sich an seiner Herkunftsdisziplin. Er beteiligt sich an den dort relevanten Diskussionen, möglicherweise in leichter Herausforderung, aber immer in Kontakt mit dem jeweiligen disziplinären Mainstream. Nur auf dieser Basis beteiligt er sich an Formen interdisziplinärer Zusammenarbeit oder fordert diese ein. Dementsprechend ist seine theoretische Orientierung primär am Diskussionsstand seiner Disziplin ausgerichtet. Sein Ziel ist die Intergration der Kategorie Geschlecht in den Theoriediskurs seines Faches – eine Ausrichtung, die die Bandbreite seiner Referenztheorien bisweilen stark einschränkt. Geschlecht und Männlichkeit konzeptionalisiert er vorsichtig konstruktivistisch und anti-essentialistisch. Es geht ihm weniger um eine isolierte Erforschung von Männern oder Männlichkeit, sondern stets um eine relationale Sicht der Geschlechterverhältnisse.

Der Pragmatismus des *geschlechtslosen Geschlechterforschers* wirkt sich nicht zuletzt im Verhältnis zu feministischen Wissenschaftlerinnen bzw. zur Frauenforschung aus. Durch das Abweisen etwaiger Politisierungsanstrengungen kann er an Fragen der feministischen Theoriebildung deutlich unbefangener herangehen, ihm steht aber auch vergleichsweise mehr Zeit für die Akkumulation seines wissenschaftlichen (und wissenschaftspolitischen)

Kapitals zur Verfügung.⁴ Letztlich gerät er in ein direktes Konkurrenzverhältnis zu weiblichen Geschlechterforscherinnen, sowohl bei der Theorieentwicklung als auch bezogen auf Forschungsmittel oder Stellen. Die relative Dominanz von Frauen in der Geschlechterforschung behindert ihn bei dieser Konkurrenz, andererseits hat er unter Umständen geschlechtstypische Vorteile beim ‚networking‘, ohne dies aber einzuräumen, da er die Relevanz des eigenen Geschlechts ja bestreitet.

Es dürfte deutlich geworden sein, dass der *geschlechtslose Geschlechterforscher* keine besondere Neigung ausbildet, sich in geschlechtshomogener Form zu organisieren. So er seine Netzwerke nicht in erster Linie innerhalb der eigenen Disziplin aufspannt, versucht er sich mit seinesgleichen zu vernetzen, also jungen und aufstrebenden Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern. Anders als der *bewegte Männerforscher* versteht er dies als ein exklusives Projekt. Dies schließt sowohl Personen aus, die nicht eindeutig dem Wissenschaftsbereich zuzuordnen sind als auch eine Organisationsform, in der ‚wissenschaftsfremde‘ Aspekte thematisiert werden, seien es nun politische oder persönliche. Sein Projekt ist die Männerforschung als Teil der Geschlechterforschung – und dies in einem streng wissenschaftlichen Sinn.

Der postmoderne Männlichkeitsforscher

Dieser Idealtypus ist in gewisser Weise eine Mischung aus den ersten beiden, auch wenn er in mancher Hinsicht über sie hinausgeht. Stärker als diese, ist er positiv geprägt von aktuellen Entwicklungen in der Geschlechtertheorie. Dementsprechend muss er sich an der komplizierten theoretischen Pirouette versuchen, das eigene Geschlecht einerseits als relevante Forschungskategorie anzusehen, ohne es andererseits als Identitätskategorie zu verwenden. Er hält es für notwendig, einerseits permanent Geschlechtsspezifiken zu analysieren, aber andererseits mittels der eigenen Forschung auch zur Abschaffung der Unterscheidungen selbst beizutragen. Mit dieser Orientierung ordnet er sich selbst in die Kategorie ‚Mann‘ ein, ebenso auch in weitere Kategoriensysteme, etwa in Bezug auf die eigene Zugehörigkeit zu Klasse, Ethnie, sexueller Orientierung und ähnlichem, im Unterschied zum ersten Typ, der bisweilen Geschlecht zur allein relevanten Kategorie zu erklären scheint, und zum Zweiten, der diese Kategorien in Bezug auf die Forschungssubjekte für weniger relevant einschätzt. Allerdings erscheint die

⁴ Ein relevanter Aspekt für weitere Forschungen bestünde sicherlich auch in der Frage, in welchem Maße unterschiedliche Zeitbudgets auch auf die jeweilige Stellung in der reproduktiven Sphäre zurückzuführen sind. Hier sind nicht nur Vorteile von männlichen Wissenschaftlern gegenüber ihren Kolleginnen zu vermuten, sondern auch deutliche Unterschiede zwischen den Idealtypen von Männerforschern selbst.

Durchführung dieser Analyse in ihrer Komplexität dabei ausschließlich theoriegeleitet – die individuellen Motive und Interessen an Männlichkeitsforschung werden insofern nicht expliziert.

Ebenso komplex stellt sich sein Verständnis der Wechselbeziehungen zwischen Wissenschaft und Gesellschaft dar. Wo die Formierung gesellschaftlicher Diskurse, die Archäologie einzelner Wissenschaften und die Mikrophysik innerhalb gegebener Machtstrukturen in allgemeiner Form thematisiert werden, drängt sich diese Perspektive auch im Besonderen des eigenen Forschungsfelds auf. Wenn der eigenen Wissensproduktion also eine Wirkung zugeordnet werden kann, so wird sie in der Mitwirkung bei der Formierung (oder der Dekonstruktion) von Diskursen gesehen. Dass marginalisierte soziale Gruppen vereinzelt in der Lage sind, Diskurse in besonderem Maße zu irritieren oder gar neue zu provozieren, wird als Chance für wissenschaftliche wie gesellschaftliche Entwicklungen gewertet. Das ‚queer movement‘ gilt dem *postmodernen Männlichkeitsforscher* daher als relevante gesellschaftliche Bewegung. Nicht im Sinne einer Adressatin, sondern eher als potentielle Interaktionspartnerin oder subversive Kraft für die eigenen wissenschaftlichen Bemühungen. Möglicherweise verortet er sich aber selbst auch als Teil dieser Bewegung.

Sein Forschungsansatz ist auf ‚Männlichkeit als Problem‘ gerichtet. Mehr als der einzelne Mann interessiert ihn die diskursive Struktur von Männlichkeit. In der Tradition feministischer Wissenschaft arbeitet er die destruktive und herrschende Seite von Männlichkeit deutlich heraus, wenn auch mit gesteigerter theoretischer Komplexität. Die Verwendung einer Kollektivkategorie wie ‚Männer‘ ist nicht mehr im Sinne seines theoretischen Ansatzes. Vielmehr geht es ihm um die Beschreibung und Analyse hegemonialer wie subordinierter Formen von Männlichkeit – auch und gerade in ihrer Brüchigkeit und historischen Wandelbarkeit. Sein im Anschluss an Foucault gefasstes Konzept von Macht und Unterdrückung gewinnt eine etwa vom *bewegten Männerforscher* nahezu ungeahnte Komplexität, etwa wenn ‚Täter‘ in gewisser Weise gar nicht mehr benennbar sind. Postmoderne Männlichkeitsstudien können im Prinzip in jeder Disziplin betrieben werden. Allerdings werden die entsprechenden Theoriebestände vor allem in den Kulturwissenschaften rezipiert und insofern rekrutiert sich der *postmoderne Männlichkeitsforscher* vornehmlich aus diesen Fächern. Andererseits tritt die Orientierung auf die Herkunftsdisziplin gegenüber der Einforderung einer Inter- oder Transdisziplinarität zurück.

Sein metatheoretischer Bezugsrahmen ist auch bestimmend für das Verhältnis des *postmodernen Männlichkeitsforschers* zu den verschiedenen Spielarten des Feminismus. Er bezieht sich positiv auf neuere Entwicklungen

feministischer Theorie und steht auch in solchen diskursiven Zusammenhängen. Mit älteren, womöglich essentialistischen Spielarten des Feminismus (wie auch der Männerforschung) ergibt sich kaum noch eine Diskussionsgrundlage. Es fehlt an einer gemeinsamen Sprache. In wissenschaftspolitischer Hinsicht ist er allerdings profeministisch eingestellt, wenn er die Ansicht vertritt, Männlichkeitsforschung dürfe nicht zum Nachteil feministischer Forschung betrieben werden, z.B. im Rückgriff auf Forschungsgelder aus entsprechenden Haushaltstiteln.

Mit dem *bewegten Männerforscher* verbindet ihn sein Interesse für politische Dimensionen der Forschung. Mit dem *geschlechtslosen Geschlechterforscher* teilt er eine intellektuelle Neigung zu allgemeinen Theoriediskursen. Andererseits unterscheidet er sich vom zweiten Typ durch eine geringere Orientierung auf eine einzelne Disziplin hin, riskiert durch seine exklusive Sprache auch den Verlust solcher allgemeiner disziplinärer Bindungen. Dementsprechend ist für den *postmodernen Männlichkeitsforscher* unklar, inwieweit und wofür er sich organisieren soll. Weder gibt es bei ihm ein politisches Leitmotiv (wie beim ersten) noch eine karriereorientierte Motivation (wie beim zweiten). Er beteiligt sich am poststrukturalistischen oder dekonstruktivistischen Diskurs in seinem Themenfeld, arbeitet insofern auch mit feministischen Forscherinnen zusammen, organisiert sich aber nicht in Form einer Institution oder Lobby seine Karriereperspektive. Während der *bewegte Männerforscher* innerhalb der Wissenschaft eine Minderheitskultur repräsentiert, stellt der *postmoderne Männlichkeitsforscher* eine partielle Ausnahme von der Norm der anderen Typen dar, insofern er nicht eindeutig dem Bild des heterosexuellen weißen Mittelschichtsmannes entspricht, sondern ein wenig ‚queer‘ orientiert ist.

Der junge Berufsmann

Möglicherweise wirkt dieser Idealtypus auf den ersten Blick wie eine Residualkategorie. Dies ließe sich damit erklären, dass er in Teilen als ein Übergangstypus angesehen werden kann. Denn für den *jungen Berufsmann* ist durchaus nicht klar, ob seine berufliche Zukunft im Bereich der Wissenschaft liegt, oder ob er sich mit dem Themenkomplex Männlichkeit eher außerhalb der Wissenschaft bzw. in einem grauen Randbereich beschäftigen wird. Für ihn steht lediglich fest, dass er seine Auseinandersetzung mit Männlichkeit durchaus auch als Broterwerb verfolgen könnte, in diesem Sinn also ‚Berufsmann‘ sein möchte.

Der *junge Berufsmann* verdient Beachtung, weil er nicht unerheblich zum Erkenntnisgewinn über Männlichkeit und auch zur Diskussion über Männerforschung beiträgt. Bei ihm ist, ähnlich wie beim *bewegten Männerforscher*,

das eigene Geschlecht Ausgangspunkt und Motiv der Beschäftigung mit dem Themenkomplex. Seine biographischen Erfahrungen mit feministischen Positionen sind weit weniger konfrontativen Charakters. Er ist typischerweise zu jung, um durch die vergleichsweise härteren Auseinandersetzungen der 70er Jahre geprägt worden zu sein. Dennoch ist auch er beeinflusst von Erfahrungen, die ihn in seiner männlichen Identität irritiert haben. Zwar steht in seiner Beschäftigung mit Männlichkeit ebenfalls eine Aufhebung dieser Irritation und mögliche Neudefinition von Männlichkeit im Vordergrund. Im Unterschied zum *bewegten Männerforscher* allerdings ist die Auseinandersetzung des *jungen Berufsmannes* weniger grundsätzlich, weniger kämpferisch, weniger radikal – und auch weniger dramatisch. Er ist Vertreter einer pragmatischen Generation, die sich über ein Patchwork von Betätigungen in diversen Projekten definiert, für die lang andauernde Konfrontationen ein wenig vorstellbares Verhaltensmuster darstellt. Pragmatisch ist auch seine Vorstellung davon, wie wissenschaftliche Erkenntnis in Praxis umgesetzt werden kann. Er orientiert sich an der ‚Männerszene‘ als einer Ansammlung entsprechender Projekte und ist oft genug selbst Adressat seiner Forschung, indem er Erkenntnisse in solchen Projekten selbst umsetzt. Dies geschieht in einem breiten Spektrum von Zielgruppen (Jungen, Migranten, Väter, Gewalttäter etc.) und Themen (Freizeit, Bildung, Gesundheit o.ä.).

Je nach Projekt und Zielgruppe kann man von einer Fokussierung auf ‚Probleme der Männer‘ oder ‚Männer als Problem‘ sprechen. Dem entspricht auch die Ambivalenz der ‚Männerprojektszene‘. Im Vordergrund steht dort einerseits das Interesse der Männer, ihre Probleme zu bearbeiten, denn anders als auf diesem Weg könnten sie kaum zur Teilnahme an Projekten motiviert werden. Andererseits muss der Einsatz finanzieller Mittel auch im Sinne eines gesamtgesellschaftlichen Nutzens legitimiert werden. Dies kann nur gelingen, wenn man ‚Männer als Problem‘ auffasst.

Die disziplinäre Ausrichtung des *jungen Berufsmannes* findet ihre Schwerpunkte in (sozial-)pädagogischen oder sozialarbeiterischen Fächern, am Rande auch in der Psychologie oder Soziologie. Der *junge Berufsmann* ist nicht sehr weit in seine Disziplin integriert, seine Forschungsprojekte haben in der Regel den Charakter erster Qualifikationsarbeiten bzw. Promotionen. Andere Arbeiten vollziehen sich als Begleitforschung zu Männerprojekten und werden ‚von außen‘ in den wissenschaftlichen Diskurs eingeschleust. Die theoretische Ausrichtung ähnelt der des *bewegten Männerforschers*, allerdings werden neuere theoretische Impulse pragmatisch integriert – immer unter der Prämisse ihrer Verwendbarkeit für die Praxis. Entsprechend oft werden die komplexen Theoriebestände des *postmodernen Männlichkeitsforschers* eher ausgespart. Der *junge Berufsmann* ist in dieser pragmatischen

Herangehensweise in der Lage, auch unvereinbar scheinende Theorien in ein Set von Ideen zu verwandeln, die ein praktisch breiteres Handlungsspektrum ermöglichen. In diesem Sinne herrscht ein parasitäres Verhältnis zum Feminismus vor. Allerdings sieht der *junge Berufsmann* die praktische Arbeit in Männerprojekten häufig mit frauenpolitischen Interessen konfliktieren. Im Resultat kommt es so zu einer tendenziell separatistische Haltung gegenüber feministischen Ansätzen.

In seinem Auftreten kann der *junge Berufsmann* eine gewisse Hybridposition einnehmen. Je nach Bedarf wechselt er aus der Haltung des Praktikers, der um wissenschaftlichen Rat nachfragt, in die Rolle des Forschers, der eine Praxis anleiten kann. Auch seine Organisierung orientiert sich an dieser Verknüpfung. Sie ist offen für Wissenschaftler wie Praktiker und deren jeweilige Beiträge, tendenziell geschlossen allerdings für Frauen. Der *junge Berufsmann* zeigt sich um eine Vernetzung in der ‚Männerprojektszene‘ ebenso bemüht wie um einen Austausch mit Männerforschern aus den eigenen Herkunftsdisziplinen.

	Der bewegte Männerforscher	Der geschlechtslose Geschlechterforscher	Der postmoderne Männlichkeitsforscher	Der junge Berufsmann
Eigenes Geschlecht	Auslöser, Motiv, Identität	kontrollierbar, irrelevant	theoretisch komplex irrelevant	oft reflektiert, teilw. wie der bewegte Männerforscher
Relevanzausrichtung	Männerbewegung	wissenschaftsintern	Gesellschaft	Männerszene
Problemdefinition	Probleme der Männer	pragmatisch / Männer als Problem	komplex / Männer als Problem	Probleme der Männer als Problem
Disziplinierung	undiszipliniert, Sozialwissenschaften	(inter-) disziplinär, Geisteswissenschaft	transdisziplinär, Kulturwissenschaft	noch undiszipliniert, Sozialpädagogik
Theorieorientierung	Rollentheorie, Sex/ Gender, Psychoanalyse	konstruktivistisch, ansonsten fachspezifisch	poststrukturalistisch, dekonstruktivistisch	unspezifisch
Verhältnis zum Feminismus	separatistisch	konkurrierend	theoriebezogen exklusiv	tendenz. separatistisch
Organisierung	homogen, Wissenschaft & Praxis	mit Frauen, nur Wissenschaft, Karriere	Bündnisse, Queerbeet, teilw. politisch	homogen, Wissenschaft & Praxis

Für eine reflexive Wende in der Geschlechterforschung

Unsere Konstruktion von Idealtypen verstehen wir als ersten Anstoß für eine reflexive Diskussion über Männlichkeitsforschung.⁵ Unser Anliegen ist es, diese Auseinandersetzung nicht lediglich auf einer (geschlechter-) theoretischen Ebene zu führen, auf der die unterschiedlichen Ansätze scheinbar gleichwertig und zusammenhanglos nebeneinander stünden. Entscheidend erscheint uns vielmehr eine Erweiterung der Diskussion, um auch Fragen wie die nach dem Verhältnis von Wissenschaft und Gesellschaft einbeziehen zu können. Wo finden sich innerhalb der Forschungen zu Männlichkeit blinde Flecken, die durch die eingeschränkte Perspektive der Forschenden entstanden sind, die mehrheitlich weiß, heterosexuell und Angehörige der Mittelschicht sind? Wo bewirkt die Zugehörigkeit zu Generationen, Disziplinen und Wissenschaftskulturen eine Abschottung gegen theoretische Weiterentwicklungen der Kategorie Geschlecht? Wie können die gesellschaftlichen Problemkonjunkturen – wie z.B. die Diskussion um ‚häusliche Gewalt‘ – zur Weiterentwicklung und Institutionalisierung von Forschung über Männlichkeit genutzt werden, ohne dass die Forschungsergebnisse durch die Interessen der AuftraggeberInnen korrumpiert werden? Eine solche Diskussion wird erleichtert, wenn keine Seite einen Anspruch auf Alleingültigkeit und Objektivität der eigenen Forschungsergebnisse vertritt. Wenn die Perspektivität von Erkenntnis nicht als kontrollier- oder gar ausräumbar gefasst wird, so ermöglicht dies eine Auseinandersetzung, die nicht die ‚Entlarvung‘ der jeweils Anderen zum Ziel hat, sondern ein gemeinsames Herausarbeiten der jeweils besonderen Blickrichtungen. Unabdingbar dürfte in diesem Zusammenhang die Entwicklung von praktischen Konzepten für den gesamten Forschungsprozess sein. Denn obwohl die allgemein gehaltene Forderung einer reflexiven Perspektive wenig originell ist, gibt es kaum Beispiele für konkrete Forschungsdesigns, die auf jeder Stufe (Themenfindung, Datenerhebung, Auswertung, Veröffentlichung) Methoden dieser Selbstreflexion implementieren. Der Appell an eine gemeinsame Diskussion soll nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Trennlinien und möglichen Konfliktpunkte schon jetzt

⁵ Während wir dafür plädieren, in der theorie-politischen Reflexion den im Feld gebräuchlichen Begriff ‚Männerforschung‘ zu verwenden, würden wir aus wissenschaftstheoretischer Sicht den bislang kaum diskutierten Terminus ‚Männlichkeitsforschung‘ bevorzugen. Denn während wir im Rückgriff auf ‚Männerforschung‘ Gefahr laufen, die fragwürdige Tendenz zur Kopplung von Forschungsobjekt und -objekt diskursiv fortzuschreiben, bietet ‚Männlichkeitsforschung‘ den Vorteil, dass damit lediglich auf den Gegenstandsbereich Bezug genommen (und dieser über ‚biologische Männer‘ hinaus noch erweitert) wird, nicht aber auf das Geschlecht der Forschenden.

recht ausgeprägt sind. Der kleinste gemeinsame Nenner der Beteiligten geht vielleicht dahin, dass ein ‚Mehr‘ an Forschungen zu Männern und Männlichkeiten von allen Beteiligten als sinnvoll angesehen wird. Wie diese aber konkret aussehen und in welchem Kontext sie institutionalisiert werden soll, darüber gehen die verschiedenen Auffassungen auseinander. Uns liegt wiederum daran, diese Diskussion in einen breiteren Zusammenhang einzubetten, indem auch über die intendierten gesellschaftlichen Auswirkungen verschiedener Ansätze debattiert wird. Eine solche (Re-)Politisierung der Diskussion kann unseres Erachtens als positive Tradition bewegungsnaher Forschungen aufgegriffen werden.

Dass in diesem Jahr gleich mehrere feministische Zeitschriften ein Schwerpunktinteresse an Männlichkeitsforschung entwickeln, werten wir als Anzeichen dafür, dass sich die Geschlechterforschung mehr und mehr zu einem wirklich relationalen Projekt entwickelt, innerhalb eines multidimensionalen Geflechts von Disziplinen, Theorien und Geschlechtern. Was wir am Beispiel der Forschung zu Männern und Männlichkeiten diskutieren, lässt sich in vielerlei Hinsicht auf die Geschlechterforschung insgesamt übertragen.⁶ Wer immer diesen Artikel als Beitrag über ein ‚fremdes‘ Thema versteht, verfehlt dessen zentrale Absicht. Diese liegt nicht in der Auseinandersetzung über Männerforschung, sondern in der Anregung einer Auseinandersetzung unter GeschlechterforscherInnen.

Literatur

- Annuß, Evelyn 1999: Grenzen der Geschlechterforschung. In: *Feministische Studien*, Heft 1, 91-102
- Bourdieu, Pierre; Wacquant, Loic 1996: *Reflexive Anthropologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Geden, Oliver; Moes, Johannes 2000: Reflexive Männerforschung. In: *Die Philosophin*, Heft 22, im erscheinen
- Hark, Sabine 1998: Umstrittene Wissensterritorien. Feminismus und Queer Theory – Reflexivität als Programm. In: *Verqueere Wissenschaft? Zum Verhältnis von Sexualwissenschaft und Sexualreformbewegung in Geschichte und Gegenwart*. Ursula Ferdinand; Andreas Pretzel; Andreas Seeck (Hg.), Münster: Lit, 13-24
- Weber, Max 1904: Die „Objektivität“ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis. In: *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*; Ders., Tübingen: Mohr 1988, 146-214

⁶ Vgl. dazu auch die kaum rezipierten Ansätze von Hark 1998 und Annuß 1999.

Biographische Notiz

Johannes Moes studierte Politikwissenschaft und Soziologie und arbeitet zur Zeit an einer Dissertation über die Bedeutung des Internets für Nicht-regierungsorganisationen.

Oliver Geden studiert Gender Studies und Europäische Ethnologie an der Humboldt-Universität zu Berlin; er arbeitet zur Zeit an einer Masterarbeit zu Männlichkeitskonstruktionen im Rechtsextremismus.

Rezensionen

Stephan Höyng; Ralf Puchert: Die Verhinderung der beruflichen Gleichstellung. Männliche Verhaltensweisen und männerbündische Kultur.

Bielefeld: Kleine Verlag 1998, (Wissenschaftliche Reihe Bd. 108), ISBN 3-89370-289-X, DM 44.80, 334 Seiten

Seit einiger Zeit sind Antidiskriminierungsgesetze und die Verpflichtung – zumindest im öffentlichen Dienst –, Gleichstellungspolitik als ein Mittel der Steuerung zu entwickeln und konkret umzusetzen, Bestandteil unserer sozialen Wirklichkeit. Gleichstellungspolitik wird allerdings bislang als Domäne von (wenigen politisch aktiven) Frauen gesehen; sie ist auch weder für die (männlich dominierte) Politikwissenschaft, noch für die Mehrheit von Frauen- und Geschlechterforscherinnen ein interessanter Gegenstand. Weitgehend unbekannt ist auch, wie Männer auf der betrieblichen Ebene mit erfahrbaren Diskriminierungen qua Geschlecht umgehen, wie sie sich zu Gleichstellungspolitik bzw. konkreten Gleichstellungsmaßnahmen verhalten und welche ihrer lebensweltlichen Erfahrungen und Kontexte Potenziale für ein Interesse an Gleichstellung enthalten (können). Höyng und Puchert, die sich

in der „patriarchatskritischen Männerforschung“ (19) sowie in der Tradition der von Frauenbewegung und -forschung geprägten „materialistischen Analysen von Herrschaftsverhältnissen“ (11) verorten, haben in einigen Gruppen („Organisationseinheiten“ 197) der Berliner Senatsverwaltung untersucht, „unter welchen Bedingungen und Konstellationen (...) Männer Gleichstellungsbestrebungen (unterstützen) und (...) Gleichstellungsmaßnahmen aktiv um(setzen)“ (17).

Sie verstehen ihre auf Männer fokussierten Forschungen als „Vorarbeiten für relationale Geschlechterforschung“ (180), die bislang „im deutschsprachigen Raum mehr theoretisch beschworen denn konkret umgesetzt“ wird (15). Ihrer Studie, die sich im wesentlichen auf einer mikro- und mesosozialen Ebene bewegt, liegen folgende Untersuchungsfragen zugrunde:

- Wie können Männer als „Akteure und Betroffene in einem kulturellen Kontext“ (16) in den Blick genommen werden, d.h. mit ihren Widerständen, Ängsten, Vorurteilen und Erwartungen?
- Wie muss der (forschende) Blick auf „Positionen von Männern in der Geschlechterhierarchie“ erweitert werden, um „ihre Einstellung zu

Gleichstellung im Kontext ihrer grundlegenden beruflichen Orientierungen und Ziele sowie im Zusammenhang ihrer Verankerung in beruflichen wie anderen Lebenswelten zu verstehen“ (ebd.)?

- Welchen Einfluss hat patriarchale Arbeits- und Organisationskultur, insbesondere in ihren informellen, „männerbündischen“ Formen auf die Einstellung von Männern zu Gleichstellung?

Eine kritische Sichtung vorliegender theoretischer und empirischer Studien bestätigt die Vermutung der Autoren, wie Männer Differenz und Diskriminierung wahrnehmen: Unterschiede zwischen den Geschlechtern werden primär als individuelle, nicht gesellschaftlich produzierte gesehen; die Wahrnehmung von Diskriminierung wird solange vermieden, bis Probleme zu offensichtlich werden; Differenz und Diskriminierung werden nur soweit zur Kenntnis genommen, als sie „Interessen bezüglich Absicherung ihrer Stellung und Aufstieg in der Hierarchie“ nicht widersprechen; Männer, die in der Hierarchie ‚oben‘ stehen, können es sich eher leisten, Diskriminierungen wahrzunehmen (105).

In einer ausführlichen Rekonstruktion von Merkmalen moderner Bürokratie und männerbündischer Kultur arbeiten Höyng und Puchert außerdem im 1. Teil ihrer Abhandlung heraus, durch welche männerbündischen Aspekte die öffentliche Verwaltung sich gegenwärtig als lebendiger Ort einer patriarchalen Arbeits- und Organisationskultur ausweist. Für ihre im 2. Teil vorgestellten Ergebnisse ihrer

mikrosozialen Untersuchung in der Berliner Senatsverwaltung gehen sie zugleich von „unterschiedlichen Arbeitskulturen in Verwaltungen“ aus, die in ihren „Ausprägungen“ (177) zu untersuchen sind, nicht zuletzt, um Potenzialen für eine positive Einstellung/ Haltung von Männern zu Gleichstellung auf die Spur zu kommen. Konzeptionell gehen Höyng/ Puchert dabei von drei wichtigen Ausdifferenzierungen der „männlichen Individualitätsform“ (71) aus: dem „guten Ernährer“, dem „Übererfüller“ (beruflicher Anforderungen), sowie „Verweigerern und Zeitpionieren“ (71-78). Diese Ausdifferenzierungen bieten Männern unter den gegenwärtigen Bedingungen unterschiedliche Spielräume für die individuelle Gestaltung und Sinnggebung des aus dem modernen Geschlechterverhältnis resultierenden ambivalenten Verhältnisses von Beruf und Familie. Für die empirischen Untersuchungen sind sie theoretisch orientierend, weil sie die Lebenswelt der Akteure in ihrer Ganzheitlichkeit erfassen, also Einflüsse auf die Einstellung von Männern zu Gleichstellung wahrzunehmen erlauben, die außerhalb der Erwerbssphäre liegen.

Die im 2. Teil dargestellten Ergebnisse der empirischen Untersuchungen in vier „Organisationseinheiten“ der Berliner Senatsverwaltung (Grundlagenentwicklung, Antragsberatung, Technik und Stammtisch vgl. 197-201) sind eine spannende und anregende Lektüre. Diese nicht so sehr wegen der Erkenntnisse – dass das Verhältnis der befragten Männer zu Gleichstellung im Dreieck von rheto-

rischer Zustimmung/ Aufgeschlossenheit, Untätigkeit und interessen geleiteter Nichtwahrnehmung beschrieben werden kann, war kaum anders zu erwarten. Aber durch die Art und Weise, wie Höyng und Puchert die vier Organisationseinheiten als komplexe Figurationen nachzeichnen, können sowohl Differenzierungen in den Einstellungen zu Gleichstellung als auch Gründe dafür sichtbar gemacht werden, warum sich „gute Ernährer“, „Übererfüller“ bzw. „Verweigerer und Zeitpioniere“ tendenziell an bestimmten Orten der betrieblichen Organisation und Hierarchie konzentrieren, welche Formen partnerschaftlicher Beziehungen, familiärer Arbeitsteilungen bzw. der Wertschätzung von Frauenerwerbsarbeit damit korrespondieren, und welche direkten oder eher subtilen Strategien Männer entwickeln, wenn es um die Abwehr von Gleichstellungsmaßnahmen geht, die die eigene Position beeinträchtigen könnten. Deutlich werden also auch zumindest Ansätze für neue Bündnisse zwischen Männern und Frauen in Sachen Gleichstellung, die aus veränderten Arbeitsanforderungen und –abläufen einerseits, außerberuflichen Interessen andererseits resultieren (können).

Überdeutlich zeigt die Arbeit von Höyng und Puchert, wie dringend notwendig Forschungen sind, die die Art und Weise, wie Männer und Frauen ‚Geschlecht‘ in ihren sozialen Praxen strategisch einsetzen, genauer in den Blick nehmen. Für eine ‚relationale Geschlechterforschung‘ haben die Autoren, indem sie

differenzierte ‚Männlichkeiten‘ sichtbar gemacht haben, und nicht von ‚festen‘ männlichen bzw. weiblichen Geschlechteridentitäten ausgehen, eine Vorarbeit geleistet.

Irene Dölling

Christine Eifler; Ruth Seifert (Hg.): Soziale Konstruktionen – Militär und Geschlechterverhältnis.

Münster: Westfälisches Dampfboot 1999, ISBN 3-89691-211-9, DM 39.80, 281 Seiten

In dem Buch von Seifert und Eifler sind Texte versammelt, die auf ganz unterschiedliche Weise mit dem Thema Geschlechterverhältnis im und um das Militär umgehen. Sie geben einen guten ersten Einblick in die vielfältigen Zusammenhänge von Geschlecht und Militär.

Die AutorInnen kommen aus verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen und gehen theoretischen, historischen, politischen und international vergleichenden Fragestellungen nach. Dabei zeigt sich, dass das Militär eine wichtige Institution zur historischen Konstruktion von gesellschaftlichen Geschlechterkonstellationen ist und dass es zugleich in seiner Organisation und Legitimation von gesellschaftlichen – durchaus variablen – Geschlechtervorstellungen abhängig ist. Somit stellt sich also das Militär als ein fruchtbares Untersuchungsfeld für Geschlechterforschung dar, und ebenso trägt der geschlechtssensible Blick viel zur kritischen Analyse von Militär und

Krieg bei. In Deutschland zeigte sich dennoch bis in die letzten Jahre in diesem Bereich ein auffälliges Forschungsdefizit. Erklärtes Ziel dieses Buches ist es, diese weißen Flecken in der Forschungslandschaft etwas zu füllen.

Der erste Teil des Buches widmet sich vor allem theoretischen Fragen. Zu Beginn analysiert Yuval-Davis (GB/Israel, Gender & Ethnic Studies, Reserveoffizierin) das Verhältnis von Frauen und Militär und richtet dabei ihr Hauptaugenmerk auf den Zusammenhang zwischen der Stellung von Frauen in Streitkräften und ihrer Position in der zivilen Gesellschaft. Frauen waren schon immer an der Kriegsführung beteiligt, die Art und Weise ihres Einbezugs variiert jedoch je nach historischen und nationalen Gegebenheiten, wobei die offizielle Zulassung von Soldatinnen nie problemlos war und ist. Laut Yuval-Davis lässt sich kein zwingender Zusammenhang von Bürgerrechten und Militärdienst ausmachen, weder für alle Männer noch für Frauen.

Danach stellt Ruth Seifert (Deutschland, Sozialwissenschaftlerin) die internationale und die deutsche Debatte zu Geschlecht und Militär vor, die sowohl biologisch als auch moralisch geprägt ist. In feministischen Diskussionszusammenhängen ist das Bewusstsein weit verbreitet, dass das Militär eine wichtige Institution zur Nationenbildung und eine bedeutende Stütze des Patriarchats ist. Große Uneinigkeit besteht jedoch darüber, wie sich Feministinnen friedenspolitisch enga-

gieren sollten und ob weibliche Soldaten zu unterstützen seien.

Anschließend zeigt Frank J. Barret (USA, Organisationssoziologe) wie Offiziere unterschiedlicher US-Marine-Einheiten jeweils verschiedene Männlichkeiten konstruieren. Er sieht das Konzept der hegemonialen Männlichkeit bestätigt, denn er erkennt neben der hegemonialen Piloten-Männlichkeit mehrere andere untergeordnete Formen von Männlichkeit, die sich durch jeweils spezifische Merkmale auszeichnen, sich dabei jedoch alle von Frauen abgrenzen.

Der zweite Teil ist eher historisch angelegt. Beispiele vom 19. Jahrhundert bis hinein in die Gegenwart veranschaulichen mosaikartig konkrete Konstruktionsbedingungen von Geschlecht im Zusammenhang mit Militär.

Aus den Beiträgen der schweizer Historikerinnen Marianne Rychner und Katrin Däniker, der österreichischen Soziologin und Historikerin Hanna Hacker, der deutschen Philosophin Christine Eifler und des im Bildungs- und Sozialbereich arbeitenden und forschenden Heinz Bartjes möchte ich beispielhaft die von Däniker und Seifert herausgreifen: Erstere verweist auf die inneren Widersprüche der Soldatenkonstruktion als Bürger und Mann, die sich auftaten, als die Schweizer Armee im Wechsel vom 19. zum 20. Jahrhundert reformiert werden sollte. Einerseits wurde der Antagonismus des Zwangscharakters der allgemeinen Wehrpflicht und des Freiheitsgedankens einer liberalen Gesellschaft sowie die problematische Situation des Soldaten, der als Staats-

bürger einer Demokratie im Militär zum Untertan der Armee wurde, deutlich. Andererseits wurde das Militär zur Eliteschule der Männlichkeit, obwohl sich der Soldat durch den Dienst als Wehrpflichtiger in einer eher weiblichen Situation befindet: entindividualisiert, zum Objekt gemacht und oftmals weiblich konnotierte Tätigkeiten ausführend.

Vom öffentlichen Umgang mit dem Massenphänomen der Vergewaltigung durch sowjetische Soldaten in der Zeit nach dem 2. Weltkrieg in der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) handelt der Beitrag von Christine Eifler. Sie beschreibt die Nachkriegszeit als einen äußerst intensiven Prozess der Vergeschlechtlichung, in dem Körpern eine zentrale Rolle zukommt. Weibliche Körper waren als Symbol für Kultur auch im Frieden, der offiziell als das Ende von Töten und Verletzen gilt, Ziel von Zerstörung. Vergewaltigung als politische Waffe im Krieg geriet in der offiziell befriedeten SBZ außer Kontrolle. Eine mit dem Kult um männliche Opfer vergleichbare Anerkennung gab es für die betroffenen Frauen nicht, statt dessen waren sie öffentlicher Bagatellisierung und Ignoranz ausgesetzt.

Der dritte und letzte Komplex beschäftigt sich mit der Frage, wie sich die Situation von Frauen in verschiedenen militärischen Verbänden konkret gestaltet. Internationale Vergleiche zeigen Gemeinsamkeiten auf, wie z.B. die zahlenmäßige Begrenzung, die sexuelle Belästigung sowie den Ausschluss aus bestimmten wichtigen Positionen und Tätigkeiten anhand der oft schwer

handhabbaren Kategorien Front-Etappe und Kampf-Nichtkampf. Jedoch bestehen auch nationale Besonderheiten. Laut der These von Cynthia Enloe (USA) wird in US-amerikanischen Einheiten die Zulassung von weiblichen Soldaten durch die Betonung ihrer Professionalität anstelle ihrer staatsbürgerlichen Tätigkeit ohne Schaden an der vergeschlechtlichten politischen Kultur möglich. In Israel sind jedoch nationale Ideologien und politische Grundsätze so eng mit Militär verbunden, dass dort, wie Nira Yuval-Davis zeigt, Frauen und Männer im Militär rigoros segregiert und anders behandelt werden müssen.

Dem Band ist eine aktuellere Forschungsnotiz beigefügt, in der sich Judith Stiehm (USA) mit Peacekeeping anhand von UN-Daten auseinandersetzt. Sie zeigt, dass Frauen dabei stark unterrepräsentiert sind, wobei, so Stiehms These, ihre Abwesenheit auch eine Abwesenheit von zur Konfliktlösung vorteilhaften Talenten und Standpunkten bedeutet. Eine wesentliche Schwäche des Bandes ist, dass die Texte nicht mehr aktuell sind. Dadurch sind nicht nur die empirischen Beiträge des dritten Teiles teilweise überholt – beispielsweise konnte z.B. Yuval-Davis noch nicht berücksichtigen, dass in Israel seit 1995 auch für Frauen die Beteiligung an Kampfeinsätzen möglich ist und somit bisherige Argumentationen verändert sein müssen. Auch andere neuere Entwicklungen, wie die Änderung der Strategie der NATO mit ihrer inhaltlichen und territorialen Entgrenzung der Einsatz-

möglichkeiten, lassen neue theoretische und empirische Fragen, z. B. der Kriegs- und Krisendefinition, aber auch der Soldatenkonstruktion, aufkommen, die in diesem Band nicht berücksichtigt wurden.

Trotzdem kann dieses Buch einen guten theoretischen und historischen Hintergrund bieten, vor dem die neueren Entwicklungen kritisch beobachtet und bewertet werden können.

Anne Mangold

Heidrun Bründel; Klaus Hurrelmann: Konkurrenz, Karriere, Kollaps. Männerforschung und der Abschied vom Mythos Mann.

Stuttgart: W. Kohlhammerverlag 1999, ISBN 3-17-015902-X, DM 39.80, 207 Seiten

Das offenkundige Anliegen der Autoren ist es, ein adäquates Pendant zur Frauenforschung, die „kritische Männerforschung“, zu entwickeln. Die „kritische Männerforschung“ soll aus den Vorleistungen, welche die Frauenforschung bzw. Frauenbewegung geleistet haben, schöpfen. Die Erfolge der Frauenforschung haben, in den Augen der Psychologin Heidrun Bründel und des Soziologen Klaus Hurrelmann, zu einer Veränderung der „weiblichen Geschlechterrolle“ in allen Gebieten der Gesellschaft geführt und generell betrachtet, viele positive Impulse bewirkt. Mit diesem Ergebnis vor Augen, soll nun auch ein Wandel der „männlichen Geschlechterrolle“ herbeigeführt werden. Diese Veränderung soll von innen nach außen

erfolgen, zuerst muss der einzelne Mann sich und seine Geschlechterrolle, die den Umgang mit dem eigenen Körper, Gesundheit, Beziehungsarbeit und Erwerbsarbeit umfasst, verändern und neu definieren. Durch diesen Prozess soll es zu einer veränderten Rollenauffassung in der Gesellschaft kommen.

Die Publikation ist in vier Kapitel unterteilt und folgt strukturell der Dreiteilung des Titels, das Buch endet in einer Zusammenfassung der Erkenntnisse und Theorien. „Konkurrenz, Karriere, Kollaps“ stehen in diesem Zusammenhang als ironisches Spiel mit den traditionell Frauen zugeschriebenen „K's“: Kinder, Küche und Kirche, denen laut Autoren durch die Mithilfe der Frauenbewegung ein weiteres „K“ – die Karriere – hinzugefügt wurde. Sie gehen davon aus, dass es für beide Geschlechter zwei gleichwertige Sinn- bzw. Orientierungspunkte im menschlichen Leben gibt: Arbeit und Beziehung. Einleitende These ist die Annahme, dass sich die männlichen „K's“ (Konkurrenz, Karriere, Kollaps) nur auf den Lebensbereich Erwerbsarbeit und nicht wie die weiblichen „K's“ auf beide Lebensbereiche beziehen.

Dieser Hypothese nachgehend wird im ersten Kapitel geprüft, ob Männer und Frauen ‚falsch‘ sozialisiert werden, d.h. ob den Geschlechtern geschlechtsspezifische

Verhaltensweisen anezogen werden und diesen zum jeweiligen Nachteil erwachsen können. Dabei steht die als negativ bewertete Entwicklung der Männer im Vordergrund.

Im folgenden Kapitel „Karriere“ wird das Verhalten von Männern und Frauen in Bezug auf Beruf, Macht, Sexualität und Partnerschaft beleuchtet. Es entsteht ein Bild der Lebensbereiche mit allen seinen geschlechtlichen Unterschieden. So wird z.B. der unterschiedliche Umgang mit Macht und Hierarchie in allen Lebensphasen beschrieben und mit Hilfe der Sozialisationstheorien und der Psychologie ‚eindeutig‘ belegt, dass Männer nicht anders können als Macht auszuüben und sich in hierarchische Systeme einzufügen (oder diese zu schaffen).

Das dritte Kapitel, mit seinen Erläuterungen zur Gesundheit und Körperauffassung, ist prägend für die Gesamtaussage des Buches. Hier wird anhand von empirischem Material die Unterschiedlichkeit der gesundheitlichen Konstitution, Lebenserwartung und Körpererfahrung von Männern und Frauen konstatiert. Zentrale Fragestellung ist: „Warum müssen sich Männer permanent überfordern?“. Diese ständige Überforderung in allen Lebensbereichen birgt für Männer eine statistisch belegte kürzere Lebenserwartung (7 Jahre weniger als Frauen) und ein erhöhtes Gesundheitsrisiko.

Abschließend stellen die Autoren das Dargestellte in einen historischen Kontext und resümieren, dass ein Wandel der geschlechtlichen Rollenbilder, Verhaltensweisen und Vorurteile bereits eingesetzt hat, allerdings eher zum Vorteil der Frauen. An dieser Stellen wird der Kreis geschlossen und der LeserIn in einer kurzen Zusammenfassung und Aus-

wertung nahe gelegt, den Weg der „kritischen Männerforschung“ einzuschlagen. Der Verweis auf die Dringlichkeit einer Veränderung der männlichen Verhaltensweisen, Rollen und Lebensmuster wird immer wieder mit den statistisch belegten Hinweisen auf eine, im Vergleich zu Frauen, geringere Lebenserwartung und schlechtere Lebensqualität unterstrichen.

Um ein Subsumieren Einzelner unter eine Geschlechtsgruppe zu vermeiden, betonen die Autoren fortlaufend, dass es keine homogene Gruppe von Männern und Frauen gibt. Arbeitsgrundlage für die Definition von Geschlecht bietet die in der Frauenforschung vertretene Sex-Gender-Theorie. Um die Struktur des biologischen und sozialen Geschlechts darzustellen, greifen Bründel und Hurrelmann im Fall des biologischen Geschlechts auf die Medizin (im Speziellen auf die Genetik) und Biologie zurück. Die Strukturierung des sozialen Geschlecht erfolgt unter Zuhilfenahme des Connell'schen Begriffs der hegemonialen Männlichkeit in Verbindung mit eigenen Theorien aus den Feldern der Soziologie und Psychologie.

Aber die angestrebte Beschreibung heterogener Geschlechtsgruppen kann und wird von den Autoren nicht eingelöst. Die gewählten Beispiele greifen immer auf heterosexuelle Männer mit Beruf, Familie, (bestimmter milieuabhängiger) Karriere und Gesundheitsproblemen (meist durch Arbeitsstress verursacht) zurück. Frauen werden durchweg auf Reproduktion bezogen und als in

heterosexuellen Zweierbeziehungen lebend beschrieben.

Bei der Beschreibung von Männern und Männlichkeit greift das Autorenteam in allen Beispielen auf tradierte Forschungsfelder und Theorien zurück. Im Vorwort wird vermerkt, dass man mit Hilfe der durch die Frauenforschung neu formulierten und definierten Theorien eine andere Sichtweise für die „kritische Männerforschung“ erlangen möchte. Leider erwecken die weitergehenden Ausführungen den Eindruck eines Ignorierens eben dieser feministischen Theorien: Sie werden wahllos auseinandergerissen und für die eigene Arbeit neu zusammengesetzt, oft mit dem Verlust der daraus folgenden Erkenntnisse. So ist ein Sich-Berufen auf die genetisch festgelegte Unterschiedlichkeit der Geschlechter eher ein ‚Wasser auf die Mühlen gießen‘ derjenigen, die behaupten, dass die Geschlechterdifferenz qua Natur gegeben und dass ‚Sex‘ nicht kulturell konstruiert ist. Die ständige Wiederholung der Andersartigkeit der Geschlechter in den ersten drei Kapiteln lässt die LeserIn weitergehend ZeugIn dieser Differenz werden und diese in sich aufnehmen. Auch das Einlenken und Benennen anderer Theoriediskurse macht diesen permanenten Rekurs nicht wett.

Insgesamt lässt der Titel „Männerforschung und der Abschied vom Mythos Mann“ einen anderen Inhalt vermuten. Beim Lesen ist man vergeblich auf der Suche nach dem „Abschied vom Mythos“. Des Weiteren erwecken Formulierungen und Thesen der beiden Autoren den Eindruck

eines Machtdefizits bei Männern gegenüber Frauen und gleichen einem Aufruf, manchmal gar einer Drohung, an die männlichen Leser, ihre tradierte Männlichkeit zu Gunsten eines längeren Lebens und einer harmonischen Lebensführung aufzugeben: „Das Ausleben traditioneller Männlichkeit schädigt vor allem die Gesundheit von Männern und beeinträchtigt ihre Lebenserwartung...“. Auslegungen der aufgeführten Statistiken (Sterblichkeitsrate bei Kindern, gesundheitliche Einschränkungen und Selbstmordgefährdung) werden mit Bravour ‚abschreckend‘ für den männlichen Leser ausgelegt und entwickeln ein ‚Horrorszenario‘, dem ‚Mann‘ nur durch Abwendung vom bisherigen ‚männlichen‘ Lebensweg entkommen kann.

Abschließend ist zu sagen, dass aus der Sicht der LeserIn, die Ansprüche des Buches nicht eingelöst wurden. Es sind keine neuen Impulse für die Entstehung einer „kritischen Männerforschung“ ersichtlich; es handelt sich vielmehr um eine Aneinanderreihung, teils streitbarer, Theorien aus den Feldern der Sozialisationsforschung, Medizin und Psychologie. Streckenweise kann sich die LeserIn nicht dem Verdacht erwehren, eine gut recherchierte wissenschaftlich Bestandsaufnahme tradierter Männerbilder vor sich zu haben, aber keine kritische Analyse derselben.

Svea Raßmus

Peter Loos: Zwischen pragmatischer und moralischer Ordnung. Der männliche Blick auf das Geschlechterverhältnis im Milieuvvergleich.

Opladen: Leske + Budrich 1999, ISBN 3-8100-2272-1, DM 48.00, 304 Seiten

In der deutschsprachigen Geschlechterforschung liegen gegenwärtig zwei umfangreiche, detailreiche und lezenswerte Monographien vor, die sich mit einer gegenstandsadäquaten Konzeptualisierung der Kategorie Männlichkeit beschäftigen haben: „Frauen sind wie andere Planeten“ von Cornelia Behnke (1997) und „Geschlecht und Männlichkeit“ von Michael Meuser (1998). Einen weiteren Beitrag zur Männerforschung präsentiert nun Peter Loos mit seinem Buch „Zwischen pragmatischer und moralischer Ordnung“. Alle drei Arbeiten entstanden im Kontext des Forschungsprojektes zu „Kollektiven Orientierungen von Männern im Wandel des Geschlechterverhältnisses“, die anhand von Gruppendiskussionen mit Männern, unter anderem Angehörigen der Bundeswehr, von Sportmannschaften, aber auch Männergesprächskreisen und einer Männerwohngemeinschaft untersucht wurden. Die Männer wurden zu ihren Erfahrungen und Vorstellungen bezüglich Familie, Beruf und Partnerschaft befragt.

Das Hauptanliegen dieser Arbeit ist die Herausarbeitung der Deutungsmuster von Maskulinität und darauf aufbauend einer „Milieutypik“ und einer „Entwicklungstypik“, worunter Loos die „geschlechtliche Individu-

ierung“ versteht. Dies geschieht in der Form von Fallbeschreibungen. Peter Loos versteht unter pragmatischer und moralischer Ordnung eine grundlegende Struktur der jeweiligen konjunktiven Erfahrungsräume, innerhalb derer man – dann auf einer anderen Ebene – wiederum pragmatisch oder moralisch handeln kann. „Das bedeutet, wenn Geschlecht als moralische Kategorie verwandt wird, ist dies Ausdruck der moralischen Ordnung des zugrunde liegenden konjunktiven Erfahrungsraumes. Ebenso wie Geschlecht als pragmatische Kategorie ist Geschlecht als moralische Kategorie funktional zum jeweiligen Erfahrungsraum“ (289).

Der 1. Teil des Buches beschäftigt sich auf der theoretischen Ebene mit den Universalisierungstendenzen in der Geschlechterforschung. In den Mittelpunkt wird dabei der momentan im Zentrum der Rezeption stehende konstruktivistische Ansatz gestellt, der wiederum auf Mannheim und Garfinkel zurückgeführt wird. Dieser konstruktivistische Ansatz wird von Loos zu einem Interpretationsverfahren weiterentwickelt. Im 2. Teil des Buches untersucht Peter Loos anhand von Fallbeschreibungen (Gruppen aus dem Arbeitermilieu, z.B. „Kaffee“, „Knick“, „Feld“, und Gruppen aus dem bürgerlichem Milieu, z.B. „Hand“, „Quadrat“, „Junge Väter“) wie Männlichkeit(en) von Männern diskursiviert werden. Es zeigte sich, dass die meisten Gruppen die Eingangsfrage nach der Bedeutung des Mannseins diese zunächst als „schwierige Frage“ charakterisierten. Die Männer können

in der Frage zunächst keinen Sinn entdecken.

Peter Loos kommt zu dem Ergebnis, dass die Männer aus dem Arbeitermilieu (die Gruppen „Kaffee“, „Knick“, „Feld“) sich strikt weigerten, der Geschlechtszugehörigkeit irgendeine Bedeutung zuzumessen oder gar – bis auf die rein physiologischen Merkmale – irgendwelche Unterschiede zwischen Mann und Frau anzuerkennen. Sie sind der Meinung, dass sowohl Männer als auch Frauen arbeiten sollten, weil dies zum einen nur gerecht sei, zum anderen wäre eine Arbeitsteilung, die sich an Geschlechtsrollenstereotypen orientiert, unökonomisch, weil damit die individuellen Fähigkeiten der Partner nicht zum Tragen kämen.

Die Gruppen aus dem Arbeitermilieu sehen sich in einer Frontstellung zur Gesellschaft; diese ist für sie die „Sphäre der heteronomen Bedingungen“, mit denen sie sich auseinandersetzen müssen. Generell unterscheidet Loos zwischen der „Sphäre der Autonomie“, in der das Individuum Ansprüche auf Selbständigkeit und Unabhängigkeit verwirklichen kann, und eine „Sphäre der Heteronomie“, in der es sich als unselbständig und abhängig erfährt. Zu den heteronomen Bedingungen gehören zum einen die Zwänge, die sich aus der Notwendigkeit, den Lebensunterhalt zu verdienen, ergeben, und zum anderen Rollenanforderungen (zu denen auch Geschlechtsrollenerwartungen gehören), die mehr oder weniger dysfunktional in Hinblick auf die Bewältigung des Alltags sind. Die Partnerschaft hingegen stellt für die

Gruppen aus dem Arbeitermilieu die „Sphäre der Autonomie“ dar. Sie wird von Rollenanforderungen freigehalten, weil nur dadurch eine realitätsgerechte und ökonomische Bewältigung des Alltags möglich ist.

In den Gruppendiskussionen der Männer aus dem bürgerlichen Milieu (die Gruppen „Hand“, „Junge Väter“, „Quadrat“) standen vor allem Probleme der Kontaktaufnahme und der Kommunikation bzw. des Zusammenlebens mit Frauen im Vordergrund. Dabei erschienen die Frauen als das Fremde bzw. das Andere. Die Gruppe „Junge Väter“ beispielsweise ging davon aus, dass das Zusammenleben bzw. der Kontakt mit Frauen nicht zu einer Angleichung der Perspektiven von Männern und Frauen führe. Probleme und Schwierigkeiten in der Partnerschaft wurden nicht kommunikativ bewältigt, sie wurden jeweils in geschlechtshomogenen Eigengruppen besprochen. Die Männer versuchten daher, einen Konsens in der Partnerschaft durch den Rekurs auf abstrakte Prinzipien herzustellen. Bei dieser Gruppe ist es das „Prinzip der Verantwortung“. Die Übernahme der Verantwortung beschränkte sich in der Realität allerdings auf die Anwesenheit bei der Geburt der Kinder oder die Sterilisation.

Für die bürgerlichen Gruppen, so Peter Loos, ist die Partnerschaft die „Sphäre der Heteronomie“ und das, was außerhalb von ihr liegt, die „Sphäre der Autonomie“. Entsprechend verläuft bei den bürgerlichen Gruppen die (geschlechtliche) Individuierung nicht in der Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen

Zwängen als Suche nach partnerschaftlicher Autonomie, sondern in Auseinandersetzung mit der Partnerschaft bzw. den Frauen als Suche nach individueller Autonomie.

Nach Loos lassen sich demnach zwei verschiedene Wege der Abkehr von alten Geschlechtsstereotypen feststellen. Männer aus dem Arbeitermilieu geben diese im Zuge der Entwicklung einer pragmatischen Orientierung auf, was mit dem Zwang zur Sicherung des Lebensunterhaltes und Erwerbsarbeit im Zusammenhang steht. Bei den Gruppen aus dem bürgerlichen Milieu hingegen hat sich gezeigt, dass die traditionellen Geschlechtsstereotypen ersetzt werden durch die Teilhabe an einem moralischen Diskurs über das Geschlechterverhältnis, der neue Geschlechtsstereotypisierungen bereitstellt. Ein wesentlicher Unterschied in Bezug auf eine „Entwicklungstypik“ besteht also zwischen den Gruppen aus dem Arbeitermilieu und denen aus dem bürgerlichen Milieu darin, dass erstere eine Partnerschaft nicht antizipieren, sondern sie dann, wenn sie eingetreten ist, pragmatisch strukturieren. Die Gruppen aus dem bürgerlichen Milieu hingegen antizipieren eine Partnerschaft, wobei hier Geschlechtsrollenstereotype ihren spezifischen Sinn bekommen.

Die Untersuchung von Peter Loos zeigte, dass sich die Männer vor milieuspezifisch unterschiedliche „Entwicklungsaufgaben“ gestellt sahen. Das bedeutete für die Männer aus dem Arbeitermilieu eine Abwehr von Heteronomie und für die Männer aus dem bürgerlichen Milieu die Be-

wahrung von Autonomie. Damit lassen sich idealtypisch zwei unterschiedliche Entwicklungsverläufe skizzieren. Für die Männer aus dem Arbeitermilieu beginnt nach der Schule mit der Aufnahme der Lehre eine Phase, in der sie heteronomen Bedingungen ausgesetzt sind. Die sich entwickelnde Partnerschaft wird zu einer „Insel der Autonomie“ innerhalb der Umwelt der heteronomen Gesellschaft. Für die Männer aus dem bürgerlichen Milieu stellt die Zeit nach der Herauslösung aus der Herkunftsfamilie eine Phase der Autonomie dar, die von einer Partnerschaft tendenziell gefährdet wird.

Peter Loos stellt mit seiner Analyse fest, dass auch der Übergang aus der Herkunftsfamilie in die eigene Familie eine jeweils milieuspezifische Bedeutung zur Folge hat. Vergleicht man die Gruppen aus dem Arbeitermilieu mit denjenigen aus dem bürgerlichen Milieu, wird deutlich, dass bei diesen Gruppen jeweils unterschiedliche Konzepte des Verhältnisses von Individuum und Gesellschaft existieren, die auch den Vorstellungen geschlechtlicher Identität und der Partnerschaft unterliegen. Wie bereits dargestellt wurde, bedeutet für die Gruppen aus dem bürgerlichen Milieu die Partnerschaft eine durch Rollen strukturierte Beziehung und sie wird als solche antizipiert. Ebenso hat sich gezeigt, dass die Gruppen aus dem Arbeitermilieu eine derart strukturierte Beziehung ablehnen. Es handelt sich also bei der Unterscheidung zwischen „moralischer“ und „pragmatischer Ordnung“ jeweils um einen milieuspezifischen „männlichen Habitus“,

der dann nicht nur die Berufswahl sondern auch die Geschlechterbeziehungen strukturiert.

Insgesamt lässt sich resümieren, dass Peter Loos eine interessante, lesenswerte Arbeit zum Thema Männlichkeit vorgelegt hat, in der er versucht zu zeigen, wie sich milieuspezifische Vorstellungen der Geschlechterordnung entlang von „Entwicklungsphasen“ bilden und verfestigen.

Doreena Gelse

Jacob Jacobson: Queer Desire in Henry James. The Politics of Erotics in The Bostonians and The Princess Casamassima.

Frankfurt a.M.; Berlin; Bern; Bruxelles, New York; Oxford; Wien: Peter Lang 2000, ISBN 3-631-35973-X, DM 45.00, 233 Seiten

Der Anglist Jacob Jacobson untersucht in diesem Buch den homosexuellen Subtext in zwei Romanen des Autors Henry James, „The Bostonians“ (1886) und „The Princess Casamassima“ (1886), um homosexuelle Liebe als Strategie des subversiven Begehrens im Text kenntlich zu machen. Er beruft sich dabei auf Theoretiker, die zur ‚Queer Theory‘ und zur feministischen Theoriebildung gerechnet werden: Judith Butler, Michel Foucault, Eve Kosovsky Sedgwick und auf die freudsche Psychoanalyse, ohne dabei den historischen und kulturellen Hintergrund des viktorianischen Zeitalters in den USA aus den Augen zu lassen.

Diese umfangreiche und detaillierte Studie beginnt mit einer genauen Begriffsklärung von „queer“, das Jacobson von dem Begriff „homosexuell“ unterscheidet, da er mit „queer“ alles Nichtnormative innerhalb eines sozialen Kontextes meint, also eine Pluralität von Identitäten, die nicht in die binären Paare homosexuell-heterosexuell passen. Im Gegensatz zu „homosexuell“ ist „queer“ nicht fest umrissen und umfasst eine Vielfalt an Subjektpositionierungen, die oft als das verstörende, konstituive Außen zu einer illusorischen Geschlechterordnung fungieren. Er hebt jedoch auch die Gefahr hervor, „queer“ mit Päderasterie gleichzusetzen und begrenzt den Begriff mit der Idee der einvernehmlichen sexuellen Handlungen. Besonders interessant ist das darauf folgende Kapitel, das sich mit der viktorianischen literarischen Tradition von Männlichkeit und „Queerness“ auseinandersetzt, und zwar über verschiedene Genres und Texte hinweg, von viktorianischer Pornographie über Oscar Wildes „Das Bildnis des Dorian Grey“ hin zu „Dracula“ von Bram Stoker. Der Autor verweist dabei auf die Häufigkeit eines homoerotischen Austauschs unter Männern über ein Beziehungsdreieck mit einer Frau in den Texten und auf die verdeckten und dennoch für Zeitgenossen verständlichen Codes für schwules Begehren. Die Bedrohung der schwul-lesbischen HeldInnen liegt für ihn nicht in der unterdrückten Homosexualität und der darin enthaltenen Drohung des „beast in the closet“, wie Eve Kosovsky Sedgwick

es so schön nannte, sondern in der sehr realen und äußerst strikten Gesetzgebung von männlicher Homosexualität dieser Zeit.

Im zweiten Abschnitt des Buches, der „The Bostonians“ gewidmet ist, untersucht Jacobson die Liebesbeziehung zwischen Olive Chancellor und Verena Tarrant, die eine der damals üblichen „Bostoner Ehen“ unter Frauen führten. Diese lesbische Liebesbeziehung, die in einem feministischen Milieu in Boston stattfindet, wird durch die Entführung von Verena Tarrant durch den Südstaatler Basil Ransom abrupt beendet. Basil Ransom entführt diese, um sie zu heiraten, doch die Ehe steht, wie es im Text heißt, unter keinem guten Vorzeichen. Der Autor analysiert diesen Roman unter einer feministischen Perspektive, die er sinnvoll mit seinem Ansatz der „Queer Studies“ verknüpft, und die es ihm ermöglicht, nicht nur den sexuellen lesbischen Subtext der Beziehung der beiden Frauen, sondern auch die Rolle von Basil eben nicht als desjenigen, der in das lesbische Begehren eingreift, sondern als Sprecher des heterosexuellen, patriarchalen Denkens zu entlarven. Obwohl in diesem Roman Frauen als aktive Vermittlerinnen von politischen und sozialen Veränderungen dargestellt werden, ist an der Figur von Verena Tarrant erkennbar, dass sie sich ihren Körper und ihr Begehren nicht aneignen kann und schließlich, um Mutter zu werden, sich einem konservativen Mann an den Hals werfen muss. Jacobson erläutert das Dilemma einer bisexuellen Frau, die im

Amerika des 19. Jahrhunderts keine Möglichkeit hat, ihre ‚queere‘ Identität auszuleben, und sich stattdessen einer unglücklichen Ehe unterziehen muss. Denn zu jener Zeit war ein so herausforderndes Verhalten nicht denkbar, und so musste diese subversive Erotik textuell wieder gezähmt werden. Der Roman wurde auch so von der zeitgenössischen Kritik als Roman skandalösen lesbischen Begehrens gelesen und war wenig erfolgreich.

Ähnliche Dreiecksbeziehungen durchziehen auch „The Princess Casamassima“ im nächsten Kapitel, diesmal unter schwulen und anarchistischen Vorzeichen. Der proletarische Buchbinder Hyacinth, eigentlich ein illegitimer Sohn eines Grafen, bildet zusammen mit der Prinzessin Casamassima und Paul Muniment ein Liebesdreieck, in dem über die Prinzessin ein homoerotisches Begehren ausgetauscht wird. Dieser Roman spielt im Anarchistenmilieu Londons und endet mit dem Selbstmord Hyacinths. Jacobsons eigentlicher Beitrag zur Interpretation schwulen Begehrens in diesem Text ist seine originelle Deutung dieses Selbstmords als erotisch aufgeladene Geste des Triumphs über eine repressive Sexualpolitik im Schlusskapitel. Anstelle Paul Muniment zu ermorden, wie es die revolutionäre Aufgabe des Anarchisten Hyacinth war, tötet er sich lieber selbst: die erotischste aller Taten. In der viktorianischen Literatur der „gothic novels“ wird der Tod erotisch aufgeladen, da offensichtliche Sexualität verpönt war. Jacobson argumentiert, dass dieser

Selbstmord eine Transgression normativen Verhaltens ist, und dadurch eine Aneignung des eigenen Körpers. Den Selbstmord könnte man dann auch symbolisch in Verbindung mit der Autoerotik der Selbstbefriedigung bringen. Selbstmord als ultimative politische und subversive Geste. Die Studie des ‚queeren‘ Subtextes und seiner Strategien zur Unterminierung rigider Geschlechtnormen und Begehrensmuster in diesen bei-

den Romanen führt einen wichtigen Ansatz in der Debatte um „Queer Theory“ und Literaturwissenschaft weiter und bereichert nicht nur die Henry James Forschung, sondern auch die Literaturwissenschaft an sich. Eine durch sprachlichen Witz angenehme Lektüre wird mit breitem Hintergrundwissen zur Zeit ergänzt.

Eva Gundermann

Bisher erschienene Hefte:

Hefte 1-3/1997:

Filmfrauen – Zeitzeichen

Die ersten drei Hefte der Zeitschrift beinhalten insgesamt sechs Filmanalysen, die im Zusammenhang mit einer Ausstellung des Filmmuseums Potsdam über die Frauenbilder ‚DIVA‘, ‚ARBEITERIN‘ und ‚GIRLIE‘ im Film der 40er, 60er und 90er Jahre entstanden sind. Zu den Filmen, die von den Wissenschaftlerinnen der Professur für Frauenforschung analysiert wurden, gehören u.a. „Die große Liebe“ mit Zarah Leander, der DDR-Film „Die Legende von Paul und Paula“ und der US-amerikanische Streifen „Tank Girl“. Neben der Rekonstruktion der jeweiligen zeitgeschichtlichen Zusammenhänge und Hintergründe für den Zeitraum der Filmproduktion geht es den Wissenschaftlerinnen vor allem darum, zu analysieren, wie in den Filmen Frauen- und Männerbilder, Vorstellungen von ‚Weiblichkeit‘ und ‚Männlichkeit‘ im Erzählen einer konkreten Geschichte konstruiert werden und wie damit – über die konkrete Geschichte hinausgreifend – „Zeitzeichen“ konfliktärer sozialer Erfahrungen normiert und normalisiert, d.h. in eine sinnhafte Ordnung gebracht werden, die als Deutungsangebot für die ZuschauerInnen fungiert.

Heft 1/1998

Biomacht – Biopolitik

Heft 1/1998 hat den thematischen Schwerpunkt „Biomacht – Biopolitik“ und präsentiert Ergebnisse aus Forschungsprojekten, die in den letzten Jahren an der Professur für Frauenforschung von Irene Dölling, Daphne Hahn und Sylka Scholz realisiert wurden.

Ausgelöst durch eine Mitteilung der Gleichstellungsbeauftragten der Stadt Magdeburg, Arbeitgeber würden Frauen zwingen, sich sterilisieren zu lassen, begann Mitte 1992 eine Pressekampagne zum „Sterilisations-Skandal in Sachsen-Anhalt“, die sich bis 1994/95 mit gelegentlichen Artikeln fortsetzte. In dieser Pressenkampagne nun ging es nur am Rande um die Motive ostdeutscher Frauen, sich sterilisieren zu lassen. Die Sterilisationen waren vielmehr das Ereignis, das Diskurse auslöste, in denen es um Ordnungs-

vorstellungen und Normierungen weit größeren Ausmaßes für den ‚Osten‘ ging.

Im zweiten Teil des Projektes wurden die Motive ostdeutscher Frauen, sich sterilisieren zu lassen, untersucht. Die Ergebnisse zeigen zum einen, dass Medien die Wirklichkeit erst kreieren, die zu beschreiben sie vorgeben, und zum anderen, dass für ihre Konstruktionsarbeit (an Ordnungsvorstellungen) die tatsächlichen Motive von Frauen und ihre Lebenszusammenhänge unwichtig sind.

Diese Motive, die als Ausdruck von ‚Individualisierung‘ zu lesen sind, können nur auf dem Hintergrund der Geschichte der Biopolitik in der DDR angemessen interpretiert werden. Im zweiten Beitrag des Heftes rekonstruiert Daphne Hahn die wichtigsten Phasen des Wandels von restriktiven biopolitischen Regulierungsformen hin zu ‚individualisierteren‘ und ‚modernerer‘, die durch Gesetze, Institutionen, geschichtliche Ausgangsbedingungen und das politische Selbstverständnis der DDR sowie durch äußere Einflüsse beeinflusst und befördert wurden.

Heft 2/1998

Disziplinäre Quergänge

(Un)Möglichkeiten transdisziplinärer Frauen- und Geschlechterforschung

Heft 2/1998 hat den thematischen Schwerpunkt der Transdisziplinarität in der Frauen- und Geschlechterforschung und dokumentiert die Beiträge sowie die Diskussion eines Workshops, der im Sommersemester 1998 an der Universität Potsdam im Rahmen der Planungen zu einem Magisternebenfach „Frauen- und Geschlechterstudien“ stattgefunden hat. Beiträgerinnen sind u.a. Sabine Hark, Maike Baader, Beate Neumeier, Axeli Knapp, Silke Wenk, Ulrike Teubner.

Frauen- und Geschlechterforschung hat wiederholt Interdisziplinarität reklamiert, um das Zugleich von Monotonie und Heterogenität der Reproduktion der Geschlechterhierarchie verstehen zu können. Aus den Einzeldisziplinen heraus waren Grenzgänge in andere Disziplinen geradezu notwendig, um das Dickicht der Geschlechterordnung, die Verknüpfungen zwischen symbolischen, strukturellen und individuellen Dimensionen von Geschlecht zu durchdringen. Der ‚Beziehungssinn‘ zwischen den Disziplinen wurde dabei allerdings selten gepflegt. Wie etwa die moderne Geschlechterordnung selbst zum Ordnungsprinzip und zur Modalität der Produktion wissenschaftlichen Wissens wurde, war allenfalls eine Randfrage. Der reflexive Blick auf die Prozesse der wechselseitigen Konstitution von Disziplinargrenzen gerade durch interdisziplinäre Herangehensweisen blieb

bisher weitgehend aus. In einer transdisziplinären Orientierung von Frauen- und Geschlechterstudien würde daher gerade die je fachspezifische Konstitution von Gegenständen, Methoden und disziplinären Grenzen sowie die durch sie bestimmten bzw. beschränkten Perspektiven zum Gegenstand, wenn es darum gehen soll, die überschneidenden Problemfelder, die sich aus der Perspektive der Geschlechterdifferenz als relevant erweisen, zwischen den Disziplinen zu bearbeiten. In einer transdisziplinären Perspektive also stünden die Disziplinengrenzen selbst zur Disposition, Teil der Lehr- und Forschungspraxis wäre die Frage, wie verschiedene disziplinäre Zugänge die Objekte des Wissens konstruieren und was das für die möglichen Erkenntnisse bedeutet.

Heft 1/1999

Welche Zukunft?

Perspektiven der Frauen- und Geschlechterforschung in den Disziplinen

Das Schwerpunktthema von Heft 1/1999 der Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung ist Zukunft: Die Zukunft der Frauen- und Geschlechterforschung in den Disziplinen und vor allem die Zukunft der Kategorie ‚Geschlecht‘ für die Produktion wissenschaftlichen Wissens. Die Texte entstanden im weiteren Kontext der Arbeit von Potsdamer WissenschaftlerInnen verschiedener disziplinärer Herkünfte an einem als ‚transdisziplinär‘ projektierten Nebenfachstudiengang zu Frauen- und Geschlechterstudien. Im Verlauf unserer Diskussionen wurde eins ums andere Mal deutlich, wie unterschiedlich das jeweilige Verständnis von ‚Geschlecht‘ und ‚Geschlechterforschung‘ qua disziplinärer Herkunft ist. Nach einer intensiven Auseinandersetzung mit Konzepten von ‚Transdisziplinarität‘, dokumentiert in Heft 2/1998 der Potsdamer Studien, wollten wir nun genauer wissen, wie das Verhältnis von ‚Geschlecht‘ und ‚Disziplin‘ ist, welchen Status ‚Geschlecht‘ für die disziplinäre Wissensproduktion hat, ob es deren Fundament und/oder Horizont ist bzw. sein sollte, und wie ‚Geschlecht‘ in den einzelnen Disziplinen konzipiert wird. Herausgekommen sind Texte, in denen die Autorinnen mögliche Zukünfte skizzieren, aber auch Potenziale des bisher Gedachten ebenso wie Versäumnisse sowohl im male stream der Disziplinen als auch innerhalb der Frauen- und Geschlechterforschung ausloten.

Ein gemeinsames Fazit der Texte ist sicherlich die Erkenntnis, wie sehr feministische Wissensproduktion vom jeweiligen (fach-)kulturellen und wissenschaftlichen Gedächtnis der Disziplinen ebenso wie von deren theoretischen und institutionellen Formierungen konfiguriert ist. Sandra Hardings Mitte der achtziger Jahre formuliertes Plädoyer, vorläufig auf ein

gemeinsames theoretisches und wissenschaftliches Paradigma, dessen begriffliche und methodologische Annahmen wir alle akzeptieren könnten, zu verzichten, hat insofern so lange nicht an Gültigkeit verloren, wie wir uns über diese Konfigurationen und die jeweils damit verbundenen Möglichkeiten und Grenzen unterschiedlicher disziplinärer Wissensproduktion nicht immer wieder aufs Neue verständigt haben.

Heft 2/1999

Feminismus in der Kritik.

Frauen- und Geschlechterforschung in der „Dritten Generation“ ?

Mit Heft 2/1999 der *Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung* wird die in Heft 1/1999 begonnene Debatte um die Zukunft der Frauen- und Geschlechterforschung bzw. der Kategorie ‚Geschlecht‘ mit einer veränderten Schwerpunktsetzung fortgesetzt. Es kommen Autorinnen zu Wort, die dabei sind, ihre ersten eigenen Schritte im Wissenschaftsfeld zu tun, d.h. die in Diplom- und Magisterarbeiten oder Dissertationen einen selbstgewählten Gegenstand bearbeiten und dabei die Kategorie ‚Geschlecht‘ bzw. Konzepte der Frauen- und Geschlechterforschung als Erkenntnismittel einsetzen und/ oder kritisch reflektieren.

Ist Feminismus heute (noch) für junge Frauen in Theorie und Praxis attraktiv? Welche Konzepte sind für sie besonders interessant? Was bedeuten z.B. für sie die heftigen Auseinandersetzungen um Judith Butlers ‚poststrukturalistisch‘ bzw. ‚dekonstruktivistisch‘ fundierte Kritik ‚am Feminismus‘, wie sie vor einigen Jahren in Deutschland u.a. in den *Feministischen Studien* auch als Streit zwischen gestandenen Frauenforscherinnen und Wissenschaftlerinnen der nachfolgenden ‚Generation‘ ausgetragen wurden? Wie gehen sie als ‚dritte Generation‘ mit den Ergebnissen der Auseinandersetzungen in der Frauen- und Geschlechterforschung der neunziger Jahre um?

Das Gemeinsame aller veröffentlichten Beiträge kann in der mehrdeutigen Formulierung ‚Feminismus in der Kritik‘ zusammengebracht werden.

Zum einen zeigen die Beiträge, dass Feminismus nach wie vor ein nicht zu unterschätzendes kritisches Potenzial für wissenschaftliches Arbeiten ist. *Zum anderen* ist Feminismus in den Beiträgen insofern ‚in der Kritik‘, als Begrenztheiten im Denken komplexer Zusammenhänge, begriffliche Unschärfen oder Ausblendungen, ‚blinde Flecken‘, die sein Potential als Erkenntnismittel limitieren, kritisch reflektiert werden.

Beitritts- bzw. Abonnementserklärung

Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung

- Hiermit erkläre ich meinen Beitritt zum Verein.
(Eine Bestätigung und weitere Informationen gehen Ihnen in Kürze zu.)
- Ich abonniere die Zeitschrift *Potsdamer Studien zur Frauen und Geschlechterforschung*.
(jährlicher Preis: DM 15,00 incl. Versandkosten, gegen Rechnung)

Name, Vorname

Straße/Hausnummer

Postleitzahl/Wohnort

Beruf

Ort/Datum

Bitte senden an: Universität Potsdam
 WISO-Fakultät
 Professur für Frauenforschung
 Postfach 900327
 14439 Potsdam

Über den Verein

Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung

Am 30.04.98 wurde in Potsdam der Verein „Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung“ gegründet.

Zweck des Vereins ist die Förderung und Popularisierung von interdisziplinärer Frauen- und Geschlechterforschung an der Universität Potsdam. Darüber hinaus soll der Verein der Vernetzung von den an Frauen- und Geschlechterforschung interessierten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern und der Kooperation mit außeruniversitären und außerwissenschaftlichen Einrichtungen – insbesondere in der Region Berlin-Brandenburg – dienen. Ein weiterer Zweck ist die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses.

Im Einzelnen ergeben sich daraus folgende Aufgaben:

Der Verein bietet die Möglichkeit der Publikation von Forschungsarbeiten.

Der Verein gibt die Zeitschrift *Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung* heraus und kann darüber hinaus weitere wissenschaftliche Publikationen edieren.

Der Verein möchte geeignete Diskussionsforen verschiedenster Ansätze der Frauen- und Geschlechterforschung eröffnen. Zu diesem Zweck kann er Tagungen, Workshops und Vortragsveranstaltungen organisieren.

Der jährliche Beitrag der Mitglieder des Vereins beträgt DM 30.00. Für Studierende, Rentner/innen, Vorruheständler/innen und Erwerbslose beträgt der Beitrag DM 10.00. Der Mitgliedsbeitrag beinhaltet ein Jahresabonnement der Zeitschrift *Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung*.

Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung

Herausgeber: Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung (e.V.)

Heftredaktion: Irene Dölling, Sabine Hark, Ina Dietzsch, Judith Klinger, Susanne Thiemann, Elke Liebs (für das Heft verantwortliche Redakteurinnen: Sylka Scholz, Ina Dietzsch)

Layout: Anne Mangold

Druck: ZA/Audiovisuelles Zentrum der Universität Potsdam

Erscheinungsort: Potsdam

ISSN: 1433-7444

Preis: DM 12,50

Zu beziehen über:

Universität Potsdam

Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät

Professur für Frauenforschung

PF 90 03 27

14439 Potsdam